742
Bibl. Mont.
-4

<36631159030010

<36631159030010

Bayer. Staatsbibliothek

Leſſings

Werke.

Vierter Band.

Donauöſchingen
im Verlage deutſcher Claſſiker.
1 8 2 2.

Geſchichte,

Literatur und Dramatik.

Berengarius Turonenſis.

---

1 7 7 0.

(Die Berichtigungen einiger von Leſſing aus dem Werke des Berengarius angeführten Stellen, welche K. A. Schmid, nach einer nochmaligen Vergleichung mit der Handſchrift, bekañt machte, ſind in dieſer Ausgabe nicht hinten angehängt, ſondern dem Texte wirklich einverleibt worden.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Berengarius Turonenſis:

oder

Ankündigung

eines wichtigen Werkes deſſelben,

wovon

in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekant geblieben.

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekant, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bei dem Carolino in Braunſchweig, unlängſt den Brief des Adelmans an den Berengarius, aus einer Handſchrift der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glük gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedrukten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glüklichere hätte erhalten können. Den gleich in den erſten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung ſelbſt beſtehet nur aus den Briefen, die

ich darüber an ihn zu ſchreiben Gelegenheit nahm.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfordert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müßen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt immer ergehet, weñ man von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bei weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bei dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müßen.

Doch weñ bei jenen Auswüchſen höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedies noch gewiſſe Dinge zurük, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth

ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen für jezt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſein, um einen Begrif von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene.

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müßen. Aber wer erräth auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur die Urtheile der Theologen unſerer Kirche: und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache mehr nach dem Bedürfniſſe, als nach dem Tone der Zeit, ermeſſen können und wollen.

Daß ſodañ des regierenden Herzogs Durchlaucht die Erlaubniß zu dem Abdruke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schäze keine Schäze ſind, weñ ſie nicht jeder nuzen kañ, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte, und begreife ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich ſo und ſo zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stüken brauchbar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kañ. Dieſe mögen wichtiger ſein, oder nicht: es ſind doch immer mehr meine Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns ſo zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kañ, als weñ

ein Gottesgelehrter von Würde und erkañten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt. Einem ſolchen, er ſei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdekung geben köñte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſein, zu der ich mich, einzig und allein in Ermangelung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke.

1.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchiken will. 1)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdekung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benuzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beitritt, auffordern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmañs macht Ihnen als Kritikus Ehre, dem es genug iſt, die Überreſte des Altertums dem Untergange zu entreiſſen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von großem Nuzen ſind, und wem damit am meiſten gedienet ſein möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß es nicht unſere, ſondern die römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte es aus dem Bücherſchaze eines proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſezt zu ſehen, 2) wodurch ſie nun freilich nicht eben neue Waffen, aber doch

1) (Es betraf die Nachweiſung des Aufſazes vom Doneda, in der Raccolta d'Opusculi scient. e filos. T. 46. in welchem die Zeit, weñ Adelmañ mit Tode abgegangen, näher beſtimt werden ſoll, und mit welchem Herr Profeſſor Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.)

2) Galeardus wandte ſich deßfalls, auſſer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bei unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſein: ob es ſchon freilich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgepuzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beiſtimmung des Adelmañs kañ ſtreitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, [1]) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmañs kein Ausdruk zu finden, welcher den cruden Begrif der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſezte. Da jedoch Adelmañ auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begrif, welcher der herſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des Paſchaſius, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, weñ ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſei deñ auch! Wir können ihnen ſo einen Mañ gern gönnen, der es — weñ Sie mir erlauben wollen, mein Freund — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſei ein Deutſcher, oder ein Wale, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht recht denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glüklich genug, weñ ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſem verlangen, daß ſie ihrem Beiſpiele hierin folgen ſollen.

1) Catal. Teſtium. Veritatis L. 12. p. 1279. edit. Genev.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutſchen machen köñten! — „Den „Berengarius? dieſen Kezer? dieſen dopelten Ke„zer? Kezer in ſeiner Trennung von der Kirche: „Kezer in ſeiner Rükkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, das man Kezer neñt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Kezer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch größer, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; deñ unter dieſen läuft doch mancher Betrüger mit unter.

Daß Berengarius in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: weñ Ihnen die Wahl noch jezt frei ſtünde, ob Sie lieber vom Adelmañ, oder vom Berengarius, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekañt noch bis jezt der wahre Berengarius iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis jezt von ſeiner wahren Meinung urtheilen läßt; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekañter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kañ.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher

in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt Sigebertus Gemblacenſis. [1])

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſezlich zu vernichten? Weñ die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſein, als dieſes. Aber da kañ man, auſſer Ihrem Adelmañ, — weñ man will — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Troze, leſen; die ſich alle treflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich: deñ man hört immer nur einen ſprechen; und weñ der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müßen aber, ſchon zu des Flacius Zeiten, die Schriften des Berengarius ſo gut als aus der Welt geweſen ſein. Man kennet den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt,) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekañt geworden, als was jederman kañte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſamlung zu Rom, unter Nikolaus II. und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

1) Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos. — De Script. Eccl. c. 154. in Bibl. Eccles. Fabricii, p. 111.

Dieſes waren deñ auch die Beweisſtüke alle, auf die man ſich in den unglüklichen ſacramentariſchen Streitigkeiten berufen koñte, weñ von der einen, oder von der andern Gemeinde der proteſtantiſchen Kirche des Berengarius, zum Schuz oder zum Truz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Widerruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt; beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen ſtatt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kañ von beiden, von dem einen ſowohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſein.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meinung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Tansſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloßen Tropus; da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkañte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrüke des ihm aufgedrungenen Widerrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. 1) Berengarius war in ſeinen Augen das Schlim-

1) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als „die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt „Nikolaus ſtrafen, daß er den Berengarius hat „gedrungen zu ſolcher Bekeñtniß, daß er ſpricht:

ſte, was er ſein kon̄te, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrtum Karlſtadt und Zwinglius blos erneuerten: [1]) und was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der Weſtphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekan̄t, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilt; und dieſes iſt eben der Flacius, [2]) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meinung von ihm nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. Arnolden kön̄te ich ihm allenfalls noch beigeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Kezer anzunehmen.

Hingegen ließen es die, welche ſich zur Meinung des Zwinglius bekan̄ten, ſich nicht zweimal ſagen, daß Berengarius ihr Vorgänger geweſen ſei; ſie griffen begierig zu, und ſezten ſich ganz in den Beſiz dieſes Mannes. Wer kan̄ es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſein, in frühern Jahrhunderten

„Er zudrüke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahr„haftigen Leib Chriſti. Wollte Gott, alle Päbſte hät„ten ſo chriſtlich in allen Stüken gehandelt, als dieſer „Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekeñtniß gehan„delt hat.“ Luthers Bekeñtniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

1) „Karlſtadt erneuerte den greulichen Irrtum Beren„garii vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt „nur Brod und Wein u. ſ. w.“ — Aurifaber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524 und 1525 zugetragen.

2) Sowohl in ſeinem Catal. Test. Verit. als auch in den magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein anderer, als der Glaube der erſten Chriſten ſei. Dabei war Berengarius ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mañ geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freiwillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den Berengarius kommen koñten, ſich ſehr gern bei ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Gefliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müßen, nicht umhin zu können glaubten. 1)

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchalen für den Berengarius umſchlagen können. Auſſer verſchiedenen Kleinig-

1) Inter eos, qui Historiam Berengarii consignarunt, circumspecte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, specioseque defendant, quorsum refero Joannem Episcopum Dunelmensem. — Fechtius de Origine et Superstitione Missarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p. 1024. Es iſt Johañ Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht namentlich anführet, und deſſen Historia Transsubstantiationis Papalis zu Bremen 1678 nachgedruft worden. Er hätte aber eben ſo wohl einen Mornäus, Forbeſius, Uſſerius und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius ohne Zweifel in Gedanken hatte, weñ er ſchrieb: Haec de certamine Berengarii non mea, sed historicorum fide docere volui, cum viderem, ex Reformatis non paucos apposito verborum colore, obscuratis aliquibus, nonnullis etiam silentio pressis, nimis dubiam et incertam reddidisse Berengarii historiam. — De Doctoribus Scholasticis, c. 6.

keiten von ihm, welche fleiſſige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekañt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nämlich Martene und Durand eine von dem Berengarius ſelbſt aufgeſezte Verhandlung von der, unter Gregorius VII., im Jahre 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſamlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. [1]) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen worden: [2]) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des Berengarius, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefähr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter Nikolaus II., zuging. Berengarius ließ wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſeinem Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie we-

1) Acta Concilii Romani, sub Gregorio VII. in causa Berengarii conscripta, cum ipsius postea recantatione; ex manuscr. codice Gemblacensi. Tom. 4. Thes. novi Anecdot. p. 99.

2) Conciliorum rhapsodus, ex Blondo et Sabellico tradit, sub Gregorio VII, alteram revocationem fuisse factam a Berengario, quem in Pontificia sententia mortuum esse fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. — Flacius Catal. Test. Verit. l. c. p. 1274. Doch war auch durch den Ungenañten, deſſen Aufſaz de Berengarii Haeresiarchae damnatione multiplici P. Fr. Chiffletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſezt.

nig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſezen; und es iſt klar, daß beſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis jezt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von ſeiner Kezerei ein Großes erlaſſen zu müßen glaubten. Sie erklärten: aus den klaren Worten des Berengarius ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bei allen den wiederholten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geläugnet und beſtritten habe. [1]) Eben dieſes Urtheil war auch bereits von Mabillon gefället und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nämliche Manuſcript zu Gemblou genuzt und, weñ ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zuerſt entdeckt hatte. [2])

Iſt auch dieſes; hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt

1) Ex hoc loco et ex superius dictis patet, Berengarium realem, ut ajunt, Christi praesentiam admisisse in eucharistia, sed transsubstantiationem praesertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster Mabillonius in praefat. ad Saeculum VI. Bened. Tom. 2. p. 107.

2) Hoc scriptum olim inveni in bibliotheca Gemblacensi, quae ante paucos annos, non levi reipublicae literariae detrimento, incendio consumpta est. — Praef. Tom. 1. Saeculi 6. Act. Ord. Bened. p. 16.

und bekañt; hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, weñ er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſein, er doch ganz gewiß auch der Mañ nicht ſein kañ, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ungeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht ſäumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widerſprechen, [1]) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beim Mabillon damals noch nicht geleſen habe; aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blik auf das Verhalten unſerer Theologen bei dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſein will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bei dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darin vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den Berenga=

1) Bibliothèque anc. et moderne, Tom. 15. p. 306.

rius zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Altertum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begrif verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſein. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bei der Überzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und des Blutes Chriſti im Abendmahle finden, auſſer dem päbſtlichen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen ſtatt: und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Weñ Berengarius ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer koñte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſezt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſein, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von ihm bekañt gemacht hatten: und ſo ließen ſie den Mañ ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſein koñten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerei ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte Mosheim ſich eines Verdachtes enthalten ſollen, der den Berengarius allzu ſehr erniedriget. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meinung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglüklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der

ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrtümern zu widerſezen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nämlich, Berengarius habe mit Fleiß ſeine Meinung ſo dunkel und zweideutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. 1)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrükt haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkañte Wahrheit zu verläugnen?

Das ſei fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glük und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, weñ man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurükhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nüzlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, weñ er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient,

1) Nescio, an de vera ejus hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui praeter figuram corporis et sanguinis Domini nil esse in sacra coena, hominem disputasse perhibent; sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus restat, id multum habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quae adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit. — Institut. Hist. Eccles. L. 3. p. 553.

weñ er grobe Irrtümer uns benim̃t, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Deñ je gröber der Irrtum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: da hingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kañ, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrtum iſt.

Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſaz auch falſch geweſen ſein? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müßen? Der Mañ, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kañ die Wahrheit doch ſehr lieben; und die Wahrheit vergibt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mañ zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kupler ſein, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechteres, als einen ſolchen Kupler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſein könne, iſt deſſen, den er trift, und deſſen, der ihn hegen koñte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen Mosheim nur ſelten widerfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, weñ es bei dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich koñte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; deñ kurz, ich habe den unwiderſprechlichen Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdekung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile.

Was meinen Sie, weñ ich Ihnen ſage, daß ein Werk des Berengarius, ein umſtändliches,

ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenkt, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſogar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſein eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meinen Sie, was ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bei uns, unter den ungedrukten Schäzen der hieſigen fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmañ, der Ihnen unter eben dieſen Schäzen ſo glüklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das Ἑρμης κοινος zu: deñ Sie ſind es, Ihr Adelmañ iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

2.

Ich habe Ihnen keine vergebliche Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den erſten Plaz einnimt. Berengarius war auf der Kirchenverſamlung zu Rom, unter Nikolaus II. gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meinung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Plaz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde,

als er alles wieder zurüknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meinung zugleich auf's Neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beifalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch jezt als ein Hauptwerk in den euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen großen Sam̃lungen, gedrukt und wieder gedrukt worden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringeres, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehört, oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benedictiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrüklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglüklichen Scholaſtiker die Augen zu öfnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des

Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. [1])

Die gutherzigen Väter! Weñ die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleiſſig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich bedaure, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel trefliche Schlüſſe, als Don * * * (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benañter Geſchichte die

1) Weñ ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meinung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte Lanfranc son illustre adversaire, du vivant même de Berengar, qui les laissa sans replique. Weñ ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce même écrit, pour ouvrir les yeux et toucher le coeur à cet infortuné Scholastique. Il y trouva effectivement tout ce qui étoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications même à citer les Pères, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétendues triomphantes, et la croyance commune de l'eglise établie d'une maniére invincible. Und weñ ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſezte, ſo behaupten ſie geradezu: Ces deux ouvrages fermerent la bouche à notre ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu employa pour le ramener à la foi catholique. Dépuis cette époque il garda un profond silence. — Histoire literaire de France, T. 8. p. 208. 212. 213.

Feder geführet hat,) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſein ſollen. Ich bedaure, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen ergoteur, der ihm ſeine gute Meinung von der Schrift des Lanfrancus ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleien und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müßen.

Deñ mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe?

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdekung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdekung, ſondern, wie ich es ſchon genañt habe, ein Fund iſt. Man entdekt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabei, mir, meiner jezigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekañt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichniſſen geſchehen kañ. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenañten weiſſenburgiſchen, deren Geſchichte ihnen ungefähr aus dem Burkard bekañt ſein wird,[1]) anfangen wollte. In dem feſten Vorſaze, Stük nach Stük vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Coena

1) Hist. Biblioth. Augustae, Parte 1. p. 256.

Domini et Transſubstantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefähr die nämliche Aufſchrift: de Coena Domini praeſertim de Transſubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſezt. Ihr Adelman war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis. 1) Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; blos

1) Leibnitz, zu deſſen Zeiten die weiſſenburgiſchen Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergrif, ihrer zu gedenken, ſagt: (de Nummis Gratiani, Op. T. 4. P. II. p. 253.) Plerique ſcripti ſunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in uno catologus ipſe antiquus bibliothecae monaſterii, addito nomine abbatis, ubi hi ipſi bona ex parte recenſentur, qui nuper Guelferbytum fuere tranſlati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Auguſtinus de Concordia Evangeliſtarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, Folmarus ſei, der bereits 1043 mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des Berengarius darin zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenañten Seriem Abbatum Monaſterii Weiſſenburgenſis beim Schannat (Vind. lit. Coll. 1. p. 8.) wo er, nur wenig verſchieden, eingerüket iſt. Die darin benañten Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drei Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu

mit dem Zuſaze: Anonymi. Dieſer Zuſaz ſelbſt machte mir ſchlechte Hofnung, meinen Mañ kennen zu lernen: angenommen nämlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genañt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen köñte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen namenloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius auf's Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorköm̃t. Ich erkañte dieſen radirten Namen gar bald für Joannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle aus dieſen Zeiten, aufſtoßen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, weñ es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt, oder eben ſo unerkañt, wie Berengarius, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, weñ es anders ein noch unbekañtes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerlei zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein inquis tu, bald ein inquio ego, in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſei. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabei mich in Blimmers Sam̃lung [1]) mit umgeſehen, als ich

gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchaft hatte.

1) De veritate corporis et sanguinis J. Ch. in Euch. sacra Autores vetusti. Lovanii 1561. 8.

auf einmal erkañte, daß jenes tu Lanfrancus, und dieſes ego Berengarius wären. Kurz ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt für Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nämlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nämlich, daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodañ ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnt habe, zu den weiſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte groſſe Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die ihm in den lezten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkañt geblieben ſein. So lange ſich Leibniz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nuzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege nach Abenteuern hätten umher ſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäſſigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts geſchrieben zu ſein. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lüken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmale des zwölf-

ten Jahrhunderts. Das Schlimſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloße ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern, daß Vorſaz mit dabei gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anloken dürfte, wollen vorbeiſchießen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennüzigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſezen wollen: man hat die keñtlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe: daß nämlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekrazt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzkezers, es ſei nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es deñ ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eins ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes: es müßen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſein; die unſere muß die einzige ſein, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmelung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch jezt Bibliotheken dergleichen haben köñten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jezt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſteke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen ließen.

Dieſes zwar anzunehmen dürfte leicht wenig gewagt ſein; und mehr als ein Umſtand könte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon Labbe und de Roye haben angezeigt, daß die erſte Schrift des Berengarius, auf welche ſich die Widerlegung des Lanfrancus beziehet, in der königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſei. [1] Lanfrancus führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Übrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. [2] Wie kömt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon, und Ihresgleichen, haben ſo viel unnüzes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienſt erwieſen? Wen ich mich recht erinnere, ſo bekennet Mabillon ſogar, an einem Orte, der mir jezt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bei ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benedictiner hätten es leſen müßen, da wenigſtens ihnen nicht unbekant ſein konte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzeln Stellen behandelt, vom Oudinus und andern in Zweifel gezogen werden. [3]

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frank-

1) Hist. liter. de France, T. 8. p. 223.

2) Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis rosas interseris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quaedam etiam dicis, quae nihil pertinent ad propositum quaestionis. — Cap. 2. p. 232. edit. Dacher.

3) Comment. de Script. Eccles. antiq. T. 2. p. 631.

reichs und Italiens Handſchriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confessio oder Recantatio Berengarii: 1) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloßen aus wenig Zeilen beſtehenden Bekeñtniſſe oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenverſamlungen ablegen und unterzeichnen müßen.

Nur um zwei dergleichen Handſchriften, die ſich aber in britiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreifaltigkeitscollegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel: Berengarius de Sacramento Altaris, welchem das Verzeichniß beifüget, daß ſie von einer Handſchrift bei den Jeſuiten zu Löven copiret worden. Die andere iſt die, welche Cave aus dem Verzeichniſſe des Collegii zur ehernen Naſe in Oxford anführet, und Disputationes Berengarii cum Lanfranco de praesentia Christi in coena benennet wird.

Doch aus der Abſchrift, welche Oudinus durch Basnagen von erſterer erhielt, erkañte er, daß es kein Werk des Berengarius, ſondern der Tractat eines Ungenañten de Eucharistia ſei, den ſchon Cellotius herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweiten Kapitels: Patres redarguis incurrisque etc. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Weñ indeß, zufälliger Weiſe, von der leztern Handſchrift zu Oxford Oudinus, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts

1) Beim Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptor. nachzuſehen.

zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkañte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſein. Deñ es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, ſondern ein Werk des Berengarius wäre, und zwar das nämliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nämlich ſchon angemerkt, wollte Berengarius ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſein ſoll: und indem er alſo, Stelle für Stelle, den Lanfrancus, durch ein inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſei der Zeit, oder der Barbarei, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſei, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedrukten Schäze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis jezt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere fürſtliche an dem wiedererkañten Werke des Berengarius ein Kleinod beſizet, deſſen ſich keine andere rühmen kañ, ja deßgleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als an innerem Werthe, ihnen allen ſchwer ſein möchte, uns entgegenſtellen zu können.

3.

Iſt unſer berengariſches Werk einzig: ſo kañ es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? weñ es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten,

daß der nüzliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſezt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könte, als die zuverſichtlichen Benedictiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des Lanfrancus ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwazen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirket worden: wäre es deñ auch ſchon dañ nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten deñ noch jezt an das Licht, durch die dergleichen parteiiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſogenañte Bekehrung des Berengarius beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß, weñ ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freiheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mañ, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekañt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bei der bekañten und gelehrten Wahrheit, troz aller Gefahren, troz ſeiner eigenen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreiſſig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblike, da unter allen erworbenen Schäzen dem Menſchen keine werther ſein müßen, als die Schäze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hofnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können,

daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſein aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könten, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Den wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wen ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wen dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurükſtürzen, eben wen uns ein anderer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals blaß zu werden wünſchet, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrüke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſerer Kindheit beigebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bei denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigentum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzählungen, von plözlichen Rükfällen in längſt abgelegte Irrtümer auf dem Todbette, wahr ſein, mit welchen man jeden kleinmütigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könte. Nur von dieſem: aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben

ſo ernſtlich lehren, als er. Freilich muß ein hiziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchreklicher iſt als ein hiziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müßen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſezen, bis ſie ihm ein paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können.

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtafiret zu werden, weñ ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich bedauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtafiren zu helfen. Nur müßen dieſe Männer es deñ auch nicht übel nehmen, weñ ein anderer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtafirungen wieder abzureiſſen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benedictiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bei jeder anderen Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nuze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich herauszubringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehret worden. Alles, wie man leicht ſieht, kömt hierbei auf die Zeit an, wañ Lanfrancus dieſes Werk geſchrieben: und die gemeine Meinung hierüber taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Weñ Berengarius unter Gregorius VII. im Jahre 1079, nochmals widerrufen; und weñ er auch von dieſem Widerrufe nochmals rükfällig geworden: ſo muß nothwendig Lanfrancus erſt nach dieſem Jahre geſchrieben haben, oder er war es nicht, welcher

den Berengarius bekehren half, weñ der jemals bekehret worden Und nun, wie fangen ſie es an, zu erweiſen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geſchrieben? Es verlohnet der Mühe, ſie nach der Länge ſelbſt zu hören.

„Wegen der Zeit, wañ Lanfrancus (ſchreiben „ſie in dem Leben deſſelben 1) ſein Werk verferti„get, iſt man ſehr uneinig. Die Chronike der „Abtei zu Bec 2) ſagt, daß es im Jahre 1053 „geſchehen ſei: welches ein offenbarer Irrtum „iſt; weil die Schrift des Berengarius, welche „Lanfrancus darin widerlegt, weñ ſie früh erſchie„nen, ſerſt ſechs Jahre nachher kañ erſchienen ſein. „Don Mabillon, nachdem er über dieſen Punkt „ein wenig veränderlich geweſen, entſchloß ſich „endlich für 1069. 3) Überhaupt kömt man darin „überein, daß der Verfaſſer noch Abt in dem „Kloſter des heiligen Stephanus zu Caen geweſen, „als er ſein Buch herausgegeben. Doch die, welche „für dieſes allgemeine Datum ſind, das acht bis „neun Jahre in ſich faßt, gründen ſich einzig und „allein auf die Meinung, nach welcher man vor„ausſezt, daß es eben das nämliche Werk gewe„ſen, welches Lanfrancus, von Canterbury aus, „an den Pabſt Alexander II. ſchikte, und von „welchem er ſelbſt ſaget, daß er es noch als Abt „verfertiget habe. 4) Eine Vorausſezung, die ſehr „zweideutig, ich will nicht ſagen, gänzlich falſch „iſt: und zwar aus folgenden Gründen.

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benañten

1) T. 8. p. 279.

2) Chronicon Beccense in Append.ad Opera Lanfranci, Paris. 1648. fol. p. 2.

3) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. 9. p. 633. ibid. Praef. §. 57. Annal. Ord. S. Bened. L. 63. T. 5. §. 46.

4) Lanfranci epist. 3. p. 303.

„ Pabſt ſchikte, war zwar wirklich gegen den Be-
„ rengarius; aber ſie heißt doch nur ein bloßer
„ Brief: Epiſtolam quam *Berengario* Schismatico,
„ dum adhuc Cadomenſi coenobio praeſſem, transmiſi,
„ Paternitati veſtrae — transmittere curavi. Man gebe
„ ſich die Mühe, die Ausdrüke dieſer Stelle des
„ Lanfrancus eigentlich zu erwägen. Die Rede iſt
„ von einem Briefe, den er aus Caen an den
„ abtrünnigen Berengarius geſchrieben. Reimt ſich
„ dieſe Vorſtellung wohl mit dem Begriffe, den
„ wir von ſeinem Tractate von dem Leibe und
„ Blute des Herrn wider dieſen Kezer haben, und
„ den der Verfaſſer ſelſt Liber Scintillarum über-
„ ſchrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl
„ dem Pabſte unter einem andern Titel überſendet
„ haben, als den er ihm ſelbſt gegeben? Weñ
„ man es nicht erweiſen köñte, daß Lanfrancus,
„ auſſer ſeinem Tractate vom Abendmahle, auch
„ noch andere Schriften gegen den Berengarius
„ ausgehen laſſen, ſo dürfte man allenfalls noch
„ eher zu der Vorausſezung, die wir hier wider-
„ legen, berechtigt ſein. Aber Sigebertus, ein
„ zeitverwandter Schriftſteller, verſichert mit aus-
„ drüklichen Worten,[1]) daß auſſer dieſem Tractate,
„ den er ſehr ſorgfältig bezeichnet, Lanfrancus
„ mehr als einen Brief wider ſeinen Gegner ge-
„ ſchrieben, und die Irrtümer deſſelben mit vie-
„ lem Nachdruke darin widerlegt habe: Scripſit in-
„ vectivas contra *Berengarium* Turonenſem epiſtolas,
„ refellens ſcripta ejus; worauf Sigebertus insbe-
„ ſondere den Tractat unſers Erzbiſchofs vom Abend-
„ mahle ſehr genau beſchreibt. Nichts kañ klarer
„ ſein, als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch
„ iſt es hinlänglich, die Vorausſezung zu vernich-
„ ten, die man gemeiniglich wegen der vom Lan-

1) De Script. Eccles. c. 155.

„ francus an den Pabſt Alexander überſchikten
„ Schrift zu machen pflegt. Es war nicht ſein
„ Tractat vom Abendmahle, der bis auf uns ge-
„ kommen iſt; ſondern es war einer von den erſten
„ Briefen, die er über den nämlichen Gegenſtand,
„ wie wir geſehen, an den Berengarius geſchrie-
„ ben hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit
„ beraubet haben.

„ Was das eigentliche Datum des Tractats an-
„ belangt, von welchem wir hier handeln, ſo
„ muß ſolches aus dem zweiten Kapitel deſſelben
„ genommen werden. Lanfrancus redet daſelbſt von
„ dem, was unter der Regierung Gregorius VII.
„ zu Rom wegen des Berengarius verhandelt wor-
„ den, und führet von Wort zu Wort das ganze
„ Glaubensbekeñtniß an, welches dieſer Archidiako-
„ nus, auf der, im Februar 1079 gehaltenen
„ Kirchenverſam̃lung, ſechs Jahre nach dem Tode
„ des Papſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folg-
„ lich kañ Lanfrancus ſelbſt dieſes höchſtens nur in
„ dem nämlichen, oder etwa dem folgenden Jahre
„ geſchrieben haben, in welches die Bekehrung des
„ Berengarius fällt, zu der das Werk des Lan-
„ francus, wie anderwärts von uns bemerkt wor-
„ den, das Seinige gar wohl beigetragen haben
„ mochte. Doch der Ort, auf den wir dieſes Da-
„ tum gründen, wird in verſchiedenen Handſchrif-
„ ten, und in den nach denſelben beſorgten Aus-
„ gaben vermißt; ob er ſich ſchon in den Ausgaben
„ von 1540, 1648 und 1677 befindet. Was kañ
„ hieraus folgen? So viel, ſagt man, folge hier-
„ aus, daß Lanfrancus, der dieſen ſeinen Tractat
„ geſchrieben, als er noch Abt zu Caen geweſen,
„ ihn nach der Zeit müße wieder überſehen, und
„ mit dem vermehret haben, was ſich unter Gre-
„ gorius VII. zugetragen. Allein ſo ſchließen, heißt

„mehr errathen wollen, als ſchließen. Weit natür„licher iſt es, daß die Lüke durch Unachtſamkeit „eines Abſchreibers entſtanden iſt. Es braucht nur „einer den Fehler begangen zu haben, und er „kañ ſich in mehreren Manuſcripten finden, die „nämlich nach ſeinem gemacht worden. Der Bei„ſpiele von dergleichen Lüken ſind unzählige.

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler „(ergoteur) finden, der unſerer Meinung zu wider„ſprechen, dieſes als einen Grund anführen woll„te, daß man ſonach keine Urſache abſehen könne, „warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre ver„ſchoben habe, die Schrift des Berengarius zu „widerlegen: ſo dürfen wir nur wiederum fra„gen, warum er, nach der gemeinen Meinung, „es gleichwohl zehn Jahre verſchoben hätte? We„nigſtens erhellet aus ſeinen Worten ſelbſt, daß „er es nicht eher als nach dem Tode des Cardinals „Humbertus gethan, folglich doch erſt ganze fünf „Jahre nachher, als Berengarius ſeine Schrift „ausgehen laſſen. Man dürfte ſehr verlegen ſein, „eine kategoriſche Urſache von dieſer Verzögerung „anzugeben. Nur die, welche wir anführen kön„nen, iſt ſehr natürlich, und gründet ſich auf „Facta. Lanfrancus, der, wie Sigebert verſichert, „die Irrtümer des Berengarius ſchon mehr als „einmal beſtritten hatte, ſahe, daß andere Schrift„ſteller, wie Durandus, Abt zu Troarn, wie „Euſebius Bruno, Biſchof zu Angers, auch viel„leicht wie Guitmundus, und wer ſie ſonſt wa„ren, ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen„ſezten. Er hofte, daß Berengarius endlich da„durch zum Stillſchweigen gebracht, und dieſe „ärgerliche Streitigkeiten geendet werden ſollten. „Als er aber eines Theils bemerkte, daß ſich noch „niemand angelegen ſein laſſen, die Schmähungen

„abzulehnen, mit welchen dieſer Kezer den Cardi-
„nal Humbertus angegriffen hatte, und andern
„Theils ſehen mußte, daß er ſeine falſche Lehre
„durch die Schrift erneuere, in der er auch dem-
„jenigen Bekeñtniſſe, welches er 1079 unterſchrie-
„ben hatte, entſagte: ſodañ entſchloß ſich Lan-
„francus, nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das
„ältere Werk des Berengarius gegen ſein erſtes
„zwanzig Jahre vorher unterſchriebenes Bekeñtniß,
„zu widerlegen. Warum er ſich aber lieber an
„dieſes, als an jenes Werk halten wollte, kam
„wohl daher, weil beide die nämlichen Spizfindig-
„keiten und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſten
„aber ſich die ſchimpflichſten Vorwürfe befinden,
„deren wegen er den Humbertus und die römiſche
„Kirche rächen wollte. Indem alſo Lanfrancus
„ſeine Waffen gegen die erſte Schrift des Beren-
„garius richtete, ſo gelang es ihm nicht allein,
„dieſen ſeinen Vorſaz zu erreichen, ſondern auch
„die eine Schrift ſowohl als die andere zu wider-
„legen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit
„mußte Lanfrancus haben, wider den Berengarius
„zu ſchreiben. Die Bekañtmachung der 1059 aus-
„gefertigten Schrift deſſelben war dieſe Ge-
„legenheit nicht, indem er, wie andere Kritici
„wollen, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn
„Jahre verſtreichen ließ, ehe er darauf antwortete;
„ſondern die Schrift von 1079 ſchafte ihm dieſe
„Gelegenheit, und ſezte ihn gleichſam in die
„Nothwendigkeit, ſeinem Gegner den Mund zu
„ſtopfen. Wir haben uns bei dieſem Punkte der
„Kritik vielleicht ein wenig zu lange aufgehalten:
„aber allgemein angenommene Vorurtheile machen
„es öfters nöthig, daß man ſich umſtändlich ein-
„laſſen muß, um ſie deſto gewiſſer aus dem Wege
„zu räumen.

„Dieſem Grundſaze zufolge, erlaube man „uns alſo nur noch eine einzige Anmerkung, die „mit zur Beſtätigung unſerer bisher dargethanen „Meinung dienen kañ. Seitdem Lanfrancus zum „Biſchof erhoben war, hatte er dem Studio und „Gebrauche der weltlichen Wiſſenſchaften gänzlich „entſagt. 1) Dieſes verſichert er uns ſelbſt; und „ohne Zweifel muß man auch die Dialektik „darunter begreifen, als die einen Theil derſelben „ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er „von dem Gebrauche dieſer Kunſt in ſeinem Werke „wider den Berengarius ſagt, dem er vorwirft, „daß er in Ermanglung gültiger Beweisſtellen „ſeine Zuflucht zu ihr nehme. 2) Lanfrancus be„kennet, daß er ſeines Theils in Dingen, welche „die Religion betreffen, keinen Gefallen an den „Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern „ſcheinen wolle, ſich mehr auf ſie, als auf die „Wahrheit ſelbſt, und auf das Anſehen der heilt„Väter zu verlaſſen. Sogar weñ der Gegenſtand „des Streits von der Beſchaffenheit wäre, daß er „ſich durch dieſe Regeln am leichteſten aus einan„der ſezen laſſe, bemühe er ſich, ſie ſo viel mög„lich zu verſteken, indem er ſich gleichgeltender „Ausdrüke bediene. Aus der Beſchreibung, welche „Sigebert von des Lanfrancus Auslegungen der „Briefe Pauli macht, hat man geſehen, daß er „ſich der nämlichen Enthaltſamkeit von dieſer Kunſt „bei weitem nicht befliſſen, als er nur noch Abt „war. Folglich muß er ſchon Erzbiſchof geweſen „ſein, als er die Schrift gegen den Berengarius „aufſezte, die uns noch von ihm übrig iſt; ob er „ſich ſchon darin keinen andern Titel, als den „Titel eines katholiſchen Chriſten von Gottes Barm„herzigkeit, gibt.“

1) Epist. 53. 2) Cap. 7.

So viel halbwahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſchlechterdings befriedigende und unwiderſprechliche Art zu widerlegen. Deñ alles, was man dagegen ſagen köñte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdañ in keine Betrachtung mehr köñt, weñ man ihr das Wirkliche entgegenſtellen kañ. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, weñ ich, mit Zurükhaltung des alles entſcheidenden Augenſcheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kañ ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein paar Punkte, ohne Rükſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es deñ der Benedictiner, daß Lanfrancus ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſei immer wahr, daß Bromton in ſeiner Chronike[1]) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedrukt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſein, als in welchen es ſchlechtweg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheiſſen: ſo köñte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift: das Buch der Funken, der wizige Einfall eines ſpätern Mönches ſein. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heiligen Diemude beim Pez,[2]) die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benañte. Andere haben es Dialogus geheiſſen. Aber bei dem allen köñt ihm doch ſchlech-

1) Historiae Angl. Script. p. 952.
2) Thes. Anecd. T. 1. Praef. p. 21. §. 37.

terdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander gibt. Deñ, iſt es deñ nicht wirkich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kañ die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſein aufhöret? Lanfrancus hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen,[1]) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen?

2. Müßten wir es deñ aber ſchlechterdings dem Bromton auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Beregarius, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß Lanfrancus dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtei zu Bec verfertiget habe? Deñ beides ſagt er in der nämlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nämlichen Zuge der Feder: Lanfrancus Beccensis Prior tonantem librum contra Berengarium edidit, quem *Scintillarum* intitulavit. Kañ, dieſen Worten zufolge, das Buch, welches Lanfrancus an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius ſein, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: ſo kañ ja, eben dieſen Worten zufolge, die nämliche Schrift nicht unter Gregorius VII. abgefaßt ſein, welches der Benedictiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung Lanfrancus längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt deñ Bromton,

1) Lanfrancus misericordia Dei Catholicus, Berengario Catholicae Ecclesiae adversario.

daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius Liber Scintillarum betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benedictiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrüklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geſchrieben. Nun wohl; wir müßen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander ſchikte, nicht eben das noch vorhandene muß geweſen ſein; daß es ein anders geweſen ſein kañ. Muß er aber nicht hinwiderum zugeben, daß, nach eben dem Zeugniſſe, dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſein muß, welches Liber Scintillarum überſchrieben geweſen? Deñ warum köñte es kein anderes geweſen ſein, das dieſen Titel geführet? Kañ es aber ein anderes geweſen ſein, wo bleibt ſein Schluß? Ja, es muß ein anderes geweſen ſein, weñ das Anſehen des Bromton überhaubt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Cardinals Humbertus geſchrieben; da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſezt zu ſein ſcheinet. Nun ſtarb Humbertus 1063: und weñ Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kañ er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anderes geweſen ſein. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzählet, er ſei auf der Kirchenverſamlung

zu Rom unter Leo IX. welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meinung des Berengarius zugethan ſei. Der Pabſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtfertigen, ein Bekeñtniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunft, als durch Beweisſtellen aus der Schrift und den Vätern, zu erhärten. Dieſes habe er deñ auch gethan, und den Beifall der ganzen Verſamlung erhalten.[1]) Weñ man nun annehmen darf, daß dieſes nicht blos mündlich geſchehen, ſondern daß Lanfrancus ſein Bekeñtniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſezt haben: ſo dürfte ein ſolcher Auffaz vielleicht am erſten, es ſei von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des Buchs der Funken ſein belegt worden. Deñ, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Samlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſein, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus iſt, in welchem man einen Gegner Punkt für Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmakt ſein, daß man ſich ſchwerlich bereden köñte, es ſei von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſon-

1) Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris autoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque surrexi, quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit. — Cap. 4. p. 234. edit. Dacher.

dere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den wizigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benedictiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabei an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meinung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles eins wäre? Und worauf gründet ſich deñ nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es deñ der Benedictiner, daß Lanfrancus auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, Lanfrancus hat erſt nach dem Tode des Humbertus, das iſt, nach 1063 geſchrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom widerrufen. Das macht freilich fünf Jahre; aber muß deñ darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius ſeinen Widerruf öffentlich zurükgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekañt gemacht haben? Wer hat dem Benedictiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod ſowohl des Pabſtes als des Cardinals abzuwarten, die ihn zu dem Widerrufe gezwungen? Auch ergibt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolget. Nikolaus ſtarb 1061, und Humbertus das zweite Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom, oder in Franreich, anſehnliche Kirchenverſam̃lungen gehalten worden.

Aber auf keiner wurde des Berengarius und ſeiner erneuerten Kezerei gedacht. Nur erſt in dem nämlichen 63 Jahre fand man auf der Kirchenverſam̃lung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen Berengarius und ſeine Anhänger zu wiederholen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des Berengarius ſelbſt, mit welchen er des Humbertus in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Cardinale geſagt worden. — [1]) Scriptum Humberti Burgundi, quem fecerant Romae Episcopum Cardinalem, quod scripsit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, ut cogeretur ex illo Berengarius quasi profiteri errorem ineptissimi Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzählenden und freimüthigen Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurüknahme ſeines Widerrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilet; zwei zugleich, und mit mächtigen Unterſtüzungen herſchende Päbſte ſicherten ihn vor der Tirannei des einen und des andern. Honorius II., oder vielmehr die Kirchenverſam̃lung zu Baſel, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, Nikolaus II., für null und nichtig erkläret,[2]) als worunter die Verdammung des Berengarius und ſeiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer leztere Umſtand auf den Berengarius gehabt haben kañ, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des

1) Apud Lanfrancum p. 2. edit. Vlimmerii.

2) Fr. Pagi Brev. T. 2. p. 386. — Harduini Acta Concil. T. 6. P. 1. p. 117.

Berengarius ſchwerlich vor 1063 bekañt geworden. Und nun kañ ſie Lanfrancus ein, zwei, drei Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß er bis 69 ſollte damit verzögert haben, das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchließen, woraus es Mabillon ſchließen will. [1]) Es iſt wahr, Lanfrancus ſchikte ſeine Widerlegung nicht eher, als 70 oder 71, an den Pabſt Alexander; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war, ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchikte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedies verfuhr mit dem Berengarius ſehr ſäuberlich; [2]) es ſei nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſein wollte. Dieſes wiſſen wir noch jezt: warum ſollte es nicht auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges, verkezerndes Buch eher an den gelinden Pabſt zu ſenden, als er es ausdrüklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl, wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Widerrufs, zu welchem ſich Berengarius auch unter Gregorius VII. gebracht ſahe, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Widerruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerükt. Wie wäre das möglich, weñ nicht Lanfrancus nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Ab=

1) Annal. Bened. L. 13. p. 19.

2) Literis eum satis amice praemonuit, ut a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. — Anonymus Chiffletianus apud Harduin. Tom. 6. Concil. P. 1. p. 1015.

ſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier läugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erkläret der Benedictiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſein? Ich ſollte meinen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nämlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab: ausgelaſſen aber in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glüklicherweiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erſchien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerſt an das Licht brächte. — Novum, ſagt er in der Zueigungsſchrift, dixi propter eos, qui vel Desiderii Erasmi, vel nescio cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht Erasmus, ſondern Johañ Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedrukt, und mit dem Philaſtrius verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mañ gleichfalls zuerſt druken ließ. Er hatte Beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdekt; und in der von dem Werke des Lanfrancus fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus ſein Vorgänger ſo völlig unbekañt geblieben war, ſo koñte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber

beifallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drukken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem Dacherius, der die geſamten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus ſonſt abgedrukt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſei. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müßen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Deñ obſchon auch Blimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo koñte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den großen Samlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Blimmer gefolgt ſei. Deñ einige derſelben ſind früher, als Blimmers Ausgabe; z. E. das Μικροπρεσβυτικον von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bei welchen beiden man nur allein der ſichard'ſchen Ausgabe kañ nachgegangen ſein, da man in ihnen Gregorius VII. an dem zweifelhaften Orte eben ſo wenig erwähnt findet, als beim Sichard. Kurz, Dacherius hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen Quadratus zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche dem Benedictiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Deñ glauben Sie ja nicht, daß die drei Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom Gregorius befinde, drei wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des Quadratus; die

von 1648 iſt die Sam̃lung des Dacherius, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 iſt der Abdruk in dem 18 Bande der Bibl. Maxima Patrum, in welcher man ebenſo blindlings ſich an den Dacherius gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen Quadratus zurükköm̃t. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, weñ ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begrif davon, welches ich Ihnen mit dem Beiſpiele des Fabricius beweiſen köñte. 1) Aber den Dacherius kañ das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedrukte Ausgaben vor ſich, und auſſer dieſen, wie er ſelbſt bekennet, noch drei Manuſcripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bei ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermu-

1) Liber Lanfranci contra Berengarium primum editus est a Francisco Careo sive Quadrato, Beccensi Coenobita, recusus cum Philastrio, Basil. 1528. 1551. 8. et cum Paschasii Ratberti libro per Guil. Ratum, Rothomag. 1540. 8. — Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. L. 11. Es iſt kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen dieſen Auflagen kañ ſelbſt geſehen haben. Deñ falſch iſt es, daß die Ausgabe des Quadratus die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philaſtrius wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des Sichards. Falſch endlich iſt es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benañtem Jahre iſt die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem ſie Quadratus zuſchrieb. Ich kañ nicht begreifen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Deñ eine bloße Verwirrung kañ es doch nur ſein; ob ich ſie ſchon auch von Herrn Hamberger wiederholt finde. Zuverläßige Nachrichten, Th. 3. S. 805.

thung rechtfertigen, daß Lanfrancus vielleicht ſelbſt die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeſchoben, um ſein Buch deſto vollſtändiger zu machen. [1]) Aber wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bei ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwei Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, weñ noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch Dacherius in Vergleich mit dem Benedictiner, dem Lanfrancus nicht blos ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mañ auch nur den Anfang des Werks mit Aufmerkſamkeit kañ geleſen haben?

5. Deñ endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geſchrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht ein-

1) Deinde collato tractatu ad tria Ms. Bibliothecarum Regiae, Beccensis et Petavianae, nec non ad omnes, quae ocurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis ne vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio: nihilo tamen secius additamenta esse quae protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborasseque, ut amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores saepiuscule opera a se edita sub incudem revocare. — Dacherius ad Lectorem'

laſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle. Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus, atque animae tuae *mecum loqui* velles, locumque oportunum in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis consuleres, quos decipis. — Sed quia elegisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, sed timore mortis confiteri: propterea refugis me, refugis religiosas personas, qui de verbis tuis ac meis possint ferre sententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus: alſo müßten ſie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiakonus zu dem Biſchofe nach England kommen, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiakonus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nämlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht.

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer lezte Grund allein überwiege alle Sophiſtereien des Benedictiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mañ auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſein ſcheinet, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Überzeugung, daß, weñ

die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutragen ſollen, würde er mich einen unerträglichen ergoteur über den andern heiſſen, und es käme darauf an, wie viele Leſer ihm ſehr unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meiſten iſt, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreiſſen zu finden.

Gut alſo, daß auf dieſes Spiegelgefecht nichts ankömt, und der Benedictiner ſich in ein ernſthafteres nun wohl ſchwerlich einlaſſen dürfte. Er wird ſchwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen: deñ hier iſt die Antwort. Er wird ſchwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehret worden: deñ die Antwort des Berengarius enthält ſo wenig eine Billigung ſeines Gegners, daß dieſer Gegner vielmehr darin ſo eingetrieben wird, daß allem Anſehen nach nicht Lanfrancus, ſondern Berengarius das lezte Wort behaltet. Doch, das lezte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das lezte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benedictiner (oder, weñ der nämliche nicht mehr am Leben, einer von ſeinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinſchaftlichen Werkes retten zu müßen glaubte,) darauf beſtehen wollen, daß dem ungeachtet Lanfrancus erſt unter Gregorius VII. müße geſchrieben haben. Deñ warum ſollten ſie ein elendes Einſchiebſel noch länger vertheidigen wollen, da ſie doch die Hauptſache, welche ſie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müßen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung ſolcher unbedeutender Umſtände um ſo viel hartnäkiger, je weniger man ſich bloß geben will, daß

man ſie anfangs, nicht ſowohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erſchleichenden Punkts von größerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf dieſen Fall verſiehet mich unſer Manuſcript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Deñ wie kañ Lanfrancus ſein Buch erſt unter Gregorius VII. geſchrieben haben, da des Berengarius Widerlegung dieſes Buches weit früher geſchrieben iſt? Hiervon aber fallen überall die unwiderſprechlichſten Beweiſe in die Augen. Für's erſte gedenkt Berengarius ſeines lezten Widerrufs unter genañtem Pabſte mit keinem Worte; er entſchuldiget ſich blos wegen des erſten, zu dem man ihn, unter Nikolaus II. gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, weñ er bereits geſchehen geweſen wäre, weñ ihm Lanfrancus denſelben ſogar mit vorgeworfen hätte. Zweitens: Berengarius beruft ſich namentlich mehr als einmal auf den Cardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius VII. und Berengarius mußte dieſes noch unter der Regierung Alexanders II. ſchreiben. Drittens: Berengarius neñt den Lanfrancus ſelbſt durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen koñte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedene Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Jezt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zufolge, der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerſt geſchrieben, Lanfrancus ihn wi-

derlegt, und erſterer auf die Widerlegung geantwortet haben kan̄. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſein: den̄ ſo Schlag auf Schlag lieſſen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie jezt, im achtzehnten, geführt zu ſehen gewohnt ſind.

4.

Wen̄ es nugae ſind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, ſo ſind es doch nugae aus der Klaſſe derer, quae seria ducunt: und das muß mich entſchuldigen. Eine handgreiflich untergeſchobene Stelle ſei eine noch ſo klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man dieſe Stelle brauchen will, iſt wenigſtens keine Nichtswürdigkeit.

Den̄ überſehen Sie nur den ganzen Weg des Benedictiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortſchreitet. Wen̄ die Stelle des Lanfrancus, ſchließt er, nicht untergeſchoben iſt, ſo hat Lanfrancus viel ſpäter geſchrieben; hat er viel ſpäter geſchrieben, ſo kan̄ er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehret; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation, bekehret, ſo iſt es bloße Hartnäkigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wen̄ wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benedictiner; ſo ſchloßen höchſtens nur diejenigen Benedictiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhal-

ten wird: dieſe billiget dergleichen Fechterſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl: ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Parteigänger an die Hand gibt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der geſamten berengariſchen Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meinung des Berengarius, als die verſchiedenen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meinung in ihm zu unterdrüken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſamlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bei allen ſeinen anſcheinenden Rükfällen fand, alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erbliken, welches Überzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meinung des Berengarius aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch für's erſte bei Seite zu ſezen. Ich halte es für ſchiklicher, bei dem blos Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stüke vorzulegen; als nämlich: 1) über die erſte Anklage des Berengarius bei dem Pabſte; 2) über die Zeit, wañ Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo IX. 1050 gehaltene Kirchenverſamlung; 4) über die Kirchenverſamlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs I. gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu Tours von 1055;

und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter Nikolaus II. als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrancus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibt ſich, wie bekaṅt, faſt einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſaz de Berengarii damnatione multiplici Chifflctius herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Copiſt des Lanfrancus, bis er auf den allerlezten Widerruf des Berengarius, unter Gregorius VII., köṁt, welchem er ſelbſt beigewohnet haben will. Da ich nun geſagt, daß Berengarius in unſerm Manuſcripte dem Lanfrancus Schritt für Schritt folge: ſo können Sie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeigegangen ſein, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmelung wiederholen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte ſeines Gegners köṁt: Cur ergo scriptum hoc magis Humberto adscribis quam tibi, quam Nicolao, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quae illud cum reverentia susceperunt? welche ſich bei dem Lanfrancus zu Ende des zweiten Kapitels, in der Ausgabe des Dacherius auf der 283 Seite, befinden. Was alſo Berengarius auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen: aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß,

was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, war wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1.

Von der erſten Anklage des Berengarius bei dem Pabſte.

Weñ wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meinung des Berengarius zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bei dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß Lanfrancus ſelbſt es weder läugnen wollen noch läugnen können, daß er gewiſſermaßen dafür anzuſehen ſei. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den Berengarius von ſich abzulehnen, und ſich, nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſezlichen Kezermachers, als vielmehr eines blos leidenden Werkzeuges erblikẽ zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabei bedienen wollen: ſo erzählt er den Verlauf folgendergeſtalt. 1) „Berengarius, ſagt

1) Tempore sancti Leonis Papae, delata est haeresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo praesideret, ac resideret secum non parva multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, jussum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Nortmannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legissent, et contra usitatissimam Ecclesiae fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum senten-

„ er, habe einen Brief über das Abendmahl an „ ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er „ (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig „ geweſen, ſo ſei der Brief verſchiedenen Geiſtlichen „ in die Hände gerathen, welche ihn geleſen und „ den anſtößigen Inhalt weiter bekañt gemacht hät- „ ten. Er ſei darüber in den Verdacht gerathen, „ als ob er es wohl ſelbſt mit dem Berengarius, es „ ſei aus bloßer Freundſchaft, oder aus Überzeu- „ gung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar „ in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem „ Geiſtlichen aus Reims dahin nachgebracht wor- „ den. Der Pabſt habe davon gehört; und weil „ er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, „ ſo ſei der Brief öffentlich verleſen, und die da- „ rin geäuſſerte Meinung einmüthig verdamt wor- „ den; er ſelbſt aber habe, auf päbſtlichen Befehl, „ auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu „ ſeiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten „ müßen.“

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher

tias verbis exposuerunt. Itaque factum est, ut non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet tales literas destinaveris, putantibus multis, me fovere ac favere quae a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod Joannem Scotum extolleres, Paschasium damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctae Ecclesiae, quam tu privare sancta ejus communione satagebas. Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem etc. — c. 4. p. 234. edit. Dacher,

alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll: ſo hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekañt gemacht, welchen er für den nämlichen hält. [1]) Er iſt ſo kurz, und jedes Wort deſſelben verdienet in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrüken kañ, und muß.

Fratri Lanfranco Berengarius.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo dissimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere tibi, immo haereticas habuisse sententias Joannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, praeproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo sategisti in scriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aspernanter aspicias quod dico. Si haereticum habes Joannem, cujus sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est haereticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, ut de caeteris taceam.

Dem Dacherius ſind, in ſeiner Meinung von dieſem Briefe, die gelehrteſten Männer der katho-

1) In Notis et Observ. ad vitam Lanfranci p. 22.

liſchen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye ſchloß ſo: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgeleſen ward, erſahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beitrete, daß er den Paſchaſius verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; dieſe drei Punkte ſind auch aus gegenwärtigem Briefe zu erſehen; folglich iſt dieſer jener, und jener dieſer. Coſſartius billigte dieſen Schluß, und beſtätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Aſcelinus, die freilich ſehr entſcheidend iſt. [1]) Ich übergehe den Du Pin, [2]) und andere, welche, gleich ihm, die Entdekung des Dacherius ſtillſchweigend billigen, indem ſie dieſelbe nuzen.

Der einzige Mabillon erkañte hierbei eine Schwierigkeit, die allerdings ſo groß iſt, daß man ſich wundern muß, wie ſie von allen ſeinen Vorgängern hat können überſehen werden. Weñ nämlich ſchon die vom De Roye und Coſſartius angeführten Merkmale eintreffen, ſo iſt doch noch ein anderes, und gerade das wichtigſte Merkmal übrig, welches auf den vom Dacherius bekañt gemachten Brief ſchlechterdings nicht paſſen will. Ich meine den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus ſelbſt, ſoll entſtanden ſein. Einen ſolchen Verdacht, ſagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrüklich darin geſagt wird, daß Lanfrancus der Meinung des Berengarius nicht geweſen, und daß er ſie ſogar als kezeriſch verworfen habe. Folglich, urtheilet Mabillon, müße es ein

1) Conciliorum T. 12. p. 1430.
2) Nouv. Bibl. des Aut. Eccles. Tom. 8. p. 7.

anderer Brief geweſen ſein, welcher in dem Concilio verleſen worden; und dieſes ſei ohne Zweifel der frühere geweſen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden. [1])

Nun iſt zwar das leztere ganz ohne Grund. Deñ aus den Worten des Lanfrancus erhellet im geringſten nicht, daß Berengarius zweimal an ihn, während ſeiner Abweſenheit aus der Normandie, geſchrieben habe: ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchikt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie ſolches eben der Benedictiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgeſtritten, ſehr wohl zeiget. [2]) Aber dem ungeachtet beſtehet der Einwurf des Mabillon in aller ſeiner Stärke: und entweder iſt es nicht wahr, daß Lanfrancus ſelbſt durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, iſt nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon ſich lieber an die lezte Folge halten wollte, als an die erſte, iſt natürlich. Wie hätte er die erſte mit der Verehrung reimen kön-

1) Ante has literas Berengarius ad Lanfrancum alias, ut videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, Lanfranco in Nortmannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas praebuit. Hinc, ut sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de B e r e n g a r i o ipso, quam de Lanfranco orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod praedictae epistolae convenire non potest, in qua Lanfrancus a Berengario dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere Berengarii ad Lanfrancum priores literas, in quibus amice cum eo de suo errore agebat. — Mabillon. Act. Sanctorum Ord. Bened. Saec. 11. Part. 2. Praef. §. 13.

2) Hist. lit. de la France. T. 8. p. 263.

nen, die er gegen einen Heiligen ſeiner Kirche zu haben ſchuldig war? Der heilige Mañ ſagt es ja ſelbſt, daß ſeine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie ſollte nicht alles wahr ſein, was ſo ein heiliger Mañ ſagt?

Und dennoch iſt es nicht wahr! Es war ein bloßer Vorwand, den dem Lanfrancus zu brauchen beliebte: und Berengarius unterläßt nicht, dieſen Vorwand in unſerm Manuſcripte geradezu für das, was er war, für eine Lüge, zu erklären. Deñ freilich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verleſen worden. Berengarius hatte ihn ſeiner Antwort ganz eingerükt. Leider zwar auf den erſten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ungeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, weñ wir den Brief bei dem Dacherius für den nämlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkeñtlichſten machen muß. Mabillon ſagt, daß durch dieſen Brief Lanfrancus ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerükt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide einen und ebendenſelben meinen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de

corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.

Und nicht weit darauf:

Saepius me de falsitate tua scriptum tuum compellit, ut loquar. Qua enim fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, praepro- peram contra Joannem Scotum te tulisse sententiam, et ut de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, ut scribis, te fecisse approbabant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quae de me orta fuerat per scriptum illud.

Ich fürchte nicht, aus dieſen Stellen das Geringſte mehr geſchloſſen zu haben, als die dürren Worte beſagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umſtand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine ſo beſondere Erörterung verdiene. Wenigſtens fürchte ich dieſes von denen nicht, welche wiſſen, was für Kleinigkeiten es öfters ſind, die gerade das meiſte Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entſtehen können: ſo iſt auch keiner daraus entſtanden. Iſt keiner daraus entſtanden, und Lanfrancus verſichert es dem ungeachtet: ſo wiſſen wir nun ſchon, was der gute Mañ damit will. Der Knif muß alt ſein unter den Kezermachern; und ſie müßen ſich ſehr wohl dabei zu befinden

glauben: deñ ſo alt er iſt, ſo üblich iſt er unter ihnen noch. Immer wollen ſie die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äuſſerſte Gefahr ſezen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde: aber ihr eigener guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigener Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müßen ſie auftreten, und müßen reden, und müßen vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden, ſie die Irrtümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſtens, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlim̃, weñ aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit;

2.

Wañ eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heuchelei des Lanfrancus noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor, oder während der Kirchenverſam̃lung geſchrieben, welche zu Reims in den lezten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: deñ er ward dem Lanfrancus, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchikt. Lediglich auf dieſen Brief ward deñ auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre,

zu Rom und Vercelli verdam̃t. Lanfrancus ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenverſam̃lung vorgelegt worden, welches aus dem bloßen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentiſche Schriften ſollte vorausſezen laſſen. Allein, was Berengarius dem Lanfrancus hierauf, in unſerm Manuſcripte, antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nämlich:

Quod sententiam meam scribis Vercellis in consessu illo expositam: dico de rei veritate et testimonio conscientiae meae, nullum eo tempore sententiam meam exposuisse, quia nec mihi eo tempore tanta perspicuitate constabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpessus nondum tam diligenti in scripturis consideratione sategeram.

Was meinen Sie? Wen̄ wir einer ſo feierlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wen̄ es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſchlechterdings kein Menſch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht auf's Reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand derſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläßig wiſſen wollen, daß er weit früher angefangen habe, ſeine Kezerei zu verbreiten und ihr durch Überredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchofs Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der ſterbende Fulbert ihn

nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wen̄ das Geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr Adelman̄, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zufolge, ſoll Adelman̄ das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander ſchreibt ausdrüklich: Saepe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi praeceptor sanctissimus hortabatur, ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et Sanctorum Patrum doctrina deflecteret, ut Adelmannus testatur in epistola ad ipsum data.[1] Aber wie muß dieſer Man̄ geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelman̄s gewiß aufmerkſamer geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnung des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, ſeinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius insbeſondere, gegolten. Hätte ſie die geringſte beſondere Beziehung auf den Berengarius gehabt: ſo würde, wie geſagt, Adelman̄ ſicherlich ſich dieſes Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz beſondern Eindrukes fähig geweſen wäre.

Auch bei dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch ſeine Kezerei bereits im Jahre 1035 Unruhen ſoll erregt haben. Den̄ daß dieſes falſch ſei, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt; und es iſt nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius ſo blindlings nachſchreiben können.[2]

Aber Pagi ſelbſt nim̄t dafür das Jahr 45 an,

1) Diss. select. ad Hist. Eccles. Saeculi 11. et 12. prima, art. 1.

2) Hist. de l'Eglise T. 1. p. 1396. §. 10.

in welchem die Kezerei des Berengarius zuerſt ausgebrochen ſei; und gründet ſich deßfalls nicht ſowohl auf die Zeugniſſe verſchiedener Geſchichtſchreiber, an deren Genauigkeit ſich noch wohl zweifeln ließe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des Adelmañs anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des Adelmañs: Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchließen zu dürfen glaubt, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den Berengarius geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimt, Biſchof zu Brescia ſei er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freilich folgen, daß auch der Brief längſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſogar heißt, daß bereits zwei Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmañ zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß Berengarius ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meinung bekañt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſein, eine Lehre zu behaupten und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eins von beiden nothwendig folgt. Er kañ gar wohl vor 50 eine Meinung geäuſſert haben, welche den blinden Anhängern des Paſchaſius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſowohl ſeine eigene Meinung, als die

Meinung des Scotus. Deñ ſo viel Übergewicht als damals auch ſchon die Lehre des Paſchaſius mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkañt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frei ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus ſelbſt weiter nichts, als daß er, zufolge dieſer Freiheit, den Lanfrancus vor Übereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwikelt werden köñten.

Sie werden ſagen: alles das, ſo befriedigend es auch immer ſein möge, könne doch nur für den Brief des Adelmañs befriedigen; aber dieſen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelaſſen; beträchtliche Fragmente von dieſer Antwort wären vorhanden; und dieſe Fragmente wenigſtens widerſprächen der angezogenen Verſicherung ihres Verfaſſers, daß bis zur Kirchenverſamlung zu Vercelli, ſie ſelbſt eingeſchloſſen, niemand von ſeiner Meinung hinlänglich unterrichtet geweſen; angeſehen in dieſen Fragmenten im geringſten nicht von der Meinung des Scotus, ſondern von der eigenen Meinung des Berengarius die Rede ſei, die er ſowohl durch Schlüſſe, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten ſuche.

Recht; Sie ſezen nämlich voraus — Doch ehe ich es vergeſſe! Es iſt ohne Zweifel ein bloßes Verſehen Ihres Sezers, oder Abſchreibers, mein Freund, daß nur gedachte Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges, fortlaufendes Fragment gedrukt worden. Martene und Durand hatten ſie nicht nur in bloßen Abſäzen druken laſſen, ſondern die Abſäze ſelbſt noch durch die Worte: *idem infra,*

von einander getreñt: und dieſe Worte ſind es, welche ich ungern bei Ihnen vermiſſe. Nicht ſowohl deßwegen, weil man ohne ſie nun leicht einen Zuſammenhang ſuchen möchte, wo keiner ſein ſoll: als vielmehr deßwegen, weil ohne ſie dem Leſer ſo leicht nun nicht eine Frage beifallen kañ, die nicht ſo ganz für die lange Weile ſein dürfte. Nämlich die: das Manuſcript, aus welchem Martene und Durand ihre erſte Ausgabe beſorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es dieſe Antwort ganz? Weñ gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum ſagte man uns das nicht deutlich? Weñ die Antwort ganz: warum erhielten wir ſie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten dieſe Benedictiner, das Übrige zu unterdrüken? In welchem Verdachte müßen uns ſolche Unterdrükungen beſtärken? Ich habe dieſe unangenehme Saite ſchon einmal berühren müßen. [1]) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was ſie ſo zurükgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: deñ das Manuſcript, welches ſie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gemblou mit verbrañt ſein. Aber wieder in das Geleiſe.

Sie ſezen, ſage ich, voraus, — daß, weñ man das Datum eines Briefes wiſſe, man in dem Dato der Antwort nicht eben ſehr weit fehlen könne; daß alſo, weñ der Brief des Adelmañs vor 48 geſchrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl ſchwerlich erſt 50, und ſpäter, werde erfolgt ſein. Gleichwohl, ſo natürlich dieſe Vorausſezung iſt, ſo muß ſie doch hier einem unſtreitigern Beweiſe nachſtehen. Der Brief des Adelmañs mag geſchrieben ſein, wañ er will: die Antwort des Berengarius iſt gewiß erſt nachher geſchrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in

1) In dem zweiten Briefe, oben S. 32.

Streit gerathen war. Dieſes iſt aus den Worten unwiderſprechlich: Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo insanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel absumtionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis. Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf ſolche Weiſe, gedenken können, weñ er nicht bereits jenen Brief an ihn geſchrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie ſehr abgeneigt Lanfrancus von der beſſern Meinung des Scotus ſei? Hatte er aber jenen Brief bereits geſchrieben: ſo iſt ſeine Antwort an den Adelmañ auch zuverläßig ſpäter, als die Kirchenverſam̃lung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meinung verdam̃te, von der, wie er verſichert, noch kein Menſch wiſſen koñte, ob es ſeine Meinung ſei, oder nicht. Nur durch dieſe, und die kurz vorhergegangene römiſche Kirchenverſam̃lung, lernte Berengarius ſelbſt den Lanfrancus erſt recht kennen; und weñ er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſei, was ihm Ingelrannus aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzählt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmañ thut.

Ob nun aus dem ſo beſtim̃ten ſpätern Dato dieſer Antwort auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt müße zurükgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſezt, es müßte: ſo würde höchſtens nur das Jahr, wañ Adelmañ Biſchof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Deñ jeder andere Grund, warum Adelmañ nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als

keiner. Man fragt z. E. ob er ihn auch wohl ſodan̄ noch sancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie ſelbſt für den Zuſaz eines Abſchreibers erkennen: Aber Frater doch ohne Zweifel. Den̄ Frater nennet ihn ja auch Aſcelinus in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſam̄lungen geſchrieben war, die den Berengarius verdammet hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des Berengarius, von welcher die Rede iſt, gegen alle ihr entgegenſtehende Behauptungen gerettet. Nun ſeze ich noch einen poſitiven Umſtand hinzu, der es ſchlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius ſchon vor 50 als ein Kezer bekan̄t geweſen.

Nämlich; wen̄ es nicht wahr iſt, was Berengarius von ſich verſichert, daß die Kirchenverſam̄lung zu Vercelli von ſeiner Meinung über das Abendmahl nichts wiſſen können, weil er noch ſelbſt keine gehabt, die er ſein eigen nennen können; wen̄ es im Gegentheile wahr iſt, daß ſchon lange vorher der Ruf von ſeiner Kezerei ſich nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien, und ſogar in Deutſchland, wie Adelman̄ ſagt, verbreitet: wie kam es, daß ſie auf keiner frühern Kirchenverſam̄lung gerüget ward? Wie kam es, daß beſonders auf der zu Reims, bei welcher Leo IX. ſelbſt zugegen war, ihrer nicht im geringſten gedacht ward? Man ſage nicht, daß ſie mit andern Dingen beſchäftiget geweſen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekan̄t gemacht, heißt es ausdrüklich, daß auch de quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus, die Rede ſein ſollen; und bei Anführung der von ihr gefaßten Schlüſſe heißt es wiederum: Et quia novi Haeretici in Gallicanis partibus emerserant, Papa eos

excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut quodlibet defensionis patrocinium illis impenderent.[1]) Es hat auch an Gelehrten, der römiſchen Kirche ſelbſt, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchließend das Stillſchweigen dieſer Kirchenverſamlung zu Reims ſei. Bouläus iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabei nur zu ſehr anſieht.[2]) Cum in actis, ſagt er, concilii Remensis nulla videatur facta fuisse mentio Berengarii, credibile est tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodisse, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa quaestio publice moveretur, plurimos inveniret fautores praesertim in Francia, ubi disciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem Leo leihet, ſie möchte nun zu billigen ſein oder nicht, widerſpricht Lanfrancus ſelbſt, wen̄ er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Kezerei des Berengarius erſt nach der Kirchenverſam̄lung zu Reims dem Pabſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. Leo wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen: ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehört, und das erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hierdurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdam̄ten Kezereien, deren keine eigentlich benennet wird, die Kezerei des Berengarius wirklich mit befunden. Den̄ wen̄ ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht na=

1) Hard. Concil. T. 5. P. 1. p. 1002 et 1007.

2) Hist. Univers. Paris. T. I. p. 416.

mentlich vorkommen müßen: ſo hätte ſie doch namentlich müßen verdamt ſein; und auch dan hätte Lanfrancus nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den päbſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit dazu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz; ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus ſelbſt verdächtig werden können: eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nämliche Brief das erſte und einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte nnd einzige Schrift, in welcher nichts beſtimt wird, in welcher blos zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher blos, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſtolzen Entſcheidungen gewarnet wird; — gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift ſo hämiſch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus, wen du dir das erlauben konteſt, — bitte für mich nicht!

Das war es den auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3.

auf die Kirchenverſamlung zu Rom, unter Leo IX.

nun ſelbſt; und wen ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlt hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeſchikt ward, was machte er daſelbſt? was waren ſeine Verrichtun-

gen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wen̄ man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus ſei damals in Angelegenheit ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nämlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Bluts-verwandte geheirathet hatte, und darüber mit ſamt ſeinem Lande in den päbſtlichen Ban̄ gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronik von Bec hatte ohne Zweifel den De Roye verführt. Aber ſchon Dubois,[1]) und nachher Coſſartius,[2]) haben ihn deßfalls widerlegt; und es iſt unläugbar, daß jene Angelegenheit unter Nikolaus II. ſich ereignet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweite Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweiten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benedictiner kon̄te in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, blos um wieder zurükreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaßung erhaſcht, die ihn ſo glüklich und

1) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, adſtitit. Nondum ille Beccenſis Abbas erat, qua vero occaſione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniae cauſa perrexiſſe Romam certum eſt, cum ea cauſa non ad Leonem IX. ſed ad Nicolaum II. pertineat. — Dubois Hiſt. Eccles. Paris. T. I. p. 670.

2) Coletti Conciliorum T. 11. p. 1428.

ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. 3) „Der Brief „des Berengarius, ſagt er, wurde nach der Nor„mandie geſchikt, wo er aber den Lanfrancus nicht „fand. Lanfrancus hatte ſich auf das Concilium „nach Reims verfügt, welches im Anfange des „Octobers 1049, unter dem eigenen Vorſize Pabſt „Leo IX. gefeiert ward. Dieſes iſt ein Factum, „welches allen Geſchichtſchreibern des Lanfrancus „entwiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich aus dem „folget, was Lanfrancus ſelbſt in dem dreizehnten „ſeiner Briefe erzählt. Er berichtet uns darin aus„drüklich, daß er ſich in dem Gefolge dieſes Pab„ſtes befunden, als er auf ſeiner Rükreiſe durch „Lothringen die Kirche zu Remiremont eingewei„het. Und ſeht, (voilà!) das war die wahre „Urſache ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis „auf dieſen Augenblik unbekañt geblieben.“

Und ſeht! das iſt wieder ein Freundſchaftsſtük, wie es nur immer ein todter Benedictiner von einem lebendigen erwarten kañ! Ich will dem ſiñreichen Manne die Marſchroute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglüklich nachgeſpürt zu haben: Lanfrancus mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſein. Aber weñ wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweihung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe koñte ſie doch gewiß nicht ſein. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bei der Einweihung einer Kirche in Lothringen zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabei zu thun ge-

3) Hist. lit. de la France T. 8. p. 263.

habt: warum von da nicht wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Weñ er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſein.

Aber wie, weñ er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? weñ dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wären? Wie, weñ mir annähmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſei damit nach Reims auf das Concilium gereiſet, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rüken, es ſei nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerkt, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm Berengarius ſelbſt noch zu nahe war, zu geſchwind ſelbſt bei der Hand ſein koñte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſei alſo von Reims dem Pabſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Pabſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerlei darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Ärgerniſſes ſo viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabſt davon gehört, bis der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefordert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie, weñ wir dieſes annähmen? Wäre es deñ ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer gerufen, welcher das

Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertapt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tüke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müßen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmañ aufzuſtellen, welcher hier wohl noch glaubwürdiger iſt, als Berengarius ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Criſpinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nämlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt ſich, in welcher Abſicht Lanfrancus das erſtemal nach Rom gereiſet; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man deñ auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt Milo Criſpinus 1)? Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nämlich in obgedachter Angelegenheit ſeines Herzoges, jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet. Kañ etwas ausdrüklicher geſagt werden? Romam petierat causa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheinet Milo Criſpinus ſich zu widerſprechen, weñ er von eben derſelben erſten Angelegenheit des

1) Cap. 3. p. 5. edit. Dach.

Lanfrancus zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſein kañ, eine vollſtändige Enuntiation, welche es nicht ſein kañ, Lügen ſtrafen? Und weñ es ſich auch von dem Criſpinus ſelbſt herſchriebe: ſo köñte es doch für weiter nichts, als eine unſchikliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr, ſo viel möglich, nach dem eigenen Sinne und mit den eignen Worten des Lanfrancus zu erzählen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronik von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roye verführt habe. Sie lautet ſo: [1]) Quapropter (nämlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem päbſtlichen Banne zu befreien) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus esset occasione cujusdam haeretici Berengarii:* et tunc praesidebat Leo VIII. et etiam ut ageret pro Duce Normannorum et uxore ejus. Igitur locutus est cum Papa Nicolao, et ostendit, quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat etc. Handgreiflicher Unſiñ, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweier Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedrukten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheiſſen: quam jam adierat semel occasione haeretici Berengarii; oder was Sie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſezen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie jezt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Deñ können Sie das: quamvis iturus esset occasione Berengarii, an=

1) Edit. Dacher. p. 3.

ders verſtehen, als: „Er reiſete in Angelegenheiten „ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohne „dies auch des Berengarius wegen dahin „gereiſet ſein würde?“

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſein können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrüklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den Berengarius der Kezerei anzuklagen. Sezen Sie dieſes aber auch, weñ Sie wollen, als ganz unglaublich bei Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es ſei, daß es der bloße Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Pabſt brachte; es ſei, daß Lanfrancus wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrüklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten, ſich gemüßiget ſahe: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, ſondern zugleich die Lehre des Berengarius verdam̃te, und nicht allein die Lehre verdam̃te, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hegte, ohne die geringſte Abmahnung, in den Bañ that? Hätte dieſes Lanfrancus zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, ſich dawider zu ſezen, als er? Wen würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, weñ er ſich dawider geſezt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, dazu mochte der Pabſt immer Stof und Macht haben. Das Buch lag da, worin Scotus dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebauet, koñte er gerichtet werden. Aber woher wußte man deñ, wie viel, oder wie wenig Berengarius von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtüze,

als bei dem Scotus ſich fanden? aus dem Briefe an den Lanfrancus koñte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Belege waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stüken die Lehre des Scotus ſei. Wohl, ſo koñte man freilich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und Berengarius ward zugleich excommunicirt! Weñ das nicht übereilt, weñ das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Deñ, wie ſchon geſagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand koñte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſein: ſo koñten nur die für's erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegae sancto illi tuo Leoni notam praecipitationis affigis. Injustum enim esse praescribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus: *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Augustinus in libro de Verbo Domini: *injusta vincula solvit justitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipsa hac*, inquit, *ligandi*

ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suae voluntatis motibus exercet. Maxime cum me Leo ille accersisset, donec certum fieret, utrum praesentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, ut re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quaenam ego communi fidei adversa sentirem, ubi indignum te facis, ut jam dixi non semel, quod communem fidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, ut per me verbis audiretur aut scriptis, quae ego in Johanne Scoto approbarem, quae in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem.

Doch wer kañ ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter Leos IX. näher kennen lehrt. Deñ freilich ſpielte der Pabſte hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Weñ Lanfrancus hämtükiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſein, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoßender Meinungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeigt, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedies genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrüken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beifall, welchen ſein Vortrag bei

dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, nobilium Papiae cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Dei suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a nepote sponsae praereptae injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum saepe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio obtinuerat. Sed audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quae pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium conventu, saltim tunc a non animadvertenda tanta Apostolicus prohiberetur injuria. Spe ista ductus, conventui illi Vercellico Papiensis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expostulandam injuriam suam zelum facile comparavit. Sed quanti istud? Apostolicus apud adulterum Vercellensem illum hospitium accepit, regalibus adulteri sumtibus per dies non paucos exceptus est, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papiensis pro illata sibi a nepote injuria, foris, intus, in ecclesia, in consessibus omnia tentaret, omnibus, si forte apud Apostolicum pro tanto adulterio obtinerent, molestus esse non desisteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus causa remansit. Nihilominus Papa idem, cum fuisset a quibusdam admonitus, quod faceret contra ecclesiasticas rationes, reordinare Episcopos et Pres-

byteros in Vercellensi illo Concilio, a regia illa sua sede consurgens, omnes qui circum sedebant in medio positus postulavit, Dominum pro eo, quod reordinasset, ut sibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: sed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinae, paucis post diebus excursis, manifestissimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti sunt hi, quorum consilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cessisset; in errorem rediit, atque post ad voluntatem eorum, qui Romae fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Episcopum Redonensem, Magnum nomine, Episcopum Lemovicensem Iterium (Icterium), cognomento Capreolum, Abbatem quoque Rodonensem, nomine Pireneum, quos pro eo nominatim inserui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romae gestum fuit, ipsi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate scripsisse. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto haec refero, cum audierim ex Evangelio: neque maledici regnum Dei possidebunt; sed ut probabilius fiat eis, qui haec forte legerint, quod tanti facit illum Papam scriptum tuum, non de rei veritate, sed de mea tibi calumnia processisse.

Es ſind zwei verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Pabſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaler, leerer, veränderlicher Mañ er gewesen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es Berengarius in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrüklichen Lateine ausdrükt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrift das

Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli, und der zweite die Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verläumdung ſei, was Berengarius hier von ihm erzählt, davon gewähret Hermannus Contractus die Verſicherung, bei welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Post Pascha item Dominus Papa Leo synodum Romae collegit, ubi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponsa, admissum, et perjuria perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit. Das Verbrechen iſt bei beiden das nämliche; und auch das, was ſie von dem Betragen des Pabſtes ſagen, kañ ſehr wohl bei einander beſtehen. Berengarius ſagt weiter nichts, als daß der Pabſt, während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli, ſeinem ſtrafbaren, aber freigebigen und prächtigen Wirthe durch die Finger geſehen: Hermannus hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommunicirt habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Gnade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſein ſcheint, und Berengarius alſo, weñ er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man nur aus dem Hermannus wiſſen koñte, das fin-

det man bei dem Ughellus folgendermaßen erzählt: 1)
Cum sequenti anno Romae idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres adulterii aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum; verum latae sententiae certiorem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluisse. Weñ Hermannus ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkañt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfenen Verbrechen verwandeln können? Zwar freilich, es war ein italiäniſcher Biſchof: und wer wird in einer Italia sacra ſo etwas auf einen italiäniſchen Biſchof kommen laſſen?

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekañt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuern. Dabei fragte ſich nämlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder auf's neue ordiniret werden müßten? Schon unter Clemens II. war die Sache dahin entſchieden worden: Ut quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suae tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum poenitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret. 2) Aber unter Leo IX. kam ſie auf's neue in Bewegung; und aus der Erzählung des Berengarius ſehen Sie, wie ſchlecht Seine untrügliche Heiligkeit ſich dabei zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf

1) Italia sacra, T. 4. p. 775.
2) Petri Damiani Gratitsismus, cap. 35.

man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch: Gratissimus, den Zwiſt beilegen. Sie kennen dieſes Buch; aber weñ Sie darin geleſen, [1]) quod crescente fluctuationis ambiguo eatenus sit processum, ut nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen kezeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſe als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meinung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des Baronius ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedies weiß, daß Leo IX. nicht immer die beſte Meinung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget. [2]) Doch was lenket Baronius nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich gibt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen. [3]) Deñ das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloße Nachſicht gegen die Irrenden, weñ man ſich ihnen durch die That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut,

1) Praef. ad Heinricum p. 423. edit. Lugd. 1623.

2) Epistolarum ad summos Pontif. III.

3) Ad annum 1052. — Non id quidem factum inscitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesiae filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro praecidere quod erat infirmum.

daß Berengarius ſeine Erzählung nur auch mit Umſtänden beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrüken, daß er vielleicht falſch, oder nicht sattſam unterrichtet geweſen. Er nennet ſie mit Namen, die der Pabſt, uneingedenk ſeines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekañt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nämliche ſein, welcher bei dem Sammarthanis 1) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömt, und von 1036 bis 1057 den biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweite war ein Biſchof von Limoges, deſſen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, deſſen Zuname aber Capreolus war. Nach Maßgebung der Zeit wird es wohl Iterius oder Hicterius geweſen ſein, aus der Familie des Chobots, welcher 1052 erwählt ward; und es köñte ſein, daß ſelbſt aus dem Hicterius oder Icterius, daß man für ſtößig genommen, der Zuname Capreolus entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateiniſch Rotonum oder Regidonum heißt; Berengarius ſchreibt ſeinen Namen Pireneus, und bei dem Sammarthanis 2) findet man ihn Permeſius geſchrieben.

Ich will mich bei Dingen, die auſſer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier blos um den Charakter des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſein koñte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

1) Gallia Christ. Tom. 3. p. 922.

2) T. 4. p. 179.

4.

auf die Kirchenverſam̃lung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein Großes zunehmen werde.

Basnage meinet, man habe es bald merken müßen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdam̃te Berengarius perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemads Nachtheil gereicht, und nun ſehen, wie treflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus iſt wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilio zu Vercelli entlehnen müßen. Und wie lauten dieſe? — Es wird gut ſein, wen̄ Sie ſeine eigenen Worte in's Gedächtniß faſſen, weil ſich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deßhalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, [1]) declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero praecepto ac precibus praefati Pontificis usque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant, Joannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua exposita est, atque damnata, fides sanctae Ecclesiae, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere

1) S. 84 in der Note.

in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discessit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam praesentiam exhibuit, seu quae per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des Berengarius und dieſer Kirchenverſamlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kan̄ unterdrükt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich, die Beiſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verläumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchreklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſein: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſein; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stük für Stük vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt unſtreitig dieſes, daß Berengarius, dem ausdrüklichen Befehle ungeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchließen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſein können, als das

zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius läugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweierlei, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Weñ ihn das erſte nur entſchuldigen k ö ñ t e; ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen m u ß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli gefordert „worden; aber niemand hatte Recht, mich dahin „zu fordern. Kein Geiſtlicher bei uns hat nö„thig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. „Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt „anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es „mir, mich zu ſtellen.“ Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich Berengarius hierbei bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich, zu halten. Deñ es war allerdings ſchon ein großer Eingrif in dieſe Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſizen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feierung beitreten wolle oder nicht. Fleury, und andere, haben ſehr unrecht, es blos einem böſen Gewiſſen beizumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Laien, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kañ bei einigen derſelben der Antrieb geweſen ſein, einen dergleichen Rath zu ertheilen; aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Das ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königs, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweite Verſtoß, den er

ſich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freiheiten der galliſchen Kirche nicht kañte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bei dem Pithou und ſeinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich feſtgeſezt, und durch hiſtoriſche Beiſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: [1]) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kañ, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in ein fremdes Land vor ſich zu fordern? und ob deñ dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen müßen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiäner von Geburt, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens that, als ob ſich nicht daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzoſen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus dieſem Geſichtspunkte zu rechtfertigen, wenigſtens als verzeihlich vorzuſtellen, das läßt ſich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abſcheu gegen Kezer und Kezerei erklären. Mag doch das eine und das andere verdamt ſein, wie es will: weñ es deñ nur verdamt iſt!

Und das war das erſte, wovon ich geſagt, daß es den Berengarius entſchuldigen könte. Doch der rechtſchaffene Mañ braucht nicht immer die Entſchuldigung, die er brauchen köñte; beſonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Geſellſchaft zuſtehen, weñ er durch dieſe Entäuſſerung Wahrheit und Tugend befördern kañ. In ſolchen Angelegenheiten iſt ihm jeder Richter ſein Richter, ſobald

1) De l'édit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

er ſich, ohne Vorurtheil von ihm gehört zu werden, verſprechen darf.

Man kañ wohl nicht ſagen, daß ſich dieſes auch Berengarius ganz gewiß zu verſprechen hatte; gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu laſſen. Nichts koñte ihn zwingen, ſich vor einen Pabſt zu ſtellen, weñ es auch ein noch ſo würdiger geweſen wäre: alles widerrieth ihm, ſich vor einen zu ſtellen, der ihn ungehört ſchon vorläufig verdamt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren ſich der, welcher ſie bekleidete, verluſtig gemacht hatte: er wollte ſich ſtellen. Nur vor ſich ſelbſt durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere als des Königs ſelbſt. Er macht ſich auf, dieſe zu ſuchen; er kömt nach Paris; und — Was meinen Sie, das ihm geſchieht? Sie meinen, daß ihm der König eine dem Anſehen ſeiner Kirche ſo nachtheilige, dem Berengarius ſelbſt ſo gefährliche Erlaubniß verſagte? So mitleidig grauſam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur jezt heiſſen, ſich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erſchleichen ließen! Rathen Sie beſſer. — Berengarius kömt nach Paris, und — wird in's Gefängniß geworfen; und wird alles des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerſchwinglichen Geldbuße belegt; und wird ſo lange feſtgehalten, bis das Concilium zu Vercelli verſtrichen iſt. — Der ungehorſame, lichtſcheue Kezer, daß er dem ungeachtet nicht auf dieſes zu ſeiner Beſſerung lediglich angeſtellte Concilium kam!

Wo ſind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie dieſe Auflöſung ſich wohl träumen laſſen? — Sie werden fragen: aber erfuhr

man den̄ hiervon zu Vercelli nichts? Warum ſchikte Berengarius gleichwohl zwei Männer dahin, die ſeine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen ſollten? Er hätte dieſes Geſchäft ſchlechterdings ſich ſelbſt vorbehalten, und für jezt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen ſollen.

Das iſt ſehr wahr. Dieſe zwei Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, ſeine Lehre zu vertreten. Die Sache war ſo. Als man zu Tours das Unglük des Berengarius erfuhr, ſchikte die Kirche des heiligen Martinus, an welcher er ſtand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabſt nach Vercelli, um ihn zu bitten, ſein Anſehen bei dem Könige zum Beſten des Berengarius zu verwenden, der im Begrif geweſen ſei, ihm zu gehorchen, und auf eine ſo grauſame Art daran verhindert worden. Dieſen Abgeſchikten begleitete ein Freund, wie es ſcheint, aus bloßer Neugierde: und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, auſſer dem Auftrage, entfielen, wodurch ſie ſich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür erging, ſcheinet Lanfrancus mit Fleiß in einen zweideutigen Ausdruk verſtekt zu haben; wenigſtens iſt es gewiß, daß er nicht immer gehörig verſtanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius ſelbſt reden zu laſſen? Leſen Sie, leſen Sie: das ſchlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergeſſen.

Ad eam Synodum vocatum me non veniſſe ſcripſiſti, quod ſcribens manifeſtam item feciſti malitiae tuae calumniam, magnopere contendens omnes, qui ſcriptum legiſſent tuum, a veritate revocatos in meum

Bayerische Staatsbibliothek München

odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxima nihilominus Papae illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate aversionem suam. Pervenerat enim ad me, praecepisse Leonem illum, ut ego Vercellensi illi conventui, in quo tamen nullam Papae debebam obedientiam, non deessem. Dissuaserant secundum ecclesiastica jura, secundum quae nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus est, personae ecclesiasticae; dissuaserant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore susceperam, et, ut irem securius, ad Regem Franciae, Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Jerusalem descendere in Jericho, sed ab Jericho in Jerusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui, si non mihi, apostolicae saltim sedi, ad quam jussus contendebam, dare debuit gloriam, ut si non pro me, saltim pro apostolica dignitate, quantus posset, exsurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauserat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianae animadversionis exsereret. Haereticum me potius voce sacrilega, (non enim, miseratione divina, veridica; verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega) in conventu illo Vercellensi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim: *ad quam tu vocatus non venisti*; sed vocari

secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanae Ecclesiae non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere: *ad quam tu vocatus non venisti*, quia historia haec etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniae potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficiat. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiae, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in Ticinum, quod opinabaris, dares, ut te in Padum demergeres. Joannis Scoti librum lectum scribis in audientia omnium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia damnatum, quam ut semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus: *scrutamini scripturas*, cumque poëticum illud: *haec decies repetita placebit*, pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiae tuae Petro, Romanae Ecclesiae Diacono, et praecipitante sententiam, ut diceret: *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus: *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Dei; in signis diversa sunt, in re quae significatur paria*: et illud in Psalmo III. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit*: non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quae nunquam fuit, rei nondum exhibitae praenuntiatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitae commone-

factoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime scripseris: *de diversis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguae ad Vercellicum tumultum illum convenerint. 1) — — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in consessu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de Concilii Vercellensis diligentia potest quam plurimum aestimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto: nullum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Vercellis expositam scribis atque damnatam, affuisse illi consessui Vercellensi. Fides, inquis, Ecclesiae: nec dubitas ineptorum turbas Ecclesiam nominare, contra quod summa mihi non deest auctoritas ejus, qui dicit: *sinite illos; coeci sunt duces coecorum;* Apostoli etiam, qui dicit: *si nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema sit.* — — Duos Clericos meos Vercellis affuisse scripsisti: nec mirandum usque eo, si alius minoris quam tu sis eruditionis tantam ab invidia sua et odio sibi sumeret libertatem mentiendi. Mihi in scripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: unde ego non injuria tibi dico: *cura te ipsum, medice.* Qui in me istud reprehendas, sed calumniose, Domini misericordia, tanta mentiri, scripto tuo, ut in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime susceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Ecclesia b. Martini, convictor et discipulus gloriosae memoriae Gazonis, Leodi-

1) Hierzwiſchen fehlen die Worte, die ich oben S. 69 angeführt habe.

censis Episcopi; juvenis non parvae eruditionis, plurimae probitatis atque honestatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis sui Rex ille Franciae, totius regiae dignitatis oblitus, carcerandum dedisset cuidam adulescentulo suo, (qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, consilio communi ad Leonem illum misit Vercellas, si forte infortunio meo compatiens, christiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum esset in conventu illo Vercellensi, et quidam interrogatus a Papa responderet ad interrogata quod respondendum putavit, visum est illi, sicut mihi ipse narravit, dare illum sententiam, quod essem haereticus; quo viso perturbatissimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, per Deum omnipotentem, mentiris! Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Ecclesia b. Martini missum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Joannis Scoti ex nutu et libito tuo conscindi, nobili permotus zelo non tacuit, similiter posse conscindi librum aliquem praeproperanter b. Augustini, non adhibita mora et lima, utrum conscindendus esset, sufficientis considerationis. Ita factum est, ut juberet Leo ille utrumque teneri, non tamen, ut ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, ut illis aliquid injuriae fieret aut molestiae, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuam: *duo clerici tui te volentes defendere, primo aditu defecerunt.* Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit; non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti.

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch ei-

ne und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Plaz finden kañ, weñ das Ganze im Druke erſcheinet.

1. Berengarius neñt den König **den Abt ſeiner Kirche**: Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem. Es köñte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſtehet, ſonſt nicht unbekañt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims, Urſinus, weñ er Karl VII. **den erſten Geiſtlichen und Prälaten** der franzöſiſchen Kirche nañte.[1] Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzeln Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, weñ Berengarius von einem adulescentulo des Königs ſpricht, bei dem er in Verhaft geweſen, und hinzuſezt: qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere. (Bei ihm ſteht öfter erat, wo es vielmehr esset heiſſen ſollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinich I. von dieſer Seite der Sitten bei den Geſchichtſchreibern in üblem Rufe wäre; es ſei deñ, daß man das Beiwort mollis, welches ihm der Biſchof Odolricus in einem Schreiben an den Biſchof Fulbert unter andern nachtheiligen Benennungen gibt,[2] dahin ziehen köñte. Indeß hat doch Petrus Damiani ſeinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um dieſe Zeit geſchrieben: und weñ dieſes Laſter unter der Geiſtlichkeit damals ſo ſehr eingeriſſen war, warum ſollte man ſich wun-

1) Dupuy sur le Traité de Pithou, p. 33.
2) T. 10. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

dern, es auch bei vornehmen Laien und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanae Ecclesiae Diaconus, von welchem Berengarius ſagt, daß er dem Lanfrancus beigefallen, kañ kein anderer, als der nur gedachte Petrus Damiani ſein, deſſen grobe Begriffe von der Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle Sie ohnedies aus ſeinen Schriften kennen werden. Die Erzählungen, die er von der ſichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder ſich aufheften laſſen, ſind ſo ärgerlich, als ekel. [1] Was wir aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bei dem Berengarius lernen, iſt dieſes, daß er bei dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diakonus der römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus IX. ihn vom bloßen Abte eines geringen Kloſters zum Cardinal erhoben habe.

4. Ich finde bei dem Buläus, [2] daß De Roye (deñ das Werk des De Roye ſelbſt habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können,) errathen oder muthmaßen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgibt, hätten Frewald und Waldo geheiſſen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaßet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches

1) De miraculosis narrationibus, p. 682. Operum edit. Lugd.

2) Hist. Univers. Paris. T. 1. p. 422. — Misit vero tantum (Berengarius) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in ejus vita suspicatur fuisse Frevaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.

der eigentliche Abgeſandte des heiligen Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitkanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bei den Sammarthanis Wazo geſchrieben wird. Der andere hieß Stephanus, und war ein Landsmañ des Lanfrancus.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt Lanfrancus: volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt; und ich habe im Vorbeigehen bemerkt, daß nicht alle den ganzen Siñ dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage 1) überſezt ſie blos durch: il se trouvèrent pris d'abord, et abandonnèrent leur maitre; ſondern ſelbſt Du Pin 2) gibt ſie ſchlechtweg durch: ils voulurent entreprendre sa défense, mais ils n'eurent pas plutôt commencé à parler qu'ils se trouvèrent embarrassés, et réduits à garder le silence. Ohne Zweifel koñten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte in's Gefängniß werfen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtiger ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt. Und wer koñte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſamlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bei welchen der Pabſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloßer Vorſicht in's Gefängniß ſezen müßen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Haufen zugefügt würde?

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurük: und dieſer wird ſich bei dem zeigen, was ich

1) Hist. de l'Eglise, Liv. 24. chap. 2. §. 12.
2) Nouv. Bibl, des Aut. Eccles. T. 8. p. 8.

5.

Von der Kirchenverſam̃lung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wen̄ Gott will, in dem nämlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs I. ſoll ſein gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſam̃lung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtracten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Den̄ hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius ſelbſt, noch der Anonymus des Chifflet, gedenken dieſer Kirchenverſam̃lung mit einer Silbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; auſſer daß Baronius, aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich, ſchließen wollte, ſie müße im Werke geweſen ſein. Aber er urtheilte auch aus dem nämlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsman̄ iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Christi, den Dacherius im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus, zuerſt herausgab. In dem lezten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten berengariſchen Unruhen beigefügt, und der Erzähler ſpricht als ein Man̄, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. Dacherius fand ihn in ſeiner Handſchrift Durandus, Abt von Troarn, genan̄t: und weil

allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des Berengarius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedrukten Ausgabe, dieſer Durandus der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläßige Quelle in der Geſchichte der Kezerei des Berengarius.

Eine ſehr zuverläßige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, weñ man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdekung, genuzt worden. Doch weñ anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichemal wiederholt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, weñ der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus: Alles, ohne Ausnahme, was dieſer Durandus hiſtoriſches von dem Berengarius beibringt, iſt erlogen; und freilich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin: obſchon auch, ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bei Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern Coſſartius 1) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet: und doch kañ er es nicht überall in Abrede ſein, daß ſich Durandus wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich

1) Hard. Concil. T. 4. P. 1. p. 1022 et 1023.

auf die Kirchenverſam̃lung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was Durandus davon ſagt, 1) und erwägen Sie folgende Punkte.

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſam̃lung, bald nach der zu Vercelli, im Monat October des nämlichen Jahres, ſein gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmuzen, daß er dafür das Jahr 1053 angibt: den̄ auch die, welche ihn ſonſt für einen ſehr glaubwürdigen Man̄ halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein Gedächtniß müße einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedrukten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſei. Ich will auch nicht fragen: wen̄ Berenga-

1) Cum autem tanti mali fama crebresceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter et aperte jam serperet, contigit, ut ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, Concilium Parisiis cogi decimo septimo Calendas Novembris praecipit, ac praefatum Berengarium, ut aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transiret, interesse tantorum coetui Patrum imperavit. Interea condicta venerat dies, frequensque conventus praesulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium Laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus Berengarius malae conscientiae perculsus terrore, ut jussus erat eo venire distulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavensi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore utpote tanti viri credulus et ipse noscebatur involvi. Interea Praesul Aurelianensis quosdam apices in scheda haud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intererat enim,

rius nur eben zu Vercelli von dem Pabſte ſelbſt verdamt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Deñ auch ſchon Coſſartius hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekoñt hat. Sein ſchlechteſter Beſcheid darauf: causae subesse potuerunt, quas ignoramus, ſoll mir begnügen. Nur hätte Durandus ſonſt keinen Umſtand müßen einfließen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nämlich, Berengarius ſelbſt ſei von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefordert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir deñ nicht, daß Berengarius während des Concilii zu Vercelli des Königs Gefangener in Paris war? Weñ der König einen

protulit. Et praecipiat, inquit, vestra Sanctitas, has literas a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, violenter rapui. Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quae continebantur in eis, praeparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis instrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequissima sordebat haeresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Joannis Scoti, ex quo ea quae damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discessum est, ea conditione, ut nisi resipiscerent ejusmodi perversitatis auctor cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum praeeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quaesiti, ubicunque convenissent eo usque obsiderentur, donec aut consentirent catholicae fidei, aut mortis poenas luituri caperentur. — Editionis Dach. in operibus Lanfranci, p. 107.

Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſein? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu laſſen, in Hofnung, daß er gehorſam genug ſein werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müßen, daß Berengarius dabei zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzählung des Berengarius beſſer reimen, und die, bei denen er Unrecht haben und behalten muß, kōnten immer noch ſagen, es ſei bloße Verläumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandle.

Ein anderer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuholen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von Orleans geweſen ſein ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nämlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem ſich die Kezerei deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzähler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberei fähig ſein. Dieſer Biſchof von Orleans müßte Iſambardus geheiſſen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 1063 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf, 1055, bei dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: ſo kōnte auch dieſer kein anderer, als der nämliche Iſambardus geweſen ſein. Nun aber berichtet von dieſem un-

Berengarius ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns Durandus von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzählt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte Iſambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Kezerei deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekañt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirkt; wäre dieſer Verdammung beigetreten: und wenige Jahre nachher ſollte eben dieſer Iſambardus, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, weſſen man den Berengarius beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtüke man ihn des Beſchuldigten überführen köñte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt Durandus, und dieſes ſagt Berengarius ſelbſt; und weñ ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Deñ, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und ebenderſelbe Mañ: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekañt hat, ob Durandus oder Berengarius?

Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehöret, wird weiterhin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Jezt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müßen ergehen laſſen, und auf welche das ganze pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt an's Licht brachte, [1]) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den

1) Specilegii T. 2. p. 105.

Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlaufen müßen. Er fängt an: Quia facile vobis factum esse cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiae, atque Christianitatis reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum exsolvit. Si autem non facit, me tamen praesto nihilominus habet in eo uno servire regiae majestati, ut satisfaciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Joannem, injustissime nihilominus assertum Paschasium in Concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est, quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosae memoriae Fulberti Episcopi — u. ſ. w. Daß dieſer Brief, ſagen die Sam̃ler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſam̃lung zu Vercelli geſchrieben worden, bezeugen die ausdrüklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſam̃lung zu Paris geſchrieben ſein: deñ über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſam̃lung, nach ſeiner Meinung, zugefügt worden? 1) Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloßen Verdammung ſeiner Lehrſäze kõnte beſtanden haben, ſo wollen

1) Data est (Epistola Berengarii ad Ricardum) post Concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? — Hard. Concil. T. 6. P. 1. p. 1024.

einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Kanonikats bei St. Martini zu Tours entzogen. [1]) — Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchließen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe ſeines Königs, mit der er ihn, zufolge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit? Abgeſprochene Einkünfte wären hiernächſt ja wohl mehr nur lucrum cessans, als damnum illatum. Doch es ſei, daß wer ſich beeinträchtiget fühlt, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will; ſo frage ich weiter: weñ dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des Durandus eigener Verſicherung, die Lehre des Scotus ebenmäßig verdamt worden; warum hätte ſich deñ Berengarius nicht auf dieſe leztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung berufen? warum hätte er es deñ gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bei welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſein koñte, erweiſen wollen, daß dem Scotus Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſiz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit an-

1) Comme le Roi étoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'ôter à Berenger le révenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise. — Fleury Hist. Eccles. T. 12. p. 541.

gehöret haben koñte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkañten? Gewiß, mein Freund, weñ man ſich jemals, bei dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich läugne, nicht blos hätte erwähnen **können**, ſondern nothwendig hätte erwähnen **müßen**, weñ das Geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt deñ nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eigenen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tiranniſche Verfahren des Königs gegen den Berengarius ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern koñte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt, [1]) Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müßen ſich zu Berge richten über die Herzensmeinung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſet: quod hujusmodi homines — Schwachgläubige, Zweifler, Kezer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam sit pro illis Concilium advocandum, quam de illorum sup-

1) Oben S. 105.

plicio exquirendum. Was that Heinrich nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ungeachtet; ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königs einigermaßen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kañ ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß bei meiner Eil' auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dies einzige Wort. — Weñ an dem Concilio zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kañ wohl an einer gewiſſen Verſam̃lung zu Brione ſein, welcher Berengarius ſelbſt beigewohnt haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des Durandus beruhet? Zuverläßig noch weniger als nichts. Deñ dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli ſein gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein andermal vorbehalten. Bei Seite alſo jezt mit ihm, und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das köm̃t, auf welches ich nunmehr komme, nämlich

6.

auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus verſichert zwar, daß Leo IX. auch auf mehreren Kirchenverſam̃lungen, als der zu Rom,

und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erkläret und bekräftigt habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bei andern Scribenten iſt bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius alles ſtille. In dieſem müßte dafür die Flamme um ſo viel ſtärker wieder ausgebrochen ſein. Deñ auſſer dem zu Tours ſollen nicht weniger als noch drei Concilia, in eben dieſem Jahre, ſamt und ſonders wider den Berengarius, ſein gehalten worden. Ich verſpreche Ihnen, daß ſie genau wiſſen ſollen, woran Sie mit allen vieren ſind, ſobald Sie das zu Tours beſſer kennen werden.

Und was ſagt Lanfrancus von dieſem? Quae sententia, nämlich die von Leo IX. wider den Berengarius geſprochene, non effugit successorem quoque suum felicis memoriae, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re seu caeteris ipse statuit, statuive praecepit: hoc etiam iste sua atque omnium Conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in Concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac praefuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiae fidem jurasti, ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano Concilio te jurasse est superius comprehensum.

Wie viel meinen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kañ wahr ſein. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu Tours dem Berengarius frei gegeben worden, ſeine Meinung zu vertheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter Nikolao II. zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt

Victor gehalten worden. Falſch, daß überhaupt Victor das Geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dies alles ſelbſt erzählen:

Compellit me, velim nolim, longum facere continua scripti tui monachatu tuo indignissima falsitas. Papam Victorem Concilium Turoni convocasse per legatos scripsisti: Papae Victoris nec adfuerunt legati, nec praefuerunt Concilio Turonensi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papae Victoris. Non ausum me fuisse defendere partes meas, immensa falsitate scripsisti; jurasse me sicut Romae, stupendo mendacio confirmasti; communem fidem, quo tuum nomine saepe palliasti errorem, insanis, me professum fuisse; ecclesiae dicis, quod turbae erraticae verius dicere potuisti. Longum facio, sed enormitate falsitatis scripti tui compellor. Dicta repete: nunquam Papa Victor per se, vel per Legatos, mecum egit de mensa dominica; numquam in eo mihi defendendi quae afferrem optionem fecit; nunquam Papae Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Ecclesiae appellare non dubitas fidem, confessus aliquid juravi. Sed quia adhuc superest Hildebrandus, qui de veritate consultus tota dignitate est adhuc respondere idoneus, quamquam longissimum faciam, visum est de Concilio Turonensi, quod rei veritas habuit, neque tamen eo nisi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc scriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, sed Papae Leonis, ab Ecclesia Romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasticis suppleturus apostolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me insanorum,

in quo adhuc, omisso me, audire eum potest, qui voluerit, de Propheta, de Apostolo, de Evangelista, de authenticis etiam scripturis satisfeci Ambrosii, Augustini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc satisfacere indissimulabiliter, miseratione divina, ut nihil ullo modo certum remaneat ei, qui, me mansuetudine christiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino sufficio; non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino: *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis,* ad perdendum me cum gladiis et fustibus; sed venienti ad audiendum me mansuetudine christiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit ut ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius responsionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia; soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, ut quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Episcopus Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, de Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Ita ergo factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: di-

cere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconsecrato pane mensae communis. Quem in eo accusatorem meum haberent: producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem. Quo audito, nihil aliud exspectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii consederant, dixerunt Episcopos, quam ut in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, ut sua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in consessum aliorum, et quae separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo exigerent, summaque injuria, quia produci non poterat accusator, qui a me audisset, quod me dicere prius putaverant, cessi tamen consilio Episcopi Andecavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem suffugerem, cum scirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripsi ergo ego ipse, quod jurarem: *Panis atque vinum Altaris post consecrationem sunt corpus Christi et sanguis; haec me sicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere;* contra jura tamen tam saecularia quam ecclesiastica, sicut praedixi, consilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos superius nominavi. Ita Hil-

debrandus, Romanae Ecclesiae Legatus, qui libros undecunque comparari fecerat, ut ex eorum auctoritate satis fieret de Eucharistia, pro cujus diligentiori consideratione et veritatis, Dei misericordia, comprehensione, haeresis me insimulaverant homines nihil scientes et superiores se in scientia alios non aequo animo tolerantes, turbarum, quae ad illud maxime valent ut clament: *crucifige! crucifige!* quae ad comprehensionem veritatis vix aliquando vel nunquam sufficiunt ad fustium et lancearum semper pronae sunt apprehensionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Ecclesia venerat est prosecutus negotia. In quibus cum nonnullas insumeret moras, meque cum illo jamjam accessurum Romam, ad satisfaciendum de mensa dominica, de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, exspectarem, secundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi est, Papam Leonem rebus decessisse humanis; quo audito a proposito eundi Romam itinere supersedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papae Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia persuadere suscepit scriptum tuum, quod Romae juraverim me Turoni juravisse Legatis Papae Victoris.

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wañ, und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten worden: und ich ſollte nicht meinen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierin allen andern vorzuziehen. Daß er am beſten davon unterrichtet ſein koñte, iſt unſtreitig; und was für Vortheil, was für Abſicht hätte er dabei haben können, uns von einem ſo unerheblichen Umſtande etwas anders als die lautere Wahrheit zu ſagen? Ich nenne den Umſtand unerheblich, in Beziehung auf die eigne

Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbeſſert noch verſchlimmert werden koñte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabſtes wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geſchichte, die allerdings dadurch ſehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl ſchwer zu begreifen ſei, wie ſich Lanfrancus ſo ſehr könne geirret haben, da er doch ſelbſt auf dieſem Concilio zu Tours mit gegenwärtig geweſen; wie Ordericus Vitalis verſichere. Deñ das iſt er nicht geweſen, und Vitalis verdienet mit dieſem ſeinem Zeugniſſe nicht den geringſten Glauben, ob es ſchon Anton Pagi [1]) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus ſelbſt gegenwärtig geweſen, ſo würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns deſſen auch ſelbſt zu verſichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen ſollen? Er koñte ja nicht wiſſen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daſelbſt vorkommen würde. Es geſchah auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man ſie auſſerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeſchrieben worden, welches uns ſo viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus, [2]) gern möchten glauben machen.

Selbſt das Zeugniß des ſonſt mit dem Lanfrancus genau übereinſtimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnet, iſt diesmal für ihn nicht. Deñ Guitmundus ſchreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Pabſtes, deſſen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der

1) In Annales Baronii, ad annum 1055. §. 7.
2) Operum T. 5. p. 6. 7.

Umſtand endlich, daß gerade während des Concilii die Nachricht von dem Tode des Pabſtes eingetroffen, iſt ſo beſonders, zeichnet ſich ſo merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung ſich kaum dabei denken läßt.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis IX. Legatus; war es der Tod dieſes Leo, der es unterbrach: ſo gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54; als an deſſen neunzehntem April Leo ſtarb.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte, und für Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müßen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte römiſche unter Leo IX. folgen muß: ſondern auch alle die andern drei Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius ſollen ſein gehalten worden, ſind in ſofern für Erdichtungen zu erklären, als Victor II. daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem Baronius nämlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den ſich Baronius lediglich bezieht, — ſoll Kaiſer Heinrich II. bei dieſem Concilio den König Ferdinandus von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kaiſers von Spanien anmaße, und ſeine Abhängigkeit von dem römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor II. ſoll zum Beſten des Kaiſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft,

und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wañ ſich ein deutſcher Kaiſer mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenverſamlung irgendwo in Frankreich ſollte gewandt haben; deñ daß ein päbſtlicher Legat dabei zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſei aber die Sache ſelbſt ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kañ doch nur einer ſtatt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie Victor auf dieſem Concilio nicht enſchieden: hat ſie Victor entſchieden, ſo kañ ſie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſein vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzählung des Mariana noch zu retten: und dieſer wäre, weñ man annähme, daß kurz auf einander zwei Kirchenverſamlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher Berengarius redet, und die zweite das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kaiſers möchten erſchienen ſein. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweiten, die bei den Samlern der Concilien nicht vorkömt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll.

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofes von Orleans, bezog. Der Widerſpruch mit dem Durandus iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzuzuſezen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblik bei dem Biſchofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Euſebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war

eben der, der, nach einigen, den Berengarius zu ſeinem Archidiakonus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 geweſen ſein, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll.[1]) Gewiß iſt es, daß er, während des Concilii zu Vercelli, noch Kanonikus an der Kirche des heiligen Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu Angers lebte. Weñ er nun dem ungeachtet auch Archidiakonus zu Angers hätte ſein können, und wirklich geweſen wäre: ſo müßte man ſich wohl nicht ſehr an den alten Kanon: ut non nisi in unius civitatis Ecclesiis quisquam aliquod clericale officium accipiat, gekehrt haben, ob er ſchon auch damals, in einem Concilio über dem andern, auf's neue eingeſchärft wurde. Doch dem ſei, wie ihm immer ſei; Berengarius ſei auf dem Concilio zu Tours bereits des Euſebius Archidiakonus geweſen, oder nicht: genug, daß Euſebius der Meinung des Berengarius war. Dieſes Zeugniß gibt ihm, wie Sie geleſen haben, Berengarius ſelbſt: cessi tamen consilio Episcopi Andecavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem. Es iſt alſo keine Verläumdung, keine ungegründete Sage, was man ſchon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weßwegen ihn zu retten, ſich ſo manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Beſonders iſt es Natalis Alexander,[2]) und nach ihm ſind es die mehrgedachten franzöſiſchen Benedictiner,[3]) welche den Ver-

1) Mabillon, Acta Sanct. Ord. S. Bened. Saeculi 11. Parte 2. praef. §. 12.

2) In Hist. Eccl. Saeculi 11. Dissert 1. art. 4.

3) Hist. Lit. de la France. T. 8. p. 101.

dacht durchaus nicht auf ihm laſſen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernſtlich zugethan geweſen. Sie beziehen ſich deßfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Euſebius, welchen Claudius Menardus zuerſt herausgegeben.[1] Nun iſt es wahr, daß Euſebius in dieſem Briefe dem Berengarius ſein Mißfallen über die noch fortdauernde Streitigkeit zu erkennen gibt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meinung des Berengarius. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque insania Lanfranci, oder wiederholt doch wenigſtens dieſe Ausdrüke des Berengarius, ohne das Geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, weñ Lanfrancus mehr Recht bei ihm gehabt hätte, als Berengarius. Euſebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpizfindigen Grübeleien über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meinen. Allerdings nicht: und zuverläßig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einnem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des Euſebius. Die franzöſiſchen Benedictiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sam̃lungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sam̃lungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifle, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herab-

1) In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Julianum, p. 499.

ſezt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva qua eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte.

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie deñ nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drei ſchon bekañten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen ließen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nämlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius ſelbſt zur Zeit noch nichts ſchriftliches darüber aufgeſezt hatte. Doch hiervon vielleicht ein Mehreres, weñ wir auf die Meinung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedies vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7.

das Concilium zu Rom, unter Nikolao II.

übrig; und ich ſchließe.

Weñ Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den Berengarius und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, weñ auch ſein Nachfolger Stephanus IX., der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt Nikolaus II. ſie aus eigener Bewegung wieder vorgenommen hätte? Deñ ſo viel kañ ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß Berengarius nicht auf ſein Erfordern, ſondern ſchlechterdings freiwillig auf eigenen Antrieb, (ultroneus), nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nämliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfordere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerkt. Und weñ es ſchon nichts weniger als einerlei für ihn ſein koñte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo koñten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Cardinal Hildebrand zu Leo IX. nach Rom zu gehen, ihn auch jezt vermögen, ſich vor Nikolaus II. zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſchen war unſtreitig der eigene Beifall des Cardinals Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte: und was für gute Hofnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehr-

mals erwähnten Verſtümmelung unſers Manuſcripts, kañ es zwar leicht ſein, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die ſeine Hofnung vereitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Cardinal Humbert mit dabei im Spiele geweſen, iſt dem ungeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausſchlage beiderſeitiger Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſei, ſondern brauchte das Anſehen des Pabſtes, einen Mañ zu einem blinden Bekeñtniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen koñte noch wollte. Er ſezte die bekañte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrüke derſelben: corpus et sanguinem Domini sensualiter, non solum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus ateri, nur mit der Abſicht entſchuldigen können; es einem Kezer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius III. ſich darüber erklärt: ne remaneret anguis sub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte; und beſchwor, und unterſchrieb. Deñ auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet: [1]) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuae partis defensione aliquid

1) Cap. 5. p. 235. edit. Dacher.

respondere, pietate motus ad preces tuas praecepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui abjurgatione adortus, cur me quasi feris objecessit inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, ut me ipse mansuetudine christiana paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem labore ultroneus, si non probandus, multo essem minus cum praecipitatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus urgendusque. Solum mihi ut in Hildebrandum ista conjicerem, Papa respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, ubi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, ubi habes: *haec sunt generationes coeli et terrae*, materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus constabat, quam binario geminato quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, et forensibus etiam litibus indignissima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, usquequaque obmutui, nec ullas, quod mentitur scriptum

tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuiſſem, ne mecum Chriſtianiſmo ſuo indigne agerent, cordè convolvens, humi procubui; et ſecundum hoc, quod dicis, illum rectiſſime praecepiſſe, injuſtiſſime diceres, ſi verum dicere voluiſſes.

Hier wird des Humbertus nicht gedacht; ſondern alles ſcheinet durch die Hände des Cardinals Hildebrand gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kañ nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäft verlor. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſamlungen damals zuging? wie ſehr ſelbſt der Pabſt das wilde Geſchrei der kleinern Cleriſei fürchten, und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mañ an dem Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiſte Lärmen machen koñte, überkam die meiſte Gewalt: und auf das Lärmen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer, als Humbert? Er hatte davon eine vortrefliche Probe kürzlich in Conſtantinopel abgelegt: was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das, glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der ſtolze, häßliche Mañ war dazu verſehen, alle Trennungen der Kirche auf das Äuſſerſte zu treiben! Schon in der erſten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreiſung deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein paar Stellen leſen, die Berengarius dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Manuſcripte, als ſeiner zweiten Schrift, entgegenſezt.

Servum Dei Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Dei servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiae tuae ineptus assensum non negaverit.

Und weiterhin:

Quod de humilitate vitae et doctrinae Humberti confirmas, utinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad praeferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romae ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi haereticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiae fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad revincendum errorem meum mecum sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.

Es kañ gar wohl ſein, daß die heilloſe Aſſertion: corruptibile adhuc esse Christi corpus, dem Humbertus nicht blos in der Hize des Zankes entfahren war. Deñ ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemuzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in die Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein großes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Broken und Überbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig

umgingen, ſie auf die Erde fallen ließen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würfen; [1]) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könte, als bloßes Brod. Bei den Griechen konte beides ſehr wohl mit einander beſtehen. Den hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten; daß nach ihrer Meinung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene Brod: nicht dieſes Höhere glauben ſie zu vergraben und in Brunnen zu werfen; ſondern das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſei, als Brod, unbrauchbares Brod. Übertretene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kanten, legte ihnen Humbertus als Kezereien zur Laſt: und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennet und zerſtöret werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchen Manne trug man es den auf, für die geſamte Kirche zn ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſein können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwert und Knüttel, (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt,) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wen er ihn einmal für einen Lehrſaz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden über die abzufaſſende

1) Humberti Disput. de Azymo et Fermentato apud Baronium, T. 11. p. 715.

Formel die geringſte Rükſprache; am wenigſten mit dem Berengarius ſelbſt. Nach dem Lanfrancus ſollte es zwar ſcheinen, als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt : cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus Concilio, quam denique omnibus Ecclesiis, quae id cum debita reverentia susceperunt? 1)

Aber Berengarius antwortet :

Justissime id quidem; quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adsensi. Manu quidem — — — — 2) subscripsi, nam ut de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore praesentis jam mortis scriptum illud, absque ulla conscientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adscribendum fuit, quia, etsi ambo, cum coecus coecum ducatum praebet,

1) Cap. 2. edit. Dach. p. 233.

2) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht herausbringen können; deñ die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten.

(„Dieſe Lüke, ſagt K. A. Schmid in ſeiner Be-
„richtigung einiger Stellen des leſſingi-
„ſchen Berengarius, habe ich zu ergänzen, und da-
„durch die ganze Stelle zu berichtigen das Glük gehabt. Die
„herausgebrachten Worte der beinahe völlig verwiſchten
„erſten Seite der Handſchrift geben einen Siñ, der dem ge-
„rade entgegen iſt, worauf Leſſing durch das falſch gele-
„ſene: Manu quidem — subscripsi, verum ut —
„verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Er-
„gänzung ſo: Manu, quod mendaciter ad te
„pervenit, non subscripsi; nam ut de con-
„sensu pronunciarem meo, nemo exegit. Berenga-
„rius hatte alſo ſeine Unterſchrift nicht widerrufen
„oder abgeläugnet: er hatte die Schrift des Humber-
„tus gar nicht unterſchrieben.“)

cadunt in foveam, minor tamen in sequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus praesumsit, fuerat culpa.“

Und an einem andern Orte:

Quod dicis, infamare me solitum Nicolaum Papam, Romanique Patres Concilii, dum me solent de perjurio arguere amici, quasi ipsi mei fuerint causa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua professio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod scribis egit, nullus a me quod juraverim, unde satis superius sum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, sine mora et lima diligentioris secundum scripturas considerationis, quod voluit scripsit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non insufficienter scribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.

Über ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verläugnet, drükt ſich Berengarius ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des Lanfrancus: Nonne praestabat, si veram fidem te habere putabas, vitam honestam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miserrima anima, fährt Lanfrancus fort, cur te credere jurabas, quae tantopere inter se dissidere intelligebas? — Warum? antwortet Berengarius; aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber weñ ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorne Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorne Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks ihm einen Gözen machte; Petrus, der aus Scheu vor einer

Magd ſeinen Meiſter verläugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. — Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

Nur einen Augenblik ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurükgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rükwärts, ſondern auch vorwärts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders laufen müßen.

Ich meine, das Räthſel, wie ſich Berengarius gegen ſo viele Kirchenverſam̃lungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meinung zurük zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäkigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen: dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſet.

Deñ einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſam̃lungen, und die Anzahl ſeiner Widerrufe und Abſchwörungen, bei weitem ſo groß nicht iſt, als ſie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſein; wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter Victor II. fallen alle weg. Auf den Kirchenverſam̃lungen zu Rom und Vercelli, unter Leo IX., ward er ungehört und abweſend verdam̃t. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward

nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekeñtniß, und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekeñtniß ſeine wahre, eigentliche Meinung enthalte: ſo daß, nach aller Strenge, dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſei. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nikolao II., von dem man ſagen köñte, daß es ihn ſeiner Kezereien überführt habe; von dem man ſagen köñte, daß es ihn hätte verbinden müßen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr recht hatte er, ſich noch immer für nichts weniger als ſachfällig zu halten, und nach Niederlegung ſeiner Proteſtation einen beſſer unterrichteten Pabſt, ein freieres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabſt, der ſich durch das Zutrauen des Berengarius geſchmeichelt fühlte, der es erkañte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdam̃t erklärte, indem er ſie auf's neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nämlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweitens, dieſer billigere, beſſere Pabſt? Kein anderer, als Gregorius VII; als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war, [1]) welcher, veritatis perspicuitate cognita, den Berengarius überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu

1) Siehe oben, Seite 117.

Leo IX. zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdam̃t habe, dennoch, nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmakten Gegner ein Ende zu machen. 1) Ohne Zweifel hatte dieſer Hildebrand zwar, als Berengarius nachher, in ähnlicher Hofnung, ſich Nikolaus II. darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrüken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn und ſeine gute Sache dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurükgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch allem Anſehen nach eben dieſer Hildebrand geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Pabſte Alexander II., wiederum dem Berengarius ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Widerruf zurüknehmen, und ſich ſo frei und kühn gegen den vorigen Pabſt erklären durfte, welches alles Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Secte abzulaſſen und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. 2) Den̄ Hildebrand war dieſes Alexanders Kanzler, penes quod officium universae Romanae Ecclesiae administratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohel=

1) Cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret. Ebendaſ.

2) Alexander, successor Nicolai Papae, literis Berengarium satis amice praemonuit, ut a secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret. — Anonymus Chiffletianus, apud Hard. Concil. T. 6. P. 1. p. 1015.

lius erwieſen hat. [1]) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkañten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſamlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugezogen ward, und Gregorius VII. alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Weñ er deñ nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht koñte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht; aber ein Mañ von ſeinem Ehrgeize ſezet die Wahrheit nur alsdañ mit aller Macht durch, weñ er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kañ. Laufen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo gibt er ſie auf: er herſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er deñ lieber nicht herſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Partei des Benno, welche Gregorius wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dañ noch, als er den Berengarius zu ſeinem lezten Bekeñtniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, weñ Baronius [2]) daraus, daß er den Berengarius bei ſeiner Lehre nicht geſchüzet, beweiſen will, daß ihn die Partei des Benno auch in dieſem Stüke verläumdet habe. In dieſem Stüke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und Gott wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet wären!

1) Brev. T. 2. p. 388. edit. Antwerp.
2) Ad annum 1079. §. 3. T. 11.

5.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des Berengarius ſelbſt dazu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen koñte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſein; er und Hildebrand, und etwa noch Euſebius Bruno, mußten die einzigen nicht ſein, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. 1) Weñ Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich, nach Maßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müßen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Deñ ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lipen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchließen ſähe, auf's neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viele würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo treflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpfläſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo: weñ es eine Kirche oder Gemeinden einer Kirche gibt, welche die ſichtbaren Stüke des Abendmahls für bloße Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darin zuge-

1) Seite 19. 20.

ben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beiſtimmung des Berengarius machen. Deñ Berengarius lehrte und bekañte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſein, weñ man bei ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrüklichen Bekeñtniſſe, ſondern dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweideutigkeit jener ſchließen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekañt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſeze hierbei als bekañt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgeholt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So ſchreibt nämlich Guitmundus: [1]) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed ut extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et sanguine Domini sacramentis istis inesse, sed tantummodo umbras haec et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, ut quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (ut ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt. Dieſe lezten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Vlimmer, welcher den Guitmundus 1561

1) De Sacramento L. 1. p. 32. edit. Vlimmer.

wieder herausgab, nicht umhin konte, in einer Randgloſſe hinzuzuſezen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begrif der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Blimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerlei zu lehren, beide von Läugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſein, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Deßgleichen ſeze ich alles voraus, was bereits Mabillon, und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meinung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis jezt unwiderlegt halte; wie es deñ auch durch unſer Manuſcript, Stük für Stük, auf das vollkommenſte beſtätiget wird. Blos diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem lezten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius VII. Quod scripserunt de improprietate naturae et veritate substantiae, contra me non scripserunt; ego ita habebam: panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus; non phantasticum, sicut Manichaei, sed verum et humanum. — 1) Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand,

1) Thesauri novi Anecdot. T. 4. p. 107.

vorzüglich vor allen andern mit der Anmerkung begleiten zu müßen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe blos die Transſubſtantiation, keineswegs aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geläugnet. Nun will ich jezt nicht unterſuchen, ob ſie nicht paſſendere Worte zu einer ſolchen Anmerkung hätten finden können: ſondern ich will blos, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen.[1] „Berengarius, „ſagt dieſer reformirte Gelehrte, hat ſeine Leſer „mit der Zweideutigkeit des Wortes wahr zum „Beſten; er will aber weiter nichts ſagen, als „daß das Brod und der Wein in dem Abendmahle „nicht Zeichen eines eingebildeten Körpers, ſondern „Zeichen eines wahren menſchlichen Körpers wären. Hier iſt nichts, was nicht diejenigen, welche „die wirkliche Gegenwart läugnen, nicht eben ſo „wohl ſagen können, ja was ſie nicht ſogar ſagen „müßen. Das geheiligte Brod und der geheiligte Wein ſind die Zeichen eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig iſt, „als durch den Glauben derer, die ſie genießen.“

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zuſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zufolge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen können: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meinen, von dem man dieſes verſichern will, von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekañt und geläufig geweſen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweiſen? Wo hat Berengarius jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort ſein ſo viel heiſſe als

1) Bibl. anc. et moderne. T. 15. p. 306.

bedeuten? Es iſt wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen: nämlich, in ſofern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Siñ, den Clercius mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges erinnern kañ, ohne daß man darum, indem man jenes beſitzt oder überkömt, auch nothwendig dieſes beſitzen oder überkommen muß.

Weñ die Gegner des Berengarius ihm auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht blos aus dem Vorurtheile des manichäiſchen Irrtums, daß der Leib Chriſti ein leeres Blendwerk geweſen, die weſentliche Verwandlung des Brodes läugne: wie koñte er anders, als in den angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber koñte er in dem antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings koñte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch: panem et vinum sacrata in altari esse *verum* et humanum Christi corpus ausdrüket, das hat er dort 1) durch, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse *revera* corpus et sanguinem ausgedrükt. Das aber revera, als ein Adverbium, zu esse gehört, und nicht zu corpus, wer kañ das läugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekeñtniß, weñ er Chikanen hätte vorherſehen können,

1) Seite 113.

die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrüke verbinden und ſonach: panem et vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi, lauten würde? Oder köñte auch das ſodañ weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Deñ es gibt ja auch wohl verblümte Zeichen!

Ich bin verſichert mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche laufenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſezen wird. Deñ da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſezte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nikolao II. bekennen müßen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stüken auf's neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſowohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müßen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſterer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte: panem et vinum, quae in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi eſse, ſo deutliche, ſo feierliche, ſo oft wiederholte Erklärungen finden, wie dieſes die Meinung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſei, und nie geweſen ſei, daß er der gröſte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſein müßen, weñ er dem ungeachtet bei dem, was er für ſeine wahre Meinung ausgibt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bei der Lehre von den bloßen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur

wider die Transſubſtantiation, und keineswegs gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloße Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt gelehret, ſo unmöglich, ſo abgeſchmakt ſei, daß ſich ohne offenbar wider einander laufende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nur, welcher im Grunde der Name V e r ä n d e r u n g gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſei, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringſten Grund habe.

Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde manifestissimum sit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, ut non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua: *non remanere panem et vinum in pristinis essentiis;* et si panem videat, qui communicat mensae dominicae, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui ista legerit, afferre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: fit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, sit corpus Christi, sed non generatione

ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; sit inquam panis quod numquam ante consecrationem fuerat de pane, scilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Christi, sed non ut ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed non ut corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate, non potest corpus illud etiam nunc esse incipere.

Daher deñ die häufigen Klagen des Berengarius/ daß es nur/ um ihn verhaßt zu machen/ geſchehe/ weñ Lanfancus von ihm ſage/ daß er überhaupt von keiner Verwandlung des Brodes und Weines/ überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle/ weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

Quod de conversione, inquio ego, panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori te scribis reservare loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra sanitatem verborum istorum sinistra aliquid interpretatione insistas. Quod si facis non solum te, sed et angelum de coelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram

Christi carnem et sanguinem, quantam potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.

Aber wañ würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederholungen zu ſein ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meinung eigentlich ankäme. Wir müßen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſein am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beigefallen, ſo oft ich mir von den ſacramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begrif machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſein werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtreken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte.

Nämlich: weñ die Lehre der bloßen Zeichen die älteſte, erſte, urſprünglichſte Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſte-

hen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſein, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müßen, durch welche der Übergang von jener erſten auf jene zweite erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre kōnte dieſes ſein, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will.

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Transſubſtantiation, vorhanden geweſen, ſo wie ſie jezt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, das man erſt bloße Zeichen, hernach prägnante Zeichen, und endlich in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die lezte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung, von den bloßen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen ſo ruhig abgelaufen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſein müßen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekañt?

Mir nicht; und ſo frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können?

Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht ſtatt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt der bloßen Zeichen, prägnante Zeichen einſchleichen laſſen, ſondern daß nicht die Lehre der bloßen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erſte urſprüngliche Lehre geweſen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man ſchon längſt geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigſtens ein Geſpräch unter uns werden kan̄, und daß ich mich auf jedes Geſpräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl.

Über

die ſogenañten Fabeln

aus den

Zeiten der Minneſinger.

1773 und 1781.

Über
die ſogenañten Fabeln
aus den
Zeiten der Minneſinger.

Erſte Entdekung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche ſich um den ſchwäbiſchen Zeitraum der deutſchen Dichtkunſt ſo ſehr verdient gemacht haben, ſchikten, ehe ſie mit der großen maneſſiſchen Samlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorſchmak einen Band alter Fabeln voraus, die ſie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu ſein urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geſchichte unſerer Literatur iſt, der kennet dieſe Fabeln, die unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer ächten und lauteren Sprache zu ſchäzen wiſſen, mit ſo vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß ſie der Welt an dieſen Fabeln etwas geliefert, was ihr ſo gut als völlig neu ſein müße. Sie hielten ſich nämlich für verſichert, daß auſſer der Hälfte derſelben, welche der ſtraßburgiſche Profeſſor Johañ Georg Scherz, von 1704 bis 1710 in eilf akademiſchen Diſſertationen, mit einem weitläuftigen Commentar

abdruken laſſen, ſonſt nichts davon im Druk erſchienen ſei; und ſie alſo diejenigen wären, welche das Ganze zuerſt aus ihren Handſchriften bekañt machten.

Weñ Herausgeber ſo etwas glauben; ſo glaubt es die Welt natürlicher Weiſe mit: deñ man nimt an, daß Herausgeber nicht unterlaſſen, ſo genaue Kundſchaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der erſten vollſtändigen Bekañtmachung benañter Fabeln wäre abgeſtritten worden: und ich ſelbſt bin länger als zehn Jahre der feſten Meinung geweſen, daß ſie ihnen auch nicht abzuſtreiten ſtehe.

Deñ nur erſt 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben dieſe Fabeln ſein köñten, welche ſchon längſt einmal gedrukt geweſen, und ſchon längſt wieder vergeſſen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mir auf die Spur dieſes Verdachtes geholfen.

Es war der Herr von Heineke; in ſeiner Nachricht von einer gelehrten Reiſe, die er das Jahr vorher durch Niederſachſen und Holland unternommen hatte. [1]) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Urſprungs der Drukerei zu thun geweſen war, (beſonders in ſofern ſie in der alten Formenſchneiderei zu ſuchen,) und er in ſolcher Abſicht alle dahin einſchlagenden Seltenheiten, welche in den Bibliotheken daſiger Gegend aufbewahret werden, in Augenſchein genommen hatte: ſo war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutſches Fabelbuch mit Holzſchnitten vor-

1) Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, Th. 2. S. 21.

gekommen, in welchem auf dem lezten Blatte ſte⸗het, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beſchreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht ſagen, daß der Herr von Heineke der erſte oder einzige geweſen, der dieſes alte Fabelbuch gekañt und ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte. Es war ſchon vor ihm von ver⸗ſchiedenen Bücherkennern angeführet worden; beſon⸗ders vom Johañ Saubertus, in dem Anhange ſei⸗ner Geſchichte der nürnbergiſchen Bibliothek, wo er die erſten Druke dieſes Bücherſchazes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweg⸗lichen Buchſtaben geſezt, ſondern von eingeſchnit⸗tenen Tafeln abgedrukt worden.[1] Allein weder Saubertus, noch ſonſt jemand, hatte etwas da⸗raus mitgetheilt, woraus der nähere Inhalt zu ſchließen geweſen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerkſamkeit, dieſes zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdekung zu bah⸗nen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typogra⸗phiſchen Seite gebühret. Er führte nämlich die erſten Zeilen der erſten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muſe fand u. ſ. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger viel weniger müßen geleſen haben, als ich ſie wirklich geleſen hatte, weñ mir nicht ſogleich hätte einfallen ſollen, daß dieſe zwei Zei⸗len ja wohl auch der Anfang der allererſten Fabel von ihnen wären. Deñ daß muſe für nuſſe, es für er, verdrukt ſei: das verſtand ſich von

1) Jo. Sauberti Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis. Norib. 1643. 12. p. 116.

ſelbſt. Was war alſo natürlicher, als der Gedanke, ob das bambergiſche Fabelbuch wohl nicht noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? Ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekañter Abdruk derſelben ſei?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunſchweig, ſehr bald und leicht hinter die wahre Beſchaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede ſolcher Spuren ſelbſt verfolgen? Hier iſt deutlich genug darauf gewieſen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir ſind.

Nur als ich ſelbſt nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich ſogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geſchehen würde, dennoch bisher unterblieben ſei. Und da wäre es deñ unſtreitig mehr Läßigkeit, als Enthaltung geweſen, weñ ich es nicht mit eins von meinen Erſten ſein laſſen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewiſſern zu belehren.

Es geſchah: und mit dem erſten Blike, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entſchieden. Ich fand nämlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieſes zu Bamberg ſchon 1461 gedrukte Fabelbuch ſchlechterdings nichts anders als eben die Sam̃lung alter Fabeln iſt, welche erſt Scherz und dañ die Schweizer herausgegeben; unwiſſend, daß man ihnen längſt damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den ſie ihres Fleiſſes für ſo werth hielten, gleich im Anfange der Buchdrukerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunſt allgemeiner bekañt gemacht zu werden. Oder weñ dieſes die Sache nicht war, — wie man deñ auch wohl ſchwerlich behaupten kañ, daß alle Bücher,

welche zuerſt gedrukt wurden, auch zuerſt gedrukt zu werden verdienten — ſo erhellet doch wenigſtens aus dem ſo ſchleunigen Abdruke dieſer Fabeln, daß ſie damals ein Buch geweſen, welches viel geleſen ward: deñ weñ die Wahl der erſten Druker ſchon nicht immer auf die beſten Bücher fiel, ſo fiel ſie doch ſicherlich immer auf die gangbarſten.

Eine Anmerkung dringt ſich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich ſie ganz verſchweigen ſollte. — Wie wenig man ſieht, weñ man nur das ſieht, was man ſehen will! weñ man für nichts Augen hat, als für ſeinen Kram! Und wie bekañt etwas ſein kañ, und zugleich wie unbekañt! — Als erſter Druk war unſer Fabelbuch bekañt genug; nur als das, was es eigentlich iſt, war es ſo unbekañt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz neues, aus Handſchriften koñte und durfte gedrukt werden. Das macht: der Literator verachtet meiſtens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den *Literator*. Jeder begnügt ſich, um ſeine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer ſich indeß auf die Seltenheit eines deutſchen Druks von 1461 verſtehet, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwiſſenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre ſonſt eben, als ob man von *ihnen* verlangte, daß ſie auch alle Handſchriften ſollten gekañt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Deñ wahrlich iſt ein ſo früher Druk an Seltenheit einer Handſchrift vollkommen *gleich*; und der insbeſondere, von dem die Rede iſt, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Deñ Handſchriften von dieſen Fabeln kenne ich doch wenigſtens ſechſe; da ich hingegen von der

bamberger gedrukten Ausgabe ein zweites Exemplar, auſſer dem unſrigen, nicht nachzuweiſen wüßte. Wenigſtens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird geſehen haben, annoch in der nürnbergiſchen Bibliothek befindlich iſt, oder ob es gar jemals daſelbſt vorhanden geweſen. [1])

Was aber, wie geſagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln ſtehet, das würde einem Bibliothekar, der eine ſo einzige Merkwürdigkeit unter ſeinem Beſchluſſe hat, ſehr zu verdenken ſein. Deñ von dieſem verlangt man ſogar, daß er gelegentlich Meldung davon thu, weñ man ihm anders zutrauen ſoll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich deñ, mit folgender Nachricht ſelbſt bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr ſchriftſtelleriſches Verdienſt um eine Kleinigkeit dadurch geſchmälert finden dürften.

Alſo zuvörderſt das Auſſerliche und Materielle des Buchs zu beſchreiben: ſo ſeze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedrukten Holzſchnitten deſſelben geſagt hat, [2]) noch dieſes hinzu: — Das Papier iſt von ziemlicher Stärke, aber nicht von beſonderer Weiſſe; und hat zum Zeichen den aus den mainziſchen alten Druken ſo bekañten Ochſenkopf. Ich merke dieſes darum an, weil es ſonach ein ſichtbarer Beweis

1) Nämlich in einem neuen Werke: Idée générale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771. p. 275. in welchem er die in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen ertheilte Beſchreibung mit einigen Zuſäzen wiederholt hat.

2) Nämlich, daß es in klein Folio ſei, und über jeder Fabel ein Holzſchnitt ſtehe, dergleichen er einen copiren, und ihn ſowohl ſeinen Nachrichten als dem angeführten franzöſiſchen Werke beidruken laſſen.

iſt, daß beſagtes Zeichen nicht ſchlechterdings einen fauſtiſchen Druk beweiſet, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, ſo viel ich weiß, noch kein wirkliches Beiſpiel entgegengeſezt haben. — [1]) Die Blätter, deren in allem acht und achtzig ſind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge beſtim̃t, und die Zuſammenbindung erleichtert wird. Sie ſind weder paginirt noch gezählt; ohne Cuſtos und Signatur: daher es um ſo weniger zu verwundern, daß ſie hier und da verbunden worden. — Die Schrift iſt eine plumpe, ſtumpfe Fractur, faſt ſo groß als die, welche in den Formatbüchern Dopelmittelfractur heißt. Dem erſten Anſehen nach ſollte man ſie für eben die Schrift halten, aus welcher Konrad Kacheloven ſeinen Donat gedrukt hat. Doch bei genauer Betrachtung findet man dieſe etwas ſtärker, und in den Zügen einiger großen Buchſtaben verſchieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutſche für Lateiniſch, und das Lateiniſche für Deutſch zu halten. — Die Verſe ſind nicht abgeſezt, ſondern laufen wie Proſa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzſchnitt unterbrochen iſt, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchſtaben einer jeden Fabel ſind roth hineingeſchrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe den̄ auch die erſten großen Buchſtaben eines jeden Verſes ziemlich ſtark durchſtrichen ſind; als wodurch, die illuminirten Holzſchnitte mit dazu genommen, das Ganze einen ſehr bunten Anblik macht. Von dieſen Holzſchnitten iſt noch zu merken, daß der Man̄ in dem lan-

1) Christ. Gottl. Schwarzii Exercitatio, qua primaria quaedem documenta de Origine Typographiae illustrantur, p. 45.

gen zugegürteten Roke, mit der rechten Hand auf etwas weiſend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachſchneiden laſſen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer beſondern Einfaſſung ſtehet: daß, ſage ich, dieſer Mañ eben ſo auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu ſehen, und ohne Zweifel den auf ſeinen Vorwurf zeigenden Dichter vorſtellen ſoll. — An Unterſcheidungszeichen iſt keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieſes kömt nicht da vor, wo es der Verſtand erfordert, ſondern ſtehet am Ende eines jeden Verſes, der Verſtand mag eine Unterſcheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln ſelbſt ſind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu ſagen: aber es zeigt ſich auch ſonſt keine Spur von irgend einer Aufſchrift, die das Buch geführet oder führen köñte; ſelbſt in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch ſonſt vorzukommen pfleget. Dieſe waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführet, und lauten ſo:

Zu bamberg dies puchleyn geendet iſt
Nach der gepurt unſers herren iheſu criſt
Do man zalt tauſend unde vierhundert jar
Und ym einundſechzigſten das iſt war
An ſant Valenteins tag
Got behut uns vor ſeiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, iſt auſſerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet ſein ſoll. Deñ der gedrukten Bücher waren 1461 überhaupt noch ſo wenige; und unter dieſen wenigen findet ſich kein einziges, von dem man nur mit Wahrſcheinlichkeit behaupten köñte, daß es auſſer Mainz

gedrukt wäre. Bamberg müßte ſonach nicht allein mit unter den erſten Städten Deutſchlands ſein, in welche ſich die Drukerei verbreitet hätte, worunter ſie die alte cölniſche Chronike doch nicht rechnet: ſondern ſie müßte ſchlechterdings die allererſte ſein, deñ ſelbſt von Straßburg findet ſich kein früherer Druk, als von 1466. Gleichwohl trift man auch ſonſt kein Buch an, das um dieſe Zeit zu Bamberg gedrukt wäre; und nach dem Verzeichniſſe des Pr. Marchand [1]) iſt das erſte, welches in dieſer Stadt an's Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich ſein, daß eine ſo nüzliche, und damals ſo einträgliche Kunſt, welche ſo geſchwind daſelbſt bekañt geworden, auch wiederum ſo geſchwind in's Steken gerathen wäre? Und dieſes iſt deñ auch wohl die vornehmſte Urſache, warum man unſer Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorſpielungen der Drukerei, als für ein wirklich gedruktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenſchein dieſe Vermuthung begünſtige, will ich hier nicht unterſuchen. Genug daß, weñ er auch gänzlich darwider wäre, und man noch ſo offenbare Merkmale gegoſſener Buchſtaben fände, wo andere nichts als geſchnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterſchrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar ſcheinet ſelbſt der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt geweſen zu ſein; und wenigſtens wollte er ein Mißverſtändniß dabei argwohnen. Deñ er ſagt in ſeinen Nachrichten: „Es laſſe ſich nicht „behaupten, daß unſer Fabelbuch wirklich 1461 „zu Bamberg gedrukt worden; es ſtehe blos da, „es ſei in dieſem Jahre daſelbſt geendet worden, „welches von der Verfertigung des Buchs eigent-

1) Histoire de l'origine et des prémiers Progrès de l'Imprimerie. Part. 1. pag. 86.

„lich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrüke auf dieſe Weiſe zu verſtehen ſind: und aus dem Worte geendet iſt freilich nichts für den Druk zu ſchließen. Doch gewiß auch nichts dawider: und wenigſtens müßte, weñ es ja nicht auf den Druk gehen ſollte, ſodañ nicht die Verfertigung des Buchs, ſondern lediglich die Verfertigung der Abſchrift des Buchs, welche der Druker vor ſich gehabt, damit gemeinet ſein. Deñ das Buch ſelbſt, die Fabeln ſelbſt, ſind unſtreitig weit älter; welches ſo viele Handſchriften auf die unwiderſprechlichſte Art bezeugen. Doch es iſt unnöthig, noch jezt dieſe Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er ſelber, in ſeinem neuern franzöſiſchen Werke, auf ſeinem Argwohne nicht beſteht, ſondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den erſten Städten, nach Mainz, geweſen, in welchen die Drukerei getrieben worden.[1]) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenſchneiderei ſogleich übergegangen? Deñ weñ unſer Fabelbuch nicht von geſchnittenen Tafeln abgedrukt iſt, ſo dürfte man doch wenigſtens glauben wollen, daß es mit höl=

1) Idée génerale, p. 277.

(In neuerer Zeit hat Paſtor Steiner zu Augsburg ein bibliſches Hiſtorienbuch entdekt, an deſſen Ende Albrecht Pfiſter, welcher bisher unbekañt war, verſichert, ſolches im Jahre 1462 zu Bamberg gedrukt zu haben. Weil dieſes Werk die nämlichen Buchſtaben hat, wie Boners Fabelbuch von Wolfenbüttel, ſo wird es auſſer Zweifel geſezt, daß 1461 das wirkliche Drukjahr, und Bamberg mit Gewißheit der Drukort deſſelben ſei. — S. Intelligenzblatt der neuen allg. deutſch. Bibl. v. 1794. Nro. 20. S. 173. und Panzers Zuſäze zu den Annalen der ält. deutſch. Lit. S. 20 und 30.)

zernen beweglichen Buchſtaben geſezet worden; und dieſe hölzernen Buchſtaben ſind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geſchichte der Drukerei will ausgethan wiſſen. Es iſt ſchwer, einem Manne, von ſeiner Erfahrenheit in ſolchen Dingen, etwas entgegenſezen zu können, was ihm nicht längſt bekañt ſei. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkunkungen vorzulegen, die gedachter ſeiner Hypothes entgegenſtehen, und ſich mehr auf eine Art von Zeugniſſen, als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Für jezt liegt mir an allem dieſen nichts: genug, das Buch iſt da; mag es doch entſtanden ſein, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text iſt.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Leſern nicht bekañt zu machen: ſondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte ſtehet, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieſes aber kañ nicht beſſer geſchehen, als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder ſelbſt urtheilen kañ, wie weit er ſich, an Sprache und Rechtſchreibung, von dem neuen, aus ſorgfältig verglichenen Manuſcripten gelieferten, zürcher Abdruke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollſtändigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzuſezen. Ich will alſo, ohne alle Wahl, ſo wie das Buch auffällt, einige Fabeln mit möglichſter Sorgfalt, Buchſtabe für Buchſtabe copiret, hier mittheilen und von der erſten den Anfang machen.

1.

Ainsmals ein affe kam gerant
Da er viel guter nuſſe vant

Der hette er geſſen gerne
Im was geſagt von dem kerne
Der wer gar luſtiglich unde gut
Beſwert was ſein thum̃er mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der ſchalen darnach zu hant
Begreiff er der ſchalen hertigkeit
Von den nuſſen iſt mir geſeit
Sprach er das iſt mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er ſie zu derſelben fart
Der kerne der nuſſe im nye wart.
Demſelben affen ſein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verſchmehen lange ſuſikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Weñ man darzu bleſet mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dañ hitz gibt als es ſol
Das feuer ſich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Alſo iſt es umb geiſtlichs leben
Welches menſch ſich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck iſt bereit
Ee das feuer der myñe
Im enzundet ſein ſiñe
Hieran mag gedenken wol
Der menſch der got dienen ſol
Der ſol durch keinerlei ablan
Er ſol am ſtetem dinſt beſtan.

Ich will, wie geſagt, die Vergleichung dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Weñ er aber finden ſollte, daß ſie ein wenig ſehr zum Nachtheil des alten bambergiſchen Drukes ausfalle; daß in dem

neuen zürcher verſchiedene Zeilen weit geſchmeidiger und verſtändlicher aus den Handſchriften geliefert worden: ſo wird er doch auch nicht in Abrede ſein, daß hinwiederum in jenem eins und das andere vorkömt, welches offenbar das Beſſere iſt, und von den lezten Herausgebern hätte genuzet werden können. Weñ z. E. die ſchweizeriſche Ausgabe in der 14 Zeile lieſet:

Die nuß der kerne im nit wart

klingt dieſes in unſerer nicht weit beſſer und dem Verſtande gemäßer?

Der kerne der nuſſe im nye wart

Deñ man ſagt doch wohl unſtreitig: der Kern der Nuß; und nicht: die Nuß des Kernes. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34 folgen:

Und im troſtlich muige weſen
Als wir dik hörent leſen

gänzlich mangeln, iſt zu loben. Deñ ſie ſind ſo überflüſſig, und zeigen von ſo einer elenden Flikerei, daß ſie unmöglich von dem Verfaſſer herkommen können. Eine zweite Probe ſei die neunte Fabel der neueſten Ausgabe, welche in unſerer die achte iſt.

9. (8.)

Vier geſellen komen uber ein
Das es alles ſoll ſeyn gemein
Was ſie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freyſam
Ein geis ein ochſe was zam
Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß

Ein hirs begegnet in do
Do wurden ſye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger geſpart
Er wart zu hawen ſchir
Unde geteilet in vier
Do ſprach der lewe freiſam
Den erſten teil den muß ich han
Das ſoll mir durch mein adelkeit
Vor euch allen ſein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn groſe meiſterſchafft
Das dritte ſoll mir nicht engan
Wañ ich am allermeiſten gevochten han.
Mir beleib dañ der vierde teil
Die freuntſchafft lies ich anders feil
Die wir zuſam̃en haben geſchworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil muſten ſie ym alle lan
Und muſten hungerig von dañen gan.
Es geſchicht unde iſt auch recht
Wo ſich gleichen wil der knecht
Dem herren durch ſein thumen mut
Das ſchadt ym unde iſt nicht gut
Mit herren weichſel eſſen
Wañ ſie haben ſich das vermeſſen
Der ſich nicht davor huten will
Sie werffen in mit weichſeln ſtil
Die herren ſprechen wenn man teilen ſol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du haſt darzu
Alſo wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht geweſen
Vor gewalt mag nymant geneſen
Wañ gewalt get fur recht
Und wo ſein ſulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht beſtan.

Auch von dieſer Fabel gilt, was ich von der erſten geſagt habe. Auch hier gibt unſer alter Druk verſchiedene Kleinigkeiten an die Hand, die eher ſo, als ſo wie die Schweizer ſie leſen, aus der Feder des Dichters werden gefloſſen ſein. Wer zweifelt z. E. an der 7 und 8 Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler ſo lautet:

Ein ſchaff der vierd geſelle was
Als ich an einem buoche las

Es iſt der nämiche Lükenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war, und in dieſer bei uns mit einem ſo ſchönen und paſſenden Umſtande erſezet iſt, daß, weñ der Dichter auch nicht wirklich ſo geſchrieben:

Ein ſchaf der vierd geſelle was
Sie lebten am erſten ane haß —

er doch unſtreitig ſo hätte ſchreiben ſollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig ſein wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rükſicht auf einen anderweitigen Umſtand wählen will. Es iſt die bekañte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Eſel; nach der Ordnung die zwei und funfzigſte in der neuen, und die ſechs und vierzigſte in unſerer alten Ausgabe.

52. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen ſun er zu ym nam
Einen eſel darzu das
Er deſter gereiten mochte das
Auff den eſel ſaß der man
Seyn ſun mußte gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nun fugt es ſich von geſchicht
Daß ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie ſprachen alle wie der man
Reit und leſt den jungen gan

Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der ſeiten
Daran thet er viel paß
Do der alt erhoret das
Von dem eſel ſaß er do
Der jung ſaß auff und was fro
Der ein zu dem andern ſprach
Do er den knaben reiten ſach
Wart getreuer geſelle meyn
Der alt mag wol ein narre ſein
Das er leſt reiten den knaben
Der ſolt laufen und traben
Und ſolt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Daß der alt auff den eſel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den eſel riten ſie peide
Das wart in ſchir zu leide
Do ym die leut bekommen
Num̃er dum nomen
Sprachen ſie alle ſehet an
Wie thut der alt man
Sich geſezt hat auff das eſeleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den eſel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt ſolt rue han
Und ſolt den jungen laßen gan
Die rede alſo geſchach
Der vater zu dem ſun ſprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der eſel auch ſol rue han
Do komen die Frauen und die man
Sie ſprachen alle nu ſehet an
Wie torecht die peide ſint
Der alte man und auch ſein kint
Das ir nicht ſyn zu reiten hat
Der eſel der doch ledig gat
Do ſprach der vater ſun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den eſel tragen
Was dann die leut werden ſagen

Sie wurffen den eſel nider
Zuſam̃en punten ſie ym ſein gelider
Und hingen in an ein ſtangen groß
Den eſel es ſere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er muſt an der ſtangen hangen
Nu wol auff der Vater ſprach
Der ſun viel jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der Eſel trag
Oder dich ſo ſeyn wir thoren
Treit er uns peide er iſt verloren
Get er ledig ſo ſeyn wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Davon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſol thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein Menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte iehen
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane ſpot.

In dieſer ganzen Fabel, ſo wie ſie hier und in unſrer erſten Ausgabe zu leſen, iſt ſchlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr iſt dieſer alte Text nicht allein durch offenbare Drukfehler verunſtaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es p a ß für d a s heiſſen muß;) ſondern auch an mehr als einer Stelle verſtümmelt. Zwiſchen der 18 und 19 Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie ſie die verſchiedene Rechtſchreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten ſolte
Der alte gerne wollte
Nebent bi dem eſel gan
Do bekomen in zwen ander man

Zwiſchen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der ſtraſſe hin
Der eſel ging auch ler mit in

Deßgleichen nach der 64:

Warta warta ſechent an
Ein eſel tragent zwene man
Der ſoelt ſie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere ſagen

Deñ ſo lieſet dieſes alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollſtändiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch noch in mehrern Fabeln, nicht ungern zugeſtehe.

Ja ich will eben ſo gern einräumen, daß, weñ es überhaupt weiter nichts, als einige beſſere Lesarten wären, die aus dem alten bambergiſchen Druke zu ziehen, der Nuzen deſſelben ſehr geringe ſein würde. Und gewiß hätte es ſich kaum der Mühe verlohnt, mehr als mit ein paar Worten die Entdekung deſſelben zu gedenken. Es wäre ein Lekerbiſſen für den Bücherwurm, und weiter nichts.

Doch weit gefehlt, daß es nur dieſes ſein ſollte: das Beſte kömt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung, Fabel für Fabel, anzuſtellen begañ, konte ich lange keinen andern weſentlichen Unterſchied entdeken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche ſich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieſes mit einem Epilog verſehen ſei, der mir ganz fremd war, und der durch einen beſondern Umſtand meine ſchon erlöſchende Neugierde mit eins wieder erwekte. Hier iſt er, dieſer Epilog, der mir die erſte Hofnung machte, daß, wo ich dieſen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peiſpil merken wil
Der ſeze ſich auff des endes zil
Der nuz leit am ende gar
Der peiſpil nemet eben war
Die that iſt nit alſo geweſen
Der geſchicht als ihr habt horen leſen
Darumb liſt man ein peiſpil gut
Das weiſer werd des menſchen mut.
Hundert peiſpil han ich geleit
An diß puchlein und iſt becleit
Gar mit weiſen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt ſint mein wort
Doch han ich cluger ſynn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der ſuſigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und ſchlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump ſein geſlochten
Der hat nu vaſt gefochten
Wenn ſchlecht wort nuz ſint
Keinen frumen er von in genymt

Es prediget mancher von hohem rat
Der ſich ſelber nicht verſtat
Der wol das ſchwert prechen kan
Dem iſt es nutz vil manch man
Treit ſper, meſſer unde ſchwert
Die ym ſein cleines nutz wert
In ſeiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geſchrieben ſtat
Wer es liſt oder leſt leſen
Der muß ſelig ymmer weſen
Und wem es zu lieb geticht ſey
Der muß ymmer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein ſele befind nym̃er wee.

Ich will mich jezt nicht bei einzeln Stellen aufhalten, welche ſo, wie ſie hier geleſen werden, kaum verſtändlich ſind. Ich will nur ſogleich meine Leſer jenen Umſtand bemerken laſſen, der mir beſonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben ſie ihn ſchon von ſelbſt bemerkt. Es iſt die Zeile:

Hundert peiſpil han ich geleit

Hundert Beiſpiele! Ganze hundert Fabeln alſo, ſagt der Dichter ausdrüklich, daß er in ſeinem Buche erzählet habe. Und wo finden ſich dieſe hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Dieſe hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als 94; oder gar nur 93, wen̄ man genauer nachzählet. Den̄ da, wo die eine Handſchrift angefangen, ſpringet die Zahl von 23 ſogleich auf 26. Und obſchon dazwiſchen auf der 45 Seite ein Abſaz vorköm̄t, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl 24 führen ſollte, weil er eine beſondere vollſtändige Fabel iſt: ſo fehlet doch noch immer Nummer 25; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl, ganzer ſieben Stük.

Aber die bamberger alte Ausgabe wird ſie doch vollzählig haben, dieſe hundert Stük? Das durfte

ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidweſen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir alſo vor der Hand noch ſchmeicheln koñte, war die Unwahrſcheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stüke fehlen ſollten.

Und ſo war es auch nicht. Deñ kurz, nachdem ich endlich Stük für Stük verglichen hatte, fand ich mich um ganzer ſechſe reicher; ſo, daß weñ die Anzahl 94 in der ſchweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unſers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drei und neunzig nämlich, welche dieſe neue Ausgabe hat, mangeln in der alten bambergiſchen, Nummer 6. 17. 24.*) 37. 48. 54. 56. 59 64. 66. 71. 75. 81. und 83. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und ſiebenzig bleiben würden. Dagegen hat ſie, wie geſagt, ſechs eigene, die jener abgehen. Sie folgen auf die neun und ſiebzigſte alle hinter einander; und müßen, weñ einmal in einer neuen Auflage die ſchweizeriſche Ausgabe damit vermehret werden ſollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigſten, oder eigentlich drei und neunzigſten, in einer Ordnung folgen; worauf der ſchon angeführte Epilog das ganze Buch beſchließen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

Alle dieſe ſechs Fabeln, (die zwei und achtzigſte ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, ſondern die wahre Geſchichte des jungen Papirius iſt, deſſen Name in Papius

*) So ſollte nämlich, wie ſchon berühret worden, in der ſchweizeriſchen Ausgabe der Abſaz S. 46 numerirt ſein, welcher ſich anfängt:

Es was ein wiger vroeſchen voll ꝛc.

verſtellet worden;) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob ſie aber darum urſprünglich deutſche Erfindungen ſind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdekung über dieſe ſogenañten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, welche den wahren Namen des Verfaſſers betrift, und die ich in den zweiten Beitrag verſpare. [1]) Ich ſage jezt nur ſo viel davon, daß dieſer Name, aus einer Handſchrift unſrer Bibliothek, von Gottſcheden mit einer Oſcitanz — ich weiß kein anderes Wort: Unachtſamkeit ſagt viel zu wenig — angegeben worden, die ſchwerlich ihresgleichen haben dürfte.

1) (Zur Geſchichte und Literatür.)

Über
die ſogenañten Fabeln
aus den
Zeiten der Minneſinger.

Zweite Entdekung.

Länger muß ich die zweite Entdekung, die ich über die ſogenañten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger gemacht habe, meinem Leſer nicht ſchuldig bleiben. [1]) Sie betrift, wie er ſchon weiß, den Namen des Dichters.

Gottſched nämlich hat verſichert, ihn in einer Handſchrift gefunden zu haben, welche unſere Bibliothek von dieſen Fabeln aufbewahrt. Und ſo, wie er ihn will gefunden haben, ſo wie er ihn daraus mittheilt, haben ihn ſelbſt die Schweizer, auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unſere Handſchrift, ſagt er, ſei auf Papier, habe ſchlechte, zu den Fabeln gehörige Figuren, und ſei ſo zeriſſen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln, nebſt ihren Bildern, fehlen. „Weßwegen uns aber, fährt er „fort, dieſer braunſchweigiſche Codex lieb geweſen, „iſt dieſes, daß er am Ende eine Jahrzahl, und „auſſerdem eine Erwähnung des Namens von dem „Dichter in ſich hält: zu geſchweigen, daß er die „allermeiſten Fabeln in ſich begreift. Scherz hat „nur ein und funfzig druken laſſen; obwohl ſeine „Handſchrift noch mehrere gehabt. Die wolfen=

1) (Sie erſchien im fünften Beitrag zur Geſchichte und Literatur aus den Schäzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel im Jahre 1781, erſt nach Leſſings Tod.)

„büttelſche aber begreift neunzig Fabeln, und „noch einen Beſchluß, den der Verfaſſer, wie die „Fabeln ſelbſt, das 91 Kapitel nennet. Die „Jahrzahl am Ende iſt 1402. Der Name des „Verfaſſers wird in folgenden Zeilen erwähnet:

Von Riedenburg iſt er genañt,
Gott muß er ymer ſeyn bekañt
Und das er das zu teutſch hat gepracht,
Von Latein, ſo muß ſein gedacht
Ymer zu gut werden
In Himel u. auf Erden.

Dieſes ſchrieb Gottſched im Junius 1756,[1]) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten ſie entweder damals von Gottſcheds Entdekung noch nichts, oder wollten nichts davon wiſſen; ſondern erſt in der Vorrede zu der bald darauf erſcheinenden Chriemhilden Rache fanden ſie für gut, mit gänzlicher Verſchweigung von Gottſcheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man hat, „ſagen ſie, die Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger, von deren Verfaſſer jezt bekañt iſt, „daß er der Burggraf von Riedenburg geweſen, von welchem wir etliche artige Strophen in der maneſſiſchen Sam̃lung haben, mit „dem Lobe beehrt, u. ſ. w." Und in der Note berufen ſie ſich deßfalls auf ebendieſelbe Handſchrift unſerer Bibliothek, und führen ebendieſelben Zeilen daraus an, die wir Gottſcheden daraus anführen geſehen. Indem ſie nun Gottſcheden die Ehre dieſer kleinen Entdekung nicht gönnen wollen: ſo wären ſie es werth, weñ man ihnen nun nachſagte, nicht, daß ſie ſich blos von ihm verführen laſſen, ſondern daß ſie, bei eigener Einſchauung der Handſchrift, ſich freierdings der nämlichen Oſcitanz ſchuldig gemacht, die ich an Gottſcheden

1) Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, S. 424.

bewundere. Doch ich weiß, daß ſie dieſes nicht haben; und höchſtens kañ ihnen nur die voreilige Zuverſichtlichkeit zur Laſt gelegt werden, mit welcher ſie verſichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottſcheds Schaffung, ebenderſelbe Burggraf von Rietenburg ſei, von welchem uns die maneſſiſche Samlung einige Strophen aufbehalten. Deñ hierzu koñten ſie, auſſer der Ähnlichkeit des Namens, doch nicht den geringſten Grund haben; welche Ähnlichkeit für ſich allein, ſelbſt alsdañ ſo viel als nichts beweiſen würde, weñ auch Gottſcheds Vorgeben ſchon ſeine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch dieſe wegfällt — Deñ kurz: wahr iſt es zwar, daß Gottſched den von ihm ſo und ſo beſchriebenen Codex aus unſerer Bibliothek gehabt, und daß ſich in demſelben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es iſt nur Schade, daß ſie das nicht ſagen, was Gottſched ſie ſagen läßt, und daß der gute Mañ nur zwei Zeilen hätte weiter leſen dürfen, um ſeinen Irrtum einzuſehen, welcher mit einem Worte darin beſteht, daß er für den Verfaſſer den Mäcen des Verfaſſers, für den Dichter den vornehmen Mañ genommen hat, dem zum Beſten erſterer gedichtet oder überſezt zu haben verſichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der bamberger Ausgabe 1) angeführt habe, und welcher ſich daſelbſt mit den Worten: Sein ſele befind nymer wee, ſchließt, hat in unſerer Handſchrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieſelben ſind, auf welche ſich Gottſched beruft. Weñ nun alſo auf den Wunſch, für das Wohlergehen deſſen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet ſey
Der muß ymer werden frey

1) Erſter Beitrag, S. 169.

Vor allen Unglük ym̃er mee
Sein ſele befind nym̃er wee

unmittelbar in der Handſchrift folget,

Von *Riedenburg* iſt er genañt
Gott muß er ym̃er ſeyn bekañt —

iſt es nicht klar, daß der Name *Riedenburg* ſich auf das Vorhergehende beziehen muß? ſich auf den beziehen muß, *dem zu lieb das Buch gedichtet* ſey? Beſonders da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen überſehen zu haben, ich Gottſcheden eben verdenke, und welches kein anderer ſein kañ, als der Name deſſen, der das Buch gedichtet hat. Um dieſes in ſeinem völligen Zuſammenhange einſehen zu laſſen, will ich den ganzen Epilog, der in der bamberger Ausgabe ſehr verhunzt und kaum zu verſtehen iſt, aus dem Manuſcript noch einmal herſezen, und ihn zu leichterer Verſtändniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das Geringſte darin zu ändern.

Von dem meiſter der diz puch von latein zu dewtſch hat pracht.

Wer dy peyſpil merken wil,
Der ſez ſich auf des endes zil.
Der nuz leit an dem end gar
Diſer peyſpil, nemt es wahr.
Dy tat iſt nit alſo geweſen
Der Ding, als man hat geleſen.
Darumb liſt man ein peyſpil gut,
Das weiſer werden der menſchen mut.
Hundert peyſpil han ich hy für geleit
An diz puchlein, die diz becleyt
Sint mit weyſen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger ſynnen hort
An weyſe, und auch an wort.

Ein durres tal dick treyt
Ein kern der ſüſſikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getroſt wirt.
Schlechte wort und ſchlechte gericht,
Dy leben nu in der werlt nicht.
Viel wort krump ſein geflochten,
Der hat nu vaſt gefochten.
Wem ſchlechte wort nit nutz ſint
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch ſelber nicht verſtat.
Der wol das ſper prechen kan,
Das iſt nütz vil manchem man.
Treyt ſper, meſſer und ſchwert,
Dy doch ſint cleins nutzes wert,
In ſeiner hant. Ein end hat
Das puch, das geſchrieben ſtat.
Wer das liſt oder leßt leſen,
Der muß ſelig ymmer weſen!
Und wem das zu lieb ſey
Geticht, der muß ymmer weſen frey
Vor allem unglük, immer me,
Sein ſele leyde nimmer we!
Von Rindenperg iſt er genañt,
Got muß er ymmer ſeyn bekañt!
Und der es zu dewtſch pracht
Von latein, des muß immer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er iſt genañt Bonerius,
Ein ritter gotz alſüs
Er friſtet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer ſein behut
Vor des tewfels ſamen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius alſo, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unſer alter Fabeldichter geheiſſen. Was kañ deutlicher, was kañ unſtreitiger ſein?

Alles, was ſich zu Gottſcheds Entſchuldigung noch etwa ſagen ließe, wäre dieſes; daß der Epilog, ſo wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derſelben Handſchrift genommen iſt, die ihm zum Gebrauche vergönt geweſen, ſondern aus einer zweiten; und daß in jener die vierzigſte Zeile allerdings ein wenig anders und ſo lautet, daß vielleicht auch ein anderer ſeinen Fehler könte begangen haben, wen das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anſtatt nämlich:

Und der es zu dewtſch pracht,

welches ſich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kan, heißt es dort:

Und das er das zu teutſch hat gepracht

welches von dem vorhergehenden Riedenburg geſagt zu ſein ſcheinen könnte, wen ſchon ſonſt etwas von ihm geſagt wäre, womit dieſes durch ein und zu verbinden geweſen, und ſich das Er in dem:

Von Riedenburg iſt er genant

nicht ſo genau an den anſchlöße, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unſerer Handſchrift, welche Gottſched gebraucht, der Nachſaz von dem Bonerius überhaupt fehle: ſo will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus herſezen.

Von Ridenburg iſt er genant
Got muß er ymer ſeyn bekant
Und das er das zu teutſch hat gepracht
Von latein ſo muß ſein gedacht
Ymmer zu gute werden
In himel und auf erden.
Er iſt genant Benerius
Gott friſt ihn und auch uns.

Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels ſamen
Nu ſprecht alle Amen.

Daß hier verſchiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man ſich nicht befremden laſſen. Es war das Schikſal der deutſchen Dichter aus dieſer Zeit, daß ſich die Abſchreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder ſchaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik ſein, die wahre Lesart des Verfaſſers wieder herzuſtellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie ſie es anfangen wollte, weñ ſie nicht das Autographon des Verfaſſers bei der Hand hätte. Wer kañ hier z. E. mit Zuverläßigkeit entſcheiden, wie eigentlich die ſechs und vierzigſte Zeile zu leſen oder auch nur zu interpunktiren ſei? und ob es wahr iſt, daß Bonerius ein Ritter geweſen? wie die eine Handſchrift will, und wovon die andere durchaus nichts weiß. Kaum läßt ſich mit einiger Gewißheit ſagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geſchrieben. Deñ warum kañ Rindenberg nicht ebenſowohl eine Familie geweſen ſein, als Riedenburg? Nur Benerius iſt wohl offenbar das falſche; deñ ich wüßte mich keines ſolchen Namens zu erinnern. Hingegen iſt ein ſpäterer Hier. Boner ſogar unter den deutſchen Überſezern ſehr bekañt.

Da ich nun aber bereits ſchon zweier Handſchriften unſerer Bibliothek von dieſen bonerſchen Fabeln (wie ich hoffe, daß man ſie nun künftig nennen wird,) gedacht habe, und ſie auch noch eine dritte und eine vierte beſizt: ſo muß ich

wohl vor allen Dingen erſt einige nähere Nachricht von ihnen insgeſamt ertheilen; bevor ich, was ich noch von den Fabeln ſelbſt anzumerken habe, und worauf mich zum Theil dieſe meine zweite Entdekung gebracht hat, auskrame.

Die erſte alſo, welche diejenige ſein mag, die Gottſched gebraucht hat, iſt von ihm hinlänglich beſchrieben. Ich darf nur noch hinzuſezen, daß von den neunzig Kapiteln oder Fabeln, welche ſie zählt, (die ſie aber lange nicht alle mehr enthält,) die erſten vier und achtzig in der Ausgabe der Schweizer vorkommen, die lezten ſechſe aber die nämlichen ſind, welche ich aus dem bamberger alten Druke angemerkt habe, und ſich hier bald beſſer bald ſchlechter leſen laſſen. Damit man hiervon einigermaßen ſelbſt, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handſchrift abgefaßt iſt, will ich die eine, nämlich die acht und achtzigſte, daraus herſezen. Sie iſt überſchrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Biſchoff liſt man das
Das er in hohen eren ſaß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was ohne zil
Nu hette er einen Junglingk
Bei im der was ſeines vettern kint
Des was der Biſchoff gar wol gemint
Er hette auch einen weiſen man
Zu Ertzprieſter geſezt hindan
Nu fuget es ſich auf einen tag
Das der Ertzprieſter lag
Und alſo ſiech was das er ſtarb
Der Junglingk um das Ampte warb
Der Biſchoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert

Darnach nicht lange ward geſpart
Dem Biſchoff geſandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol
Gar lieb was im die beyſant
Zu dem Geſinde ſprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten ſol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling ſprach er do
Mich dunket du ſeiſt zu thiñe darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einem andern ich ſie bevehlen ſol.
Ich vorcht und gebe ich dir ſie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungezalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen des glawbe mir
Dieſe Rede hort ein weiſer man
Mit erniſt ſah er den Biſchoff an
Er ſprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den ſpot
Das ir ſie ſo manchem bevolhen habt
Dem der euch keñet wol
Und den ſein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ihr die Byren habt verſeit
Zuhannde ſoll der pfleger weſen
Wie mage das gut geweſen
Das geſchicht ſo der wolff zu einem huter wirt
Und auf der ſtraßen vert
Wo der blinde furen ſol
Den plinden vallen ſie beide das iſt wol
Die ſchaff gar verirret ſind
Alſo ſchir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der ſich berichten nicht enkan
Wie mag der ſpeiſen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in ſteter geitigkeit
Zu ſcheren ſind ſie alle bereit

Speiſten ſie die ſchaff als gern
Als recht wol ſie koñen ſcheren
Die ſchaff ſtunden deſter baß
Nu gibet ir arge liſt was
Daß die ſchoff werden geſchorn
Ob die ſele wirt verlorn
Darauf haben ſie verſorget gar
Sie achten nicht wie die ſele gefar
Der weiſe biſchoff der bevalhe
Dem Jungen ſele one zale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geſchicht
Das er ſele huten ſol
Den man noch nicht betrüben ſol.

Eben dieſe Fabel will ich auch aus unſerer zweiten Handſchrift herſezen, um gleichfalls daraus von der Mundart derſelben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zuſammenſezen köñte und möchte, der, weñ er auch nicht vollkommen der urſprüngliche Text des Verfaſſers wäre, dennoch, wenigſtens in Anſehung des Zuſammenhanges und Verſtandes für denjenigen gelten köñte, der dem urſprünglichen am nächſten käme. Und dieſes will ich lieber gleich ſofort thun; auch noch ehe ich dieſe zweite Handſchrift ſelbſt näher beſchreibe.

83.

Das man weltliche Dink ſo wol verſorgt und der ſel ſo wenig achtet.

Von einem piſchoff liſt man das
Das er in hohen eren ſaß
Nun hört als ich euch ſagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen ſchuler kundig auf alle Ding

Bey einem das was ſeines vettern kint
Der was dem piſchof lip über alle dink
Er het auch einen weyſen man
Als ich vernum̃en han
Ein ertzprieſter geſetzet ein
Den lewten zu einem guten ſchein
Nun füget es ſich auf einen tag
Das der ertzprieſter ſiech lag
Und alſo ſiech ſtarb
Der Jungling um das ampt warb
Der piſchoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart geſpart
Dem piſchoff geſendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das geſandt
Zu den ſeynen ſprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten ſol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem Jungling ſprach er
Mich dunkt du ſeiſt nicht guter ler
Der pirn der ich dir getrawen ſol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen alſo pald
Ich will mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Dieſe red hört ein weyſer man
Er ließ die red nit lenger ſtan
Er ſprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den ſpot
Dem ir befolhen habt ſo mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und ſein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verſeyt
Der ſol der ſele pfleger weſen
Wie mag denn geneſen

Das ſchaff ſo der Wolff zu hirten wirt
Und auf der ſtraß wirt verirrt
Der der den blinden füren ſol
Vallen ſie peide das iſt wol
Dy ſchaff gar verirret ſint
Wenn zu einem hirten wirt ein kint
Wie berichtet der einen man
Der ſich ſelber nit berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Der da nymmer wirt vol
Und lebet in ſteter geytigkeit
Speyſten ſy die ſchof als gern
Als recht wol als ſy kuñen ſchern
Dy ſchoff ſtunden deſter paß
Nu get ihr arger liſt auf das
Wie die ſchoff weren geſchoren
Ob die ſele wurd verloren
Darauf haben ſy verſorget gar
Sy achten nit wie ir ſel gefar
Der weiſ piſchoff der befale
Dem jungen der ſele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geſchicht
Das der hüten ſol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er ſich ſelber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon den im got ſelber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umſtändliche und langweilige Vergleichung anſtellen, die der Leſer mit einem einzigen Blike machen kañ. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unſerer erſten Handſchrift nach der fünften Zeile:

Nu hat er einen junglingk —

die darauf reimende verloren gegangen, iſt klar. Weñ aber das gedrukte bamberger Exemplar dieſe fehlende Zeile durch:

Ein ſchuler kundig auf alle ding, —

ergänzt und fortfährt,

Bey dem was ſeines vettern kint —

ſo werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es ſcheinet, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verſchiedene Perſonen ſein ſollten, deren eine bei der andern ſich aufgehalten hätte. Das ſoll nun aber nicht ſein; und die wahre Lesart hat uns unſtreitig die zweite Handſchrift aufbehalten, wo blos ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruk zu jenen Verſtümmelungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

Nu het er einen jungling
Einen ſchuler kundig auf alle ding
Bey einem das was ſeines vettern kint;

und dieſes verſtehe ich ſo, daß bey einem, worauf ein Komma zu denken, hier ſo viel heiſſen ſoll, als auſſer einem, in welchem Verſtande die Partikel bei von Schriftſtellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das iſt: der junge Menſch, welcher des Biſchofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeſchikt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unſrer heutigen theologiſchen Candidaten — nur freilich eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das Eine nicht, was zu einem Seelenſorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu wizig mache. — Aber ganz gewiß iſt die, in der ſo weit guten zweiten Handſchrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war dem piſchoff lip über alle dinck —

dafür von ihm nicht; ſondern die lieſt nun wie-

derum die erſte Handſchrift oder die gedrukte bamberger Ausgabe beſſer. Daß hiernächſt die dritte und acht nnd dreiſſigſte Zeile der zweiten Handſchrift leere Flikzeilen ſind; daß das Wort *verſorgen* in der ſechſten ebenderſelben, für: *ſich aller Sorge entſchlagen*, als welches auch die erſte Handſchrift erkennet, das wahre ächte Wort ſei; daß die zwei lezten Zeilen des bamberger Drukes, ſo wie die vier lezten Zeilen unſerer zweiten Handſchrift, leere und ſchale Anhänge der Abſchreiber ſind: braucht keines langen Beweiſes. — Doch warum halte ich mich bei dieſen einzeln Kleinigkeiten auf, und verſuche es nicht lieber ſogleich, wie aus allen drei Texten, ein vierter gezogen werden könne, der ſich ohne allen Anſtoß noch jezt leſen laſſe, ohne gleichwohl moderniſirt zu ſein, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen, oder den andern Text für ſich habe. Er würde etwa ſo ausſehen, dieſer Verſuch!

Von einem Biſchof lieſt man das:
Daß er in hohen Ehren ſaß;
Gelehrter Pfaffen het er viel,
Sein Wirdigkeit was ohne Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle Ding
Bei einem, das was ſeines Vettern Kind,
Des was der Biſchof gar geminnt.
Er hett auch einen weiſen Mann
Zu Erzprieſter geſezt hintan.
Nun fügt es ſich auf einen Tag,
Daß der Erzprieſter ſiech lag,
Und alſo ſiech was, daß er ſtarb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Biſchof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward geſpart,
Dem Biſchof geſendet ward.

Ein Korb, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Geſandt.
Zu den Seinen ſprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten ſoll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge ſprach er do:
Mich dunkt, du ſeiſt zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen ſoll?
Ein beſſern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden geſſen ungezahlt.
Ich wil mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Dieſe Rede hört ein weiſer Mann.
Mit Ernſt ſah er den Biſchof an.
Er ſprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt ſo mancherhand
Dem, des Euch was bekannt.
Sein Kindheit und ſein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verſeit
Der ſoll der Seele Pfleger weſen?
Wie mag denn geneſen
Das Schaf, ſo der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen ſoll
Den Blinden, fallen ſie beide wohl.
Die Schafe gar verirret ſind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der ſich ſelber nit berichten kann?
Wie mag der geſpeiſen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in ſteter Geitigkeit?
Zu ſcheeren ſind alle bereit.
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern,
Als wohl ſie die Schaf können ſcheern:

Die Schaf ſtünden deſter baß.
Nun geht ihr arger Liſt auf das,
Wie die Schaf werden geſchoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben ſie verſorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weiſe Biſchof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geſchicht,
Daß der Seelen hüten ſoll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich ſage, daß in dieſem zuſammengeſezten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es iſt alſo alles alt darin; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Silbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbeſtim̃te Orthographie erfordert, iſt alles wie neu geworden. Wenigſtens, durchgängig verſtändlich; und es würde bloßer Ekel ſein, wen̄ man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa iemand von Anfang bis zu Ende dieſen Dienſt zu leiſten bedacht wäre, zu welchem ſich ohne Zweifel nur in unſerer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kan̄ ich nicht behaupten, daß eine ſolche Behandlung verſchiedener Handſchriften mit der ſtrengen Wahrheit übereinkomme: weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht ſehr weit verſchieden ſind. Auch wollte ich ſie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf hiſtoriſche Gewißheit anköm̃t, weil durch dergleichen Vermiſchung das ganze Monument verdächtig werden kön̄te. Nur bei alten

Dichtern, meine ich, kōnte ſie gar wohl gebraucht werden, die man blos zum Vergnügen lieſt, ohne eben daraus auch nur die Geſchichte der Sprache ſtudiren zu wollen. — Doch dieſes bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unſere zweite Handſchrift ſelbſt, aus welcher wir ſchon die Probe geſehen, verdient in allem Betracht die erſte zu heiſſen. Es iſt eben die, aus welcher ich gleichfalls ſchon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angibt. Sie iſt ein ziemlich ſtarker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt iſt, wie man das bei deutſchen Handſchriften des 14 und 15 Jahrhunderts nicht ſelten findet. Aus den Gränzen dieſer beiden Jahrhunderte mag ſie deñ auch wohl ſein: und wer weiß, ob noch? Deñ die Hand iſt wirklich leſerlicher und zierlicher, als die Hand der erſten Handſchrift, die nach Gottſcheds Angabe, wie wir geſehen, von 1402 ſein ſoll. 1) Die Schrift, verſteht ſich, iſt Kanzelei, und kōmt der Schrift in unſern älteſten deutſchen Druken ſehr nahe. Es iſt alſo auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht; ſondern die Vollſtändigkeit und der Reichtum an beſſern Lesarten. Zwar enthält ſie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk beſtanden; ſondern nur ſechs und neunzig, und hatte anfangs deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achtigſten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen ſind. Unter dieſen ſechs

1) Deñ ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig geleſen; worüber der Augenſchein das Nähere belehret.

und neunzig Fabeln befinden ſich ſieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter dieſen ſieben iſt nur eine einzige, welche nicht aus dem alten bamberger Druke köñte ergänzt werden. Und dieſe einzige iſt ſonach deñ auch das Koſtbarſte, was ſie enhält. Es iſt die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, ſie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

90.

Von geſchicht es alſo kam
Eins tags das ein han
Flog auf ſeins meiſters miſt
Daſſelb dick mer geſchehen iſt
Er ſucht do ſein ſpeiſe
Alſo thut auch der weiſe
Er vand das im nicht gevil beſchoß
Ein ſtein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er ſprach got herre reiche
Wie hab ich mein Freud verlorn
Mich luſtet paß des gerſten korn
Wann du piſt nit nutz mir
Was nutzeſt mich was ſol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein ſchon noch dein adelkeit
Hett dich meiſter yppocras
Der konnd dein genieſſen paß
Dann du piſt mir unbekant
Der han warf hin den ſtein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaiſtlich dieſe beiſchaft iſt geſeyt
Dem torn der ſein kolben treyt
Der iſt im lieber dann ein reich
Dem torn ſein alle ding geleich
Die weißheit kunſt und ere gut
Verſlahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelſtein
Ein hunt lieber het ein pein

Dann ein edelſtein gelaub mir
Alſo ſtet auch der torn gir
Ir ſitt und ir geperden
Iſt auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des ſteines kraft
Noch mynner was in der beyſchaft
Verborgen guter ſynn iſt
Dartzu vil hoher menger liſt
Die dem narren gar fremd ſind
Geſehent ſind die narren blind
Der tor ſoll für ſich gan
Und ſoll die beiſchaft laſſen ſtan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geſchiht.

Weñ wir nun zuſammen rechnen: ſo wird ſich finden, daß uns höchſtens nur noch *eine* Fabel fehlt, um ſie alle hundert wieder beiſammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren *zwei und neunzig*;[1] ſechſe hat die bamberger Ausgabe dazu geliefert; und *eine* liefert hier unſere zweite Handſchrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf dieſe Weiſe auch nicht einmal *eine*. Deñ es wäre möglich, daß der Dichter ſeinen Epilogus als die hundertſte Fabel gezählt hätte, wie er deñ auch wirklich in unſerer erſten Handſchrift als das 91 Kapitel überſchrieben iſt.

1) Hier muß ich einen Irrtum verbeſſern, den ich im erſten Beitrage, S. 171 begangen habe. Es iſt nämlich falſch, daß der Abſaz S. 46 in der ſchweizer Ausgabe die Zahl 24 haben müße. Deñ es iſt keine beſondere Fabel, ſondern gehört zu Numero 23, welches blos die Einleitung dazu iſt, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unſers Dichters, nicht für eine beſondere Fabel gerechnet wird, ſondern blos: Similitudo ad sequentem fabulam, überſchrieben iſt. Der Sprung in der ſchweizer Ausgabe bleibt alſo zwiſchen 22 auf 24 von zweien, und anſtatt der angegebenen 94 Fabeln, enthält ſie deren nur 92.

Oder es kon̄te auch ſein, daß er, dem ungeachtet, was ich unten in der Note geſagt habe, dennoch die 23 Fabel von den Fröſchen, mit ihrer vorhergehenden beſondern Anwendung auf Athen, für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie ſie den̄ auch wirklich in allen unſern Handſchriften ein dopeltes Gemälde hat, wodurch ſie in zwei beſondere Stüke abgeſondert wird, deren jedes ſeine eigene Überſchrift hat. In der erſten nämlich iſt der Eingang: Von Eigenſchaft, und die Fabel: Von Freyheit, überſchrieben. In der zweiten aber heißt die Überſchrift des Einganges: die im ſelber Herrſchaft kaufen, und die Überſchrift der Fabel: Wer frey iſt das ſich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche ſowohl in dieſer als in jener Handſchrift vor jeder Fabel ſtehen, iſt nicht viel zu ſagen. Die beſſern hat die zweite Handſchrift; aber auch dieſe beſſern ſind herzlich ſchlecht, auſſer daß ſie dan̄ und wan̄ einen Blik verdienen, wo der Meiſter damalige Trachten und Sitten abbilden müßen. In dieſer Abſicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den dieſe zweite Handſchrift hat. Zu Anfang der erſten ſtehet blos: Hier hebt ſich an ein maiſter Eſopus genan̄t. Vor dieſer aber: Hie vahet an das puch das iſt genant der welt lauff und es hat ein Meiſter gemacht genandt Eſopus, und hayſſet guldein ſtein und ſtrafet reich und arm geyſtlich und werltlich kunig und kayſer und alle welt und iſt gemalet mit den Figuren und auch andere meyſter geticht mehr hernach ſten gar kurzweilig und gut zehoren ſind als den ein Regiſter hernach volgent aus, weyſt mit der Zal

der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs ſtuck. Wie man einer Sam̃lung von Fabeln den Titel: der güldne Stein, geben können, wird der Leſer wohl nicht von mir zu wiſſen verlangen. Eher dürfte er begierig ſein zu wiſſen, was das für Gedichte andrer Meiſter ſind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Plaz erbitten, weil ſie zum Theil wirklich nicht ſchlecht und von einer ganz beſondern Gattung ſind. —

Ich komme auf unſere dritte Handſchrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil ſie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erſte Fabel iſt die zwölfte dieſer Ausgabe; und ſo folgen den̄ die übrigen ungefähr in der nämlichen Ordnung. Sie iſt, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geſchrieben, wie zu Ende der 72 Fabel zu ſehen. Gemälde hat ſie bei jeder Fabel auch; ſonſt aber weder Aufſchriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die ſie gleichermaßen wie jene, auſſer den Fabeln enthält, will ich hier um ſo weniger reden, da ſie zum Theil die nämlichen ſind, die in der zweiten Handſchrift zu finden, welche mich viel zu ſehr vergnügt haben, als daß ich es vergeſſen ſollte, dieſes Vergnügen mit meinen Leſern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handſchrift endlich kan̄ ich noch geſchwinder fertig werden. Den̄ dieſe iſt offenbar die allerneueſte, und eigentlich nur der Anfang einer Handſchrift, indem ſie blos die erſten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie ſie in der ſchweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden iſt Plaz gelaſſen, und daß ſie auch nur auf Papier iſt, verſteht ſich. Zum Vergleichen iſt ſie indeß noch immer gut; und ich kön̄te aus ihr,

ſo wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, weñ ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zuſammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu ſagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir geſehen, daß der Dichter ſelbſt bekennet, ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern blos aus dem Latein überſezt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieſes Bekeñtniß zu thun, weñ es nicht der ſtrengſten Wahrheit gemäß geweſen wäre? Er war ja kein ſatyriſcher Dichter, der die Rachſucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln ſind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein ſolches Vorgeben hiſtoriſche Glaubwürdigkeit etwa hätte verſchaffen wollen. Die eigne Erfindung, weñ ſie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienſt halten will, iſt doch wohl wenigſtens ein Nebenverdienſt, deſſen er ſich nicht zu ſchämen gehabt hätte; oder nächſt der Gabe zu erzählen, ein Verdienſt mehr. Alſo, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, ſich nur überhaupt für den Überſezer auszugeben, weñ er ſich noch eines andern Titels dabei bewußt geweſen wäre? Gleichwohl gab ſich Gottſched das patriotiſche Anſehen, an der Wahrheit eines ſo treuherzigen Bekeñtniſſes zu zweifeln. „Daß nun geſagt wird," ſchreibt er an einem Orte, wo er den deutſchen Urſprung der bekañten Fabel: vom Müller und ſeinem Sohne, gegen franzöſiſche Anſprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg dieſe Fa-
„beln nur aus dem Latein überſezt, iſt freilich
„von den meiſten wahr, die aus ältern Fabeldich-
„tern entlehnet worden. Es iſt aber augenſchein-
„lich, daß viele, ja faſt die Hälfte, aus keinem

„ jezt bekañten ältern Fabeldichter genommen, ſon-
„ dern von urſprünglich deutſcher Erfindung ſind.“
Es iſt keinem ehrlichen Manne zu verdenken, weñ
er keine groſe Beleſenheit in den alten Fabeldich-
tern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als
ob er ſie hätte. Die Wahrheit iſt dieſe: daß
drei Viertheil von unſern alten deutſchen Fabeln
aus zwei ganz bekañten alten lateiniſchen Fabeldichtern
genommen ſind, und ich von den übrigen fünf
und zwanzig wenigſtens achtzehn in Büchern nach-
weiſen kañ, die aller Wahrſcheinlichkeit nach älter
als unſere Fabeln ſind. Ob aber dem ungeachtet
die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleich-
wohl gröſtentheils deutſcher Erfindung ſind, das
iſt eine andere Frage, die ſich freilich eher noch
bejahen läßt. Deñ die alten Bücher, in welchen
ich ſie nachweiſen kañ, ſind wenigſtens in Deutſch-
land geſchrieben. Aber was thut das unſerm Dich-
ter, der ja nicht einmal etwas anders ſein will,
als Überſezer?

Und zwar ſind die alten zwei lateiniſchen Fa-
beldichter, aus welchen unſer Dichter vornehmlich
geſchöpft hat, der ſogenante Anonymus des Neve-
let und Avianus. Jener Anonymus, habe ich an-
derwärts erwieſen, iſt nichts als der verſificirte
Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den
drei erſten Büchern, die aber bei dem Anonymus
ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner blos die
39. 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58. unbe-
rührt gelaſſen. Die übrigen finden ſich bei ihm
nicht nur alle, ſondern faſt alle [1]) in der näm-
lichen Ordnung, bis auf wenige Verſezungen;

1) Selbſt die erſte Fabel von dem Affen, der die Nuß
wegen der äuſſern bittern Schale verachtet, iſt aus
dieſem Anonymus genommen, ob ſie ſchon da nicht

und daß wir es um ſo eher glauben können, daß ſie auch nicht anderwärts her entlehnt ſind, ſind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateiniſchen Dichters beigefügt, in welche dieſer die Moral derſelben zuſammengefaßt hatte. Dieſes leztere gilt wenigſtens von der ſchönen Handſchrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfaſſers, oder doch wenigſtens aus dieſem zunächſt genommen zu ſein ſcheinet. — Mit der 63 Fabel fangen ſodañ die an, welche aus dem Avianus entlehnt ſind, von deſſen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachſtehender Tabelle angegeben finden wird. Dieſe 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen alſo, wie geſagt, zu den geſamten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieſes jezt zu weit abführen würde, ſo will ich von ihrem lateiniſchen Urſprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten laſſen. Dieſen nämlich: daß, ſo viel deren in der oben gedachten ſchönen Handſchrift der Schweizer (Anfang und Ende fehlen) befindlich ſind, eine jede derſelben zwei lateiniſche Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateiniſchen Textes geweſen ſind. Deñ da der deutſche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und neveletſchen Anonymus ſind, die eignen Worte derſelben behalten hat, ſo kañ man wohl gewiß ſein, daß er auch zu den übrigen die lateiniſchen Diſticha nicht ſelbſt werde gemacht haben. Warum dieſe beigefügten

als Fabel vorkömt. Nämlich aus der lezten Zeile ſeiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

Diſticha überhaupt auch ſonſt noch ihren Werth haben, wird man im nächſtfolgenden Aufſaze ſehen. Jezt erlaube man mir nur noch folgende Tabelle einzurüken, in welcher man, was ich bisher geſagt, auf einmal überſehen kañ, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe erſparen dürfte, der etwa den bamberger Druk und das zweite Manuſcript in unſrer Bibliothek brauchen und nuzen wollte. Er wird ohne Zeitverluſt in derſelben ſehen können, wo er jede Fabel der ſchweizeriſchen Ausgabe in beiden zu ſuchen habe.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druk.	Unſere zweite Handſchr.	Quellen der Fabeln.
1.	. . 1.	. . . 1.	Anonym. Nev. Praef.
2.	. . 2.	. . 2.	Avianus Fab. XVII.
3.	. . 3.	. . 3.	. . . III.
4.	. . 4.	. . 4.	. . . IV.
5.	. . 5.	. . 5.	. . . V.
6.	. . —	. . 87.	. . IX.
7.	. . 6.	. . 6.	. . . —
8.	. . 7.	. . 7.	Anonymus Fab. II.
9.	. . 8.	. . 8.	. . . VI.
10.	. . 9.	. . 9.	. . VII.
11.	. . 10.	. . 10.	. . VIII.
12.	. . 11.	. . 11.	. . . X.
13.	. . 12.	. . 12.	. . . XI.
14.	. . 13.	. . 13.	. . XII.
15.	. . 14.	. . 14.	. . XIII.
16.	. . 15.	. . 15.	. . XIV.
17.	. . —	. . 86.	. . XV.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druk.	Unsere zweite Handschr.	Quellen der Fabeln.
18.	. . 16.	. . 16.	Anonymus XVI.
19.	. . 17.	. . 17.	. . XVII.
20.	. . 18	. . 18.	. . XVIII.
21.	. . 19.	. . 19.	. . XIX.
22.	. . 20.	. . 20.	. . XX.
23.	. . 21.	. . 21.	. . XXI.
{ 24.	. . —	. . —	. . —
{ 25.	. . —	. . —	. . —
26.	. . 22.	. . 22.	. . XXII.
27.	. . 27.	. . 23.	. . XXIII.
28.	. . 28.	. . 24.	. . XXIV.
29.	. . 29.	. . 25.	. . XXV.
30.	. . 30.	. . 26.	. . XXVI.
31.	. . 31	. . 27.	. . XXVII.
32.	. . 24.	. . 28.	. . XXVIII.
33.	. . 23.	. . 29.	. . XXIX.
34.	. . 25.	. . 30.	. . XXX.
35.	. . 26.	. . 31.	. . XXXI.
36.	. . 35.	. . 32.	. . XXXII.
37.	. . —	. . 88.	. . XXXIII.
38.	. . 36.	. . 33.	. . XXXIV.
39.	. . 37.	. . 34.	. . XXXV.
40.	. . 38.	. . 35.	. . XXXVII.
41.	. . 32.	. . 36.	. . XXXVI.
42.	. . 33.	. . 37.	Avianus XXXIV.
43.	. . 34.	. . 38.	. . — —
44.	. . 39	. . 39.	Anonymus XLIV.
45.	. . 40.	. . 40.	. . XL.
46.	. . 41.	. . 41.	. . XLI.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druk.	Unſere zweite Handſchr.	Quellen der Fabeln.
47.	42.	42.	Anonym. XXXVIII.
48.	—	89.	— —
49.	43.	43.	— —
50.	44.	44.	XLII.
51.	45.	45.	XLIII.
52.	46.	46.	— —
53.	47.	47.	— —
54.	—	91.	XLV.
55.	48.	48.	XLVI.
56.	—	92.	XLVII.
57.	49.	49.	XLVIII.
58.	50.	50.	— —
59.	—	—	LIV.
60.	51.	51.	LV.
61.	52.	52.	LIX.
62.	53.	53.	LX.
63.	54.	54.	Avianus I.
64.	—	93.	II.
65.	55.	55.	III.
66.	—	—	IV.
67.	56.	56.	V.
68.	57.	57.	VI.
69.	58.	58.	VII.
70.	59.	59.	—
71.	—	94.	—
72.	60.	60.	—
73.	61.	61.	IX.
74.	62.	62.	—
75.	—	95.	X.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druk.	Unſere zweite Handſchr.	Quellen der Fabeln.	
76.	. . 63.	. . 63	Avianus .	X.
77.	. . 64.	. . 64.	. .	XI.
78.	. . 65.	. . 65.	. .	XIII.
79.	. . 66.	. . 66.	. .	XIV.
80.	. . 67.	. . 67.	. .	XXIII.
81.	. . —	. . 96.	. .	. XV.
82.	. . 68.	. . 68.	. .	— —
83.	. . —	. . —	. .	XVI.
84.	. . 69.	. . 69.	. .	XVIII.
85.	. . 70.	. . 70.	. .	— —
86.	. . 71.	. . 71.	. .	XIX.
87.	. . 72.	. . 72.	. .	— —
88.	. . 73.	. . 73.	. .	XXII.
89.	. . 74.	. . 74.	. .	— —
90.	. . 75.	. . 75.	. .	XXIX.
91.	. . 76.	. . 76.	. .	XXVI.
92.	. . 77.	. . 77.		
93.	. . 78.	. . 78.		
94.	. . 79.	. . 79.		
. . —	. . 80.	. . 80.		
. . —	. . 81.	. . 81.		
. . —	. . 82.	. . 82.		
. . —	. . 83.	. . 83.		
. . —	. . 84.	. . 84.		
. . —	. . 85.	. . 85.		
. . —	. . —	. . 90.	Anonymus	I.

Ich eile zu dem leztern Punkte dieſes Aufſazes, welcher das Zeitalter unſers ehrlichen Fabeldichters betrift. — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekañt, iſt der Meinung, „daß er noch vor „den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. „Die Sprache, ſagt er, die Orthographie, die „Einfälle, die Ausdrüke, alles verräth einen „Verfaſſer aus dem blühenden Alter der ſchwäbi„ſchen Poeſie.“ — Je erfahrner und ſcharfſichtiger der Kunſtrichter iſt, der einen ſolchen Ausſpruch thut, von deſto größerm Gewichte iſt er. Gleichwohl aber iſt eine Deciſion des Geſchmaks kein hiſtoriſcher Beweisgrund; und es bleibt immer eine ſehr mißliche Sache, Facta durch Geſchmak entſcheiden zu wollen, weñ er auch noch ſo ſicher wäre. Deñ weñ andere dieſen Geſchmak nun nicht haben? Weñ andere, z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkeñten, das mir überhaupt ein wenig zu ſehr nach den franzöſiſchen Siècles geformt zu ſein ſcheint? Deñ Gott weiß, ob die guten ſchwäbiſchen Kaiſer um die damalige deutſche Poeſie im geringſten mehr Verdienſt haben, als der jezige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf ſchwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen ſollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutſchen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der ſchweizeriſche Kunſtrichter ſagt ja ſelbſt: „Wir „haben gegenwärtige Fabeln deſto lieber vor der „maneſſiſchen Samlung vorhergehen laſſen, „weil ſie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große „Leichtigkeit haben, welche ſich auch öfters den„jenigen verſtändlich macht, die nur ein flüchtiges „Auge darauf werfen, ohne daß ſie ſich mit den „Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Ar-

„beit machen.“ Was heißt das anders, als: die Sprache dieſer Fabeln iſt nicht die Sprache der ältern Dichter in der maneſſiſchen Samlung, ſondern ein gutes Theil verſtändlicher; d. i. ein gutes Theil jünger, unſrer jezigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mañ mit der Orthographie jenes Alters? Gibt es deñ eine ſolche? Weñ er das Glük gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: iſt das darum die Orthographie jenes Alters? Finden ſich deñ nicht ſelbſt in der maneſſiſchen Handſchrift faſt ſo viel verſchiedene Orthographien, als verſchiedene Dichter? — Was endlich den Ausdruk, die Einfälle, die ganze poetiſche Kunſt anbelangt, woraus wir ſchließen ſollen, daß unſer Fabeldichter der Zeitgenoſſe der Minneſinger geweſen; ſo kañ ich nicht bergen, daß ein ſolcher Schluß zu viel Unkunde mit den ſpätern Dichtern des 14 und der erſten Hälfte des 15 Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trymberg und einen Herman von Sachſenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie dieſen. Ja, ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerſtreut ſind, nach meinem Geſchmake, (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen iſt,) weit lebhafter und unterhaltender erzählt ſind, als dieſe vorgegebenen Fabeln des ſchwäbiſchen Zeitalters.

Was der ſchweizeriſche Kunſtrichter von den materiellen Keñzeichen ſeiner beſſern Handſchrift ſagt, ſcheinet eher noch ein hiſtoriſcher Beweis zu ſein. Scheint, ſage ich: deñ im Grunde iſt es doch nur auch dunkle, unerklärliche Empfindung. „So viel man, ſagt er, aus den Charakteren

„der Buchſtaben urtheilen kañ, ſo iſt ſie gegen „den Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts ge„ſchrieben worden.“ Wie wohl ſtände es mit der Keñtniß der Handſchriften, weñ es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchſtabenzüge gäbe, aus welchen ſich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derſelben mit Zuverläßigkeit angeben ließe. Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und ſie würden vielleicht auch zu beſtimmen ſein, weñ man eine große Menge von Handſchriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor ſich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unſtreitigen Gründen bereits beſtiṁt wäre. Aber wo iſt das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik jezt noch halten, bedarf es ſchon eines ſehr kundigen Mannes, der ſich aus den bloßen Zügen der Buchſtaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren ſoll; wie das jeder Gelehrte eingeſtehen wird, der Erfahrung in ſolchen Dingen hat, und weder ſich noch andere betrügen will. — So iſt deñ auch bisher ſchlechterdings noch keine Handſchrift von unſern Fabeln bekañt, die ſich durch eine ausdrükliche Jahrzahl zu dem dreizehnten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, ſowohl die zweite der Schweizer, als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebſt den vieren unſerer Bibliothek, ſind wenigſtens ein Jahrhundert jünger, ja einige derſelben wohl zwei; wie nicht aus bloßer kritiſcher Schäzung, ſondern aus den ausdrüklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugſchluſſes ſchuldig zu machen, und blos daraus, daß alle Handſchriften viel neuer ſind, den Dichter ſelbſt für ſo viel neuer zu erklären. Es ſind vielmehr ganz andere Umſtände, woraus ich ſchließen zu können glaube, daß er wenigſtens

jünger ſein müße, als der Verfaſſer des Renners, und vermuthlich in der lezten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geſchrieben habe. Umſtände, die weniger von Anſchein und Geſchmak abhangen, und faſt den Werth förmlicher Zeugniſſe haben.

Einmal alſo, daß unſer Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfaſſer des Renners, ſein müße, läßt ſchon Trimbergs Stillſchweigen von ihm vermuthen. Deñ Trimberg ſchweigt nicht allein von ihm, welches ſo viel als nichts beweiſen würde; ſondern ſchweigt an Stellen von ihm, die gerade der Plaz geweſen wären, ſeiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er ſo vieler andern deutſchen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des vierzehnten noch geleſen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutſche Lectüre ſeiner Zeit namhaft macht, zu der unſer Fabeldichter wohl unſtreitig gehöret hätte, weñ er ſchon vorhanden geweſen wäre. Dieſe Stellen finden ſich auf dem neunten und zwei und achzigſten Blatte der einzigen gedrukten Ausgabe des Renners, und ſind von ſolcher Wichtigkeit für den deutſchen Literator, daß ich nichts überflüſſiges zu thun glaube, weñ ich ſie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbeſſerungen aus den vortreflichen Handſchriften ganz mittheile, die unſere Bibliothek von dieſem merkwürdigen Gedichte beſizt. Jezt will ich blos dieſen halben Beweis, der aus einem nicht zū verzeihenden Stillſchweigen hergenommen wäre, durch einen Zuſaz verſtärken, wodurch er zu einem ziemlich vollſtändigen Beweiſe erwächst.

Nämlich: nicht genug, daß Trimberg von unſerm Boner nichts weiß; in beiden finden ſich Stellen, die ſich wie Original zur Copie verhalten, und die man nur ein wenig genauer anſe-

hen darf, um ſich zu überzeugen, daß die Origi-nalität völlig auf Trimbergs Seite iſt, und folg-lich Trimberg auch früher geſchrieben haben muß. Von dieſen Stellen will ich nur die hauptſächlichſte wählen, welches die Erzählung von dem Präla-ten mit den Birnen iſt, die ich bereits unter ſo mancherlei Geſtalt als eine bonerſche Erzählung dem Leſer vorgelegt habe. Dieſe nun hat auch Trimberg; und hat ſie ſo, daß ſie ſich unmög-lich in einem ſo allgemein bekañten Werke, als Boners Fabeln ſeit ihrem Daſein geweſen zu ſein ſcheinen, bereits kañ befunden haben. Deñ er führet ſie ausdrüklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wohl vergeſſen kan,
Das wil ich ſchreiben, das andre Leut
Dabei ſich wollen beſſern heut.

Er hat ſie vernommen, d. i. er hat ſie nicht aus Büchern, ſondern aus mündlichem Berichte: ſie ſchwebt ihm noch in friſchem Andenken; er hält ſie für werth, zur Belehrung anderer niederge-ſchrieben zu werden. Drukt man ſich ſo aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermans Händen iſt, ſondern auch ſelbſt in dieſem Buche nicht zuerſt vor-kömt? Deñ, wie wir geſehen haben, fängt dieſes Mährchen beim Boner überall an:

Von einem Biſchof liest man das —

Man liest, und ich habe vernommen: aus dieſen Worten allein iſt klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget, oder wenigſtens pflügen können. Deñ, da Boner alle ſeine Fabeln aus dem La-teiniſchen genommen zu haben vorgibt, ſo kañ ich freilich nicht ſo geradezu behaupten, daß er wenig-ſtens dieſe aus dem Deutſchen des Trimberg

habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat; kañ er ihm wenigſtens mittelbar zu danken haben. Ein ſpäterer lateiniſcher Verſifex kañ ſie aus dem Renner überſezt, und damit den Anonymus des Nevelet vermehret haben. Und daß es einen ſolchen ſpätern Vermehrer dieſes Anonymus gibt, will ich an ſeinem Orte zeigen. Jezt will ich die Erzählung ſelbſt, nach Trimbergs Vortrage, nur ganz herſezen, um urtheilen zu laſſen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte beſtätigt wird?

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergeſſen kan
Das wil ich ſchreiben, das andre leut
Dabei ſich wollen beſſern heut.
Do ein prelate ze imal ſas,
Und mit ſeinen geſten as,
Ein ſchenkart das wart im geſant
mit birn. do ſprach er zu hant
Wer behelt mir das ſchenkar
Mit diſen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geſchech, das wer zoren.
Sie ſprachen, das tu ewer ſchweſter ſon.
Wer ſolt es billicher denn er ton?
Nein, ſprach er, der iſt ein tor.
Er nem vil leicht der beſten vor,
Und lies mier die böſten ligen.
Damit ward der red geſwigen.
Nu ſas ein geiſtlich man do bei,
Der ſprach diſſ: dir geklaget ſei
Got herre, das man den nicht ſol
Zu ſechzig birn getrawen wol,
Dem tauſend ſele empholen ſind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geſchicht,
Das ſelen bas feiler ſind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu ſich Boner an die 70 nimt. Und fehlt es dieſer Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit beſſer und überraſchender, als dort? Welcher Nacherzähler iſt nicht weitſchweifig und wäſſerig? Und welches Keñzeichen der Urſprünglichkeit iſt ſicherer, als die Anwendung gerade nur ſo vieler Worte, als eben zum vollſtändigen Ausdruke unentbehrlich ſind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beim Boner, um ſein Alter noch genauer zu beſtimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, möge geſchrieben haben. Ich meine die bekañte Fabel vom Müller, ſeinem Sohne, und ihrem Eſel, über die vor zwanzig Jahren zwiſchen Franzoſen und Deutſchen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen ſich die Erfindung derſelben zueignen köñte.[1] Daß es eine deutſche Erfindung ſei, blieb ausgemacht; es ſei nun, daß ſie Camerarius, wie Gottſched wollte, aus unſers Boners alter deutſcher Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzoſe für wahrſcheinlicher hielt. Deñ Poggius ſelbſt bekennet in der Einleitung derſelben, daß ſie ſich aus Deutſchland herſchreibe, und eben dieſe Einleitung iſt es, die mir zu meiner Abſicht hier dienen ſoll. Dicebatur, ſchreibt Poggius,[2] inter

1) Die Aufſäze, in welchen dieſer Streit geführet wurde, ſehe man im Journal Etranger, und in Gottſcheds Neueſtem vom Jahre 1756. Die mancherlei Zuſäze und Berichtigungen, deren ſie fähig ſind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

2) Auf dem 11 Blatte der ſtraßburger Ausgabe von 1511.

Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse.. und wie die beſagte Fabel daſelbſt weiter lautet, die bei unſerm Boner die zwei und funfzigſte iſt, in der Ausgabe der Schweizer. Wer ſieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset; und beſonders das nuper. Das nuper zwar iſt ſehr bald zu beſtimmen. Deñ aus der Schlußrede des Poggius zu ſeinen Facetiis erhellet, daß dieſe Schnurren aus den vertraulichen Geſprächen entſtanden, die er während der Regierung Pabſt Martinus V. alſo von 1417 — 1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich beſtim̃ten Zuſammenkünften gehalten. Alſo, auch von 1417 an gerechnet, kañ nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des funfzehnten oder das Ende des vierzehnten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es früheſtens um 1417 heißt, daß ſie vor kurzem, nuper, erfunden worden, iſt Beweis genug, daß die ganze Sam̃lung, worin ſie ſich befindet, nicht älter ſein kañ. Aber nun iſt die Frage: heiſſen deñ die Worte zuſammen auch nothwendig das? quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset. Iſt nuper nicht ebenſowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erſt neulich geſehen hat, auch ſchlechterdings erſt neulich gemacht ſein? Wahrlich nicht, und dieſes iſt abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateiniſche Sprache iſt. Indeß, was an dieſem Exempel für mich das Beſte iſt, iſt dieſes: daß der

dopelte Siñ, der darin liegt, nicht weit aus einander ſein kañ. Was Poggius ſelbſt, oder ſein Bekañter, in der Art, an der ſie ſo reich, mit der ſie ſo bekañt waren, erſt neulich geſehen hatte, geſchrieben und gemalt geſehen hatte, muß wohl auch erſt neulich gemacht ſein. Wenigſtens nicht ſehr viel früher; weil es wohl ſonſt ſchon längſt zu ihrer und Ihresgleichen Keñtniß gekommen wäre. Nichts breitet ſich leichter und geſchwinder aus, als Hiſtörchen, die eine unſtreitige Wahrheit auf eine ſo ſiñreiche Art unſerer Anſchauung darſtellen. Ich ſagte: Poggius ſelbſt, oder ſein Bekañter; deñ es wäre möglich, daß Poggius hier von ſich ſelbſt in der dritten Perſon ſpräche. Er war, wie bekañt, während des Conciliums zu Coſtniz, in dieſen Gegenden von Deutſchland geweſen, und hatte die Bibliotheken der Klöſter mit vielem Nuzen durchſucht. Da koñte ihm deñ leicht, in mehr als *einer*, eins von den oben beſchriebenen Exemplaren der bonerſchen Fabeln, mit Gemälden, zu Geſichte gekommen ſein, auf die er mir ſo deutlich durch das scriptam pictamque anzuſpielen ſcheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren: die jedoch hier ſo gar Kleinigkeit nicht iſt. Was mich in der Meinung beſtärkt, daß *Boner* nicht früher als in der lezten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, iſt dieſes, daß er ſich nicht *Boner*, ſondern *Bonerius* nennet. Deñ ich denke, es iſt ausgemacht, daß der Gebrauch, ſeinem deutſchen Namen eine lateiniſche Endung zu geben, erſt um dieſe Zeit aufgekommen iſt; als der Vorläufer der noch pedantiſchern Sitte, ihn nach ſeiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu überſezen, welche gegen

das ſechzehnte Jahrhundert und weiter hin, ſo annehmlich befunden wurde. 1)

Nachſchrift.

Ich darf dieſe zweite Entdekung über die ſogenañten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger nicht in die Welt ſchiken, ohne Gottſcheden, mit dem ich es ſo vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zn erzeigen, die er ſich ſelbſt widerfahren zu laſſen, weñ er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unſern Hand ſchriften dieſer Fabeln nicht mehr wiſſe, als er gelegentlich im Brachmond 1756 ſeines Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu ſpät, daß er ſchon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geſchrieben, aus welchem zu erſehen, daß er auch den alten bamberger Druk gekañt, von welchem ich am erſten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererſt herauszugeben vermeinte. Wie nachläßig er aber dieſe Entdekung genuzt; wie ſorglos er ebendaſelbſt nicht nur die Fehler in Anſehung unſerer Handſchrift begangen, die ich an ſeinem Neueſten gerügt, ſondern auch wie

1) (Übrigens ſind dieſe Fabeln neu herausgekommen unter dem Titel: Der edel ſtein, getichtet von Bonerius. Aus Handſchriften berichtigt und mit einem Wörterbuche verſehen von G. F. Benecke. Berlin 1816. groß Octav.)

viel plumper dieſe Fehler dort erſcheinen; mag ſelbſt nachſehen, wer Luſt und Gelegenheit dazu hat. Ich kan̄ mich nur nicht genug wundern, theils, wie den Schweizern ſo viel früher die gottſchediſche Anzeige unbekan̄t bleiben können, theils, wie Gottſched es verſäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erſchien, es der Welt mit ſeiner gewöhnlichen Beſcheidenheit anzuzeigen, wie viel dieſe Herausgeber ſchon längſt von ihm hätten lernen können. Aber ſo ging es damals: jeder ſchimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

viel [illegible] diese Schilderey verschönern muß, selbst nachsehen, über Lust und Schicksale bemu- hen. Ich laß mich nur nicht genug wundern, theils, wie den Schweizern so viel früher die vortheilhafte Anzeige unbekannt bleiben können, theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seinen gewöhnlichen Anmerkungen anzuzeigen, indem [illegible] ihm hätten lernen können. Aber so gieng es damals [illegible] auch den andern, und feiner das dem andern gönnte.

Dramatik.

Abhandlung

von den

Pantomimen der Alten.

(Dieſe Abhandlung iſt aus Leſſings hinterlaſſenen Papieren, und, wie man wohl ſieht, gar nicht ausgearbeitet.)

Abhandlung
von den
Pantomimen der Alten.

*

Es werden wenige von meinen Landsleuten ſein, welche nicht jezt das Wort Pantomimen unzähligemal gehört und ſelbſt ſollten im Munde geführt haben, ohne vielleicht zu wiſſen, was es eigentlich bedeute. Und wer weiß, ob Herr Nicolini ſelbſt den wahren Begrif davon mag gewußt haben; ſonſt würde er uns wohl ſchwerlich ſeine ſtummen Poſſenſpiele unter dieſem Namen aufgedrungen haben. Doch was wird er ſich darum viel bekümmern? Hat er doch überall ſeinen Endzwek erlangt. Und er iſt es werth, daß er ihn erlangt hat, da er auf eine ſo anlokende Art ſich die Neugier und den läpiſchen Geſchmak der jezigen Zeiten zinsbar zu machen gewußt hat. Doch mit ſeiner und aller derer Erlaubniß, welche ihn bewundert haben, behaupte ich, daß ſeine kleinen Affen nichts weniger, als Patomimen ſind. Er darf deßwegen eben nicht auf mich böſe werden: ich ſtehe ihm dafür, daß er dieſer Anmerkung halber keinen einzigen Zuſchauer weniger bekommen wird. Deñ ich zweifle ſehr, ob einer von denen, die ihn ſo oft beſucht haben, und noch beſuchen werden, meine Abhandlung leſen wird. Nach dem Geſchmake dieſer Herrn und Damen wird ſie wohl nicht ſein; die es vielleicht lieber ſehen würden, weñ ich einen Commentar über die Geburt des Arlequins oder über den hinkenden Teufel ſchriebe, und ihnen darin die ſchönen Ver-

wandlungen, die niedlichen Poſituren und den kunſtreichen Zuſammenhang des ganzen Stükes auf die lebhafteſte Art vorſtellte, als daß ich ſie mit alten Erzählungen vergnügen will. Und geſezt auch, ich würde von allen geleſen; und geſezt auch, er würde mit ſeiner Benennung von allen ausgelacht: ſo kañ er ſich doch gewiſſe Rechnung machen, ſo lange ſeine Kunſt etwas neues iſt, daß es ihm niemals an einem vollen Schauplaze fehlen wird. Es ſind keine Pantomimen, wird man allenfalls ſagen, es ſind aber doch Leute, die einem die Zeit auf eine ganz artige Art vertreiben. O weñ das iſt, Verdienſt genug für die heutige Welt! Iſt wohl etwas verdrießlicher, als Langeweile!

*

Dem Namen nach heiſſen Pantomimen: Leute, welche alles nachahmen. Und eine richtige Beſchreibung zu machen, welche ſich ſowohl auf die griechiſchen als römiſchen Pantomimen ſchikt, ſo waren es Leute, welche tanzend alle Perſonen eines dramatiſchen Stükes vorſtellen, und jeder Perſon Charakter, Affecten und Gedanken durch die Bewegung ihrer Gliedmaßen ausdrüken koñten.[1])

*

Den erſten Urſprung der Pantomimen müßen wir bei dem Urſprunge des Tanzes ſuchen. Deñ

1) Cassiodorus Variarum L. IV. epistola ultima. — Pantomimo nomen a multifaria imitatione nomen est. Idem corpus Herculem designat et Venerem, foeminam praesentat et marem: regem facit et militem: senem reddit et juvenem, ut in uno videas esse multos, tam varia imitatione discretos.

die Tänze der Alten drükten alle etwas aus. Collichius leitet ſie von den Mimis her.

Salmasius in Notis ad Vopiscum : Quid vero illis opponemus, qui ejus inventorem Pyladem perhibent? Interpretandi nobis sunt, non refutandi: nam et verum illi dixerunt, si recte captantur. Saltatio quaevis, Augusti temporibus, in scena versabatur, et quae post illa tempora viguit, quaeque nihil amplius commune aut conjunctum habebat cum comoedia atque tragoedia, sed seorsum in orchestram veniebat, inventum procul dubio Pyladis fuit et Bathylli; res vero ipsa et ars illa, saltandi modus, quo omnia, quae dicerentur, manibus expediebantur, quoque ipse etiam Pylades in sua saltatione usus est, longe ante Pyladem nota scenae et satyris locum habebat: nusquam enim sola per se ante id tempus *ορχηστης* in orchestra comparuerat. Primus Pylades saltationis artem a tragoedia et comoedia separatim in scenam latinam introduxit.

Wie man aber angefangen hatte, das Tanzen auch mit auf den Schauplaz zu bringen, ſo bemühte man ſich, immer mehr und mehr damit auszudrüken, und zwar das, was in dem vorgeſtellten Stüke war geſagt oder gethan worden. Einer der älteſten von dieſen Tänzern, war der Tänzer des Äſchylus, von welchem uns Athenäus 1)

1) Athenaeus L. 1. *Τελεσις η Τελεστης, ὁ ορχεστοδιδασκαλος, πολλα εξευρηκε σχηματα, ακρως ταις χερσι τα λεγομενα δεικνυσας. Αριστοκλης γουν φησιν, ὁτι Τελεστης, ὁ Αισχυλου ορχηστης, οὑτως ην τεχνιτης, ὡστε εν τῳ ορχεισθαι τους ἑπτα επι Θηβας, φανερα ποιησαι τα πραγματα δι' ορχησεως.*

Dieſes widerlegt Collichius mit der Stelle L. 5. c. 7. Ex quibus omnibus colligendum est, saltationem pantomimicam non fuisse Pyladis inventum:

Nachricht gibt. Er hieß Teleſis oder Teleſtis. Er erfand unterſchiedene Arten, die Reden durch die Hände ſehr deutlich auszudrüken. Und wie Ariſtoteles erzählt, ſo ſoll er ſonderlich, da er die ſieben Helden vor Theben getanzt, alle ihre Thaten ſehr wohl vorgeſtellt haben.

*

Bei den Griechen waren die pantomimiſchen Tänze allezeit entweder mit der Tragödie oder Komödie verbunden, zwiſchen deren Handlungen ſie aufgeführt wurden. Der erſte aber, der ſie bei den Römern bekañt machte, war der Kaiſer Auguſtus, der ſie, um den müßigen Pöbel durch ſiñliche Vergnügungen im Zaume zu halten, von der Komödie und Tragödie abgeſondert auf den Schauplaz brachte. Dieſes bezeugen Suidas,[1] Zoſimus ꝛc.

nec ab ipso primum extra comoediam et tragoediam in scenam latinam invectam, sed magis excultam atque exornatam, atque cum tibiis pluribus fistulis atque choro exhibitam. Ratione cujus novitatis et majoris etiam fortassis in saltando dexteritatis et concinnitatis adeo commendatus est, ut inventor illius saltationis per hyperbolam audiverit. — Euseb. in Chron. Pylades Cilix pantom. *πρωτος τας συριγγας και τον χορον ἑαυτω επαδειν εποιησε.*

Macrob. Saturn. L. 1. c. 14.
Diomedes L. 2. c. de variis poëmatum generibus.
Arist. art. poët. 3. *Αυτῳ δε τῳ ῥυθμῳ.*
Donat. in Prolog. ad Terent.
Plutarch. L. 9. Sympos.
Servius ad Virg. Eclog. 5. v. 73. Saltem satyros.
Suet. in August. c. 43 et 45.

1) Suidas sub voce *ορχησις παντομιμος·* — *Ταυτην ὁ Αυγουστος Καισαρ εφευρε, Πυλαδου και Βαθυλλου πρωτον αυτην μετελθοντων.*

Idem sub voce *Αθηνοδωρος· Αθηνοδωρος, Στοικος φιλοσοφος, επι Οκταβιανου βασιλεως Ρωμαιων - - μαλιστα ταις Αθη-*

*

Die erſten und berühmteſten Pantomimen zu des Auguſtus Zeiten, waren Pylades und Bathyllus; wie Suidas an dem eben angeführten Orte bezeugt.

*

Pylades war ein Cilicier aus dem Fleken der Miſtharner. Seine Tanzart, wovon er der Erſinder war, wurde die italiäniſche genañt. Worüber er auch einen ganzen Commentar geſchrieben hat, welcher aber verloren gegangen. Dieſes bezeugen Athenäus und Suidas, welcher jenem gefolgt iſt, den Ort aber, den er ausgeſchrieben, ganz falſch verſtanden hat. Athenäus [1] ſagt, er habe einen Tractat verfertiget, von der italiäniſchen Tanzart, welche italiäniſche Tanzart aus der komiſchen, tragiſchen und ſatyriſchen Tanzart

νοδωρου τουτου συμβουλιαις επεισθη - - Κατα δε τους καιρους εκεινους, και ἡ παντομιμος ορχησις εισηχθε. ὀυτω προτερον ουσα. Και προσειγε ἑτερα πολλων κακων αιτια γεγονοτα.

1) Die Stelle ans dem Athenäus ſteht im erſten Buche, und heißt ſo: Τουτον τον Βαθυλλον φησιν Αριςονικος, και Πυλαδην ὀυ εςι και συγγραμμα περι ορχησεως, την Ιταλικην συςησασθαι εκ της κομικης, ἡ εκαλειτο Κορδαξ, και της τραγικης, ἡ εκαλειτο Εμμελεια, και της σατυρικης, ἡ ελεγετο Σικιννις.

Die Stelle aus dem Suidas, unter dem Titel Pylades, iſt dieſe: Πυλαδης, Κιλιξ, απο κωμης Μισθαρων, εγραψε περι ορχησεως της Ιταλικης, ἡτις ὑπ᾽ αυτου ἑυρεθη. περι της κομικης καλουμενης ορχησεως, ἡτις εκαλειτο Σικιννις. και της σατυρικης, ἡτις Εμμελεια.

Vossius L. 2. Institut. poëticarum will Suidam entſchuldigen, indem er ſagt: man müße leſen nicht περι, ſondern απο της κομικης.

In Notis ad Vopiscum p. 497.

beſtände. Dieſes hat Suidas ſo genommen, als hätte Pylades vier Bücher geſchrieben, eines von der italiäniſchen, das andre von der komiſchen, das dritte von der tragiſchen, das vierte von der ſatyriſchen Tanzart.

Chironomiam magnopere expolivit. Nam prius pro una tibia adhibuit plures; item fistulas, quod antea non factum; et choraulem cum choro, cum ante Pythaules occineret sine choro. Hieronymi est in chronico Eusebiano: Pylades Cilix patomimus primus Romae chorum sibi et fistulas praecinere fecit.

*

Der andere berühmte Pantomime zu des Auguſtus Zeiten, war Bathyllus. Er hatte es ſonderlich in den komiſchen Tänzen ſehr weit gebracht, da ihn gegentheils Pylades in tragiſchen übertraf. 1) Deßwegen neñt ihn Juvenalis: mollem Bathyllum. 2) Er war aus Alexandrien, und ein Freigelaſſener des Mäcenas; 3) welches der alte Interpres des Perſius in der fünften Satyre bezeuget. 4)

1) Dieſes bezeuget Marcus Annäus Seneca in den Excerptis aus dem dritten Buche Controversiarum, und zwar in der Vorrede: Et ut ad morbum te meum vocem, Pylades in comoedia, Bathyllus in tragoedia multum a se aberant.

2) In der ſechſten Satyre: molli saltante Bathyllo.

3) Deßwegen neñt ihn Seneca in der Vorrede des fünften Buches Controversiarum: Bathyllum Maecenatis. Was aber das Scriptum Sabieni pro Bathyllo Maecenatis ſei, deſſen er daſelbſt gedenkt, iſt unbekañt.

4) Der Vers bei dem Perſius heißt:
— — Sed nullo thure litabis;
Haereat in stultis brevis ut semiuncia recti.

*

Die Erfindung der italiäniſchen Tanzart wird von Suidas dem Pylades, von Athenäo aber und Ariſtonico dem Pylades und Bathyllus zugleich zugeſchrieben. Wie aus den oben angeführten Stellen des Suidas und Athenäus zu erſehen. Sie beſtand aus tragiſchen, komiſchen und ſatyriſchen Tänzen. Die komiſchen hießen Kordax. Die tragiſchen Emmelia. Die ſatyriſchen Sikinnis. 1)

*

Κορδαξ. 2)

*

Εμμελεια.

Haec miscere nefas: nec cum sis caetera fossor
Treis tantum ad numeros satyri moveare Bathylli.

Taciti Annal. L. 54. Dum Maecenati obtemperat effuso in amorem Bathylli: deinde quod civile rebatur misceri voluptatibus vulgi. — Cassiodorus L. 1. ep. 20. — Seneca ep. 121. — Sueton. in Caligula. c. 54.

1) Julius Pollux L. 4. cap. 14. §. 99. Ειδη δε ορχηματων, εμμελεια τραγικη, κορδαξ κωμικη, σικιννις σατυρικη.

2) Julius Pollux L. 4. Onomast. c. 14. — Demosthenes in secunda Olympiaca. — Theophrastus in Charact. c. 7. Suidas. — Εμμελεια, χορικη ορχεσις, διχως, εμμελεια και εμμελια, η ευρυθμια. Οισθα γαρ, ὅπως διακειμεθα περι την εμμελειαν την σην. και ἡ μετα μελους τραγικη ορχησις. Und gleich vorher: ειδος ορχησεως εςι δε ἡ των τραγωδων.

Pollux L. 4. c. 16. §. 105. — Και μην τραγικης ορχησεως τα σχηματα, σιμη χειρ, ὁ καλαθισκος, χειρ

*

Einer von den berühmteſten Schülern des Pyla-des zu Zeiten Auguſti war Hylas. Er hatte ihn in ſeiner Kunſt ſo unterwieſen, daß ihn das Volk ſeinem Meiſter faſt gleich hielt. Dieſer Hy-las tanzte einsmals einen Geſang, der ſich ſchloß: τον μεγαν Αγαμεμνονα. Dieſes recht auszudrüken, dehnte ſich Hylas aus, und trat auf die Zehen. Seinem Meiſter aber wollte das nicht gefallen, und ſchrie ihm zu: συ μακρον, ου μεγαν ποιεις. Hierauf verlangte das Volk von ihm, er ſollte eben dieſen Geſang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er ſtehen, und ſtellte eine Perſon in tiefen Gedanken vor: weil er glaubte, es ſei einem großen Feldherrn nichts anſtändiger, als vor allen Dingen zu denken. Eben dieſer Hylas tanzte einſtmals den Ödipus; er tanzte ihn aber mit offenen Augen, weßwegen ihn gleichfalls ſein Meiſter tadelte, und ihm zuſchrie: συ βλεπεις. 1)

κατα πρανης ξυλου παραλυψις, διπλη, δερμαυστρις, 1) κυβιστησις 2) παραβηναι τετταρα.

1) Forte a κυβισταν, quod Kusterus mutavit in κυβηβαν. Est autem κυβισταν το επι κεφαλης ρεπειν. Vide Suidam.

2) Forte a θερμαν, quod θρακιον εστι πολισμα. Suidas.

1) Dieſes erzählt uns Macrobius in dem 2 Buche Saturnalium im 7 Kapitel:

Sed quia semel ingressus sum scenam loquendo, non Pylades histrio nobis omittendus est, qui clarus in opera sua fuit temporibus Augusti, et Hylam discipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque suffragia divisus est. Et cum canticum quoddam saltaret, cujus clausula erat τον μεγαν Αγαμεμνονα, sublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades, et exclamavit a cavea: συ μακρον, ου

*

Die Schüler des Pylades und Bathyllus dauerten auch lange Zeit nach den Zeiten Auguſti. Die einen wurden Pyladei, die andern Bathylli genañt.

μεγαν ποιεις. Tunc eum populus coëgit idem saltare canticum. Cumque ad locum venisset, quem reprehenderat, expressit cogitantem: nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare. Saltabat Hylas Oedipodem, et Pylades hac voce securitatem saltantis castigavit: συ βλεπεις.

Seneca L. 7. Q. N. c. 32.

Inscriptionum Gruterian. Collect. p. 1024. num. 5. et p. 331. num. 1. Adde Scaligerum in Animadvers. ad Manilium et Salmasii notae in Vopiscum. Brodaci notae in Ανθολογιαν L. 2. epigr. 2.

Tranquillus in vita Neronis c. 54. Plinius L. 7. H. N. c. 53. Temporibus Neronis ac Vespasiani.

Suetonius in Nerone.

Tertullianus Apol. 217.

Apulejus L. 10. Miles. pag. 223.

Appianus Alexandrinus in Parthicis de capite Crassi. Astyanactem videmus, ubi Hector est?

Anthol. L. 3. e. 7. de Chrysomalo Pantomimo.

Artemidorus L. 2. c. 38.

Athenaeus L. 1. de saltatore, nomine Memphis, eodemque philosopho Pythagoraeo.

Columella de Re Rustica. L. 1.

Tacitus Annal. I. 77.

Plinius I. 29. Nullius histrionis equorumve trigarii comitator egressus in publico erat.

Seneca epist. 4. 7.

Calenus de Praecognit. ad Posth. c. 6.

Ammianus Marcellinus L. 14. c. 6.

Seneca c. 12. de Consolat.

Manilius L. 5. Astron.

Apulejus Methamorph, L. 10.

Dio. L. 54. p. 533. Ὀθενπερ, πανυ σφας ὁ Πυλαδης επιτιμωμενος, ὑπ' αυτȣ, επει Βαθυλλῳ ὁμοτεχνῳ τε οντι, και τῳ Μαικηνᾳ προσηκοντι διεϛασιαζεν, ειπειν

*

Von dem Theater zog man endlich auch gar die Pantomimen an die Gaſtereien.

Juvenalis Sat. 5. v. 120.

*

Fugientes reliquiae Pantomimorum durare videntur

λεγεται, ὅτι συμφερει σοι. Καισαρ, περι ἡμας τον δημον αποδιατριβεσθαι.

Jacobus Pontanus in Macrobium.

Nonus L. 3. — Dionysius L. 19. L. 2. c. 38. — Anthol.

Παντα καθ' ἱςορινν ορχȣμενος, ἐν το μεγιςον
  Των εργων παριδων, ἠνιασας μεγαλως·
Την μεν γαρ Νιοβην ορχȣμενος, ὡς λιθος ἐςης
  Και παλιν ὡς Καπανευς, εξαπινης επεσες·
Αλλ' επι της Καναχης αφυως, ὁτι και ξιφος ην σοι
  Και ζων εξηλθες· τȣτο παρ' ἱςορινν.

Omnia juxta historiam saltans, unum maximum
  Negligens molestia nos affecisti:
Nioben enim saltans stetisti ut lapis.
  Et rursus Capaneus statim concidisti:
Sed in Canace inepte, quod ensis esset tibi
  Et vivus existi: hoc contra historiam.

L. 3. c. 7. de Chrysomalo Pantomimo.

Σιγας Χρυσεομαλε, το χαλκεον ȣκ ȣτι δ' ἡμιν·
  Εικονας αρχεγονων εκτελεεις μεροπων
Νευμασιν αφθογγοισι. Τεη δ' ολβιςη σιαπη
  Νυν ςυγερη τελεθει, τη πριν εθελγομεθα.

Tacit. Annal. L. 1. c. 77.
Livius L. 7.
Juvenalis Sat. 5. vers. 120.
Herodotus L. 6. de Clisthene Sicyoniorum rege, de ejus filia et Hypoclida Atheniensi.

Juvenal gedenkt auch eines Pantomimen des Paridis, des Freigelaſſenen der Domitiae, Neronis amitae. Sat. 7. v. 83.

in eo ludionis sive saltatorum genere, qui in Gallia cisalpina *Mattacini* appellantur. Eorum vestitus, quo agiliores sint, corpori adpressus et membra exprimens, persona sive larva antiquo more sine barba, neque admodum venusta, prominente mento, et qualis vetularum facies est. Hi per urbem saltantes discurrunt, obvios loris et scutis, quoad veteres Luperci faciebant, incessentes. Manum fronti obtendunt quod Fauni ac Sileni agebant ad solem defendendum, quod essent calvi. Incredibili agilitate currus ac rhedos saltu transcendunt, per parietes repunt, in fenestras enituntur, citatique et intento crure corpus in sublime vibrant. Sed et diversos actus saltatione ac gestu imitantur, tonsorem, fabrum, sutorem et id genus scite referentes. Mox et simulacra pugnae taciti edunt, rudibus concurrunt et digladiantur.

Athen. L. I. ὁπλοποιιαν.

Pyrrhica a Pyrrho. — Xenophon in Cyri Expedit. in Convivio apud Thraces.

in eo ludicris sive saltatorum genere, qui in Gallia cisalpina *Mattaccini* appellantur. Eorum vestitus, quo agiliores sint, corpori adstrictus et membra exprimens; persona sive larva antiquo more sine barba, neque admodum venusta, prominente mento, et qualis vetularum facies est. Hi per urbem saltantes discurrunt, obvios lorís et scuticis, quod veteres Luperci faciebant, incessentes. Dignum forsan observatu, quod Fauni ac Sileni agebant ad solem [illegible], quod essent calvi. Incredibili agilitate cursus ac choreae saltu transcendunt per parietes, repunt, in fenestras [illegible]tur; citatique et intento crure corpus in sublime vibrant. Sed et diversos actus saltatione ac gestu imitantur, tonsorem, fabrum, sutorem et id genus [illegible] referentes. Mox et simulacra pugnae [illegible] ludibus concurrunt et digladiantur.

Athen. L. xiv. c. [illegible]

Pyrrhichia a Pyrrho. — Xenophon in Cyri Exped. in Convivio apud Thraces.

Von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

1754.

Von dem
weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kañ ſowohl der Charakter eines großen Geiſtes, als eines kleinen ſein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bei jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bei dieſem der Ekel. Das Genie will mehr thun, als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anderes.

Beide laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blik von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäkige Pedanterei, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unparteilichkeit verbunden ſein, weñ der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wohllüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Plaz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andere um einige herabgeſezt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmakte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo

auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darin weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schreken und Mitleiden erweken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, indem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zweiten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene iſt von den Franzoſen, und dieſe von den Engländern gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beide aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſein ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer größer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anderes, welches alles Große zu ſich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, ſeinesgleichen aus einem edeln Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bei ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabene Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. — Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweiten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen dopelten Namen beilegt, welchen ich auch ſogar in der Überſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloße Anwendung des einen, ſo ſchlechtweg, gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Luſtſpiel iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, obſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das franzöſiſche larmoyant auszudrüken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht beſſer zu überſezen, weñ anders der ſpöttiſche Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verloren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweiten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabei gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein rührendes Luſtſpiel läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheint.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub' ich, zu ſchließen, daß die Sache ſelbſt eine dopelte Seite haben müße, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viele ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären; ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſezen.

Wie kañ man alſo wohl ſichrer hierbei gehen, als daß man jeden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdañ entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, weñ man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaßen beide vereinigen laſſen? Zum guten Glüke finde ich, ſowohl hier als da, zwei

Sprecher, an deren Geſchiklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, weñ ſie nicht beide Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe, und der andere ein Deutſcher. Jener verdamt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidigt ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schuz und die meiſte Unterſtüzung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komiſche geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749 auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Réflexions sur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Trésorier de France et Conseiller au Présidial de l'Académie de la Rochelle; adressées à M. M. Arcere et Thylorier de la même Académie.

Der Deutſche iſt der Herr Profeſſor Gellert, welcher im Jahre 1751, bei dem Antritte ſeiner Profeſſur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feierlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart auf drei Bogen gedrukt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, weñ man nicht gewiß wiſſe, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich jezt gleich beide Aufſäze meinem Leſer überſezt vorlegen will, weñ dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beinahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie man geſehen

hat, an zwei Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, dieſe Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verſchiedene Noten, die nicht viel ſagen wollen; ich habe alſo die armſeligſten weggelaſſen, und beinahe hätten ſie dieſes Schikſal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von ſechs Seiten, und auch dieſe habe ich nicht überſezt, weil ich glaube, daß ſie zu vermiſſen iſt. Beinahe hätte ich ſogar den Anfang der Abhandlung ſelbſt übergangen, wo uns mit wenigem die ganze Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt, nach dem Pater Brumoy, erzählt wird. Doch weil der Verfaſſer verſichert, daß er dieſe Schritte zurük nothwendig habe thun müßen, um deſto ſicherer und mit deſto mehr Kräften auf ſeinen eigentlichen Gegenſtand losgehen zu können, ſo habe ich alles gelaſſen wie es iſt. Seine Schreibart übrigens ſchmekt ein wenig nach der koſtbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung ſagen will. Ich habe ſie größtentheils müßen beibehalten, und man wird mich entſchuldigen.

Ohne weitere Vorrede endlich zur Abhandlung ſelbſt zu kommen; hier iſt ſie! — — — — — — — — — — — — — — [1])

Hier iſt die Schrift des franzöſiſchen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht ſcheint, daß ſie der Herr Profeſſor Gellert gekañt habe, ſo iſt es dennoch geſchehen, daß er auf die meiſten ihrer Gründe glüklich geantwortet hat. Weil ſie dem Leſer noch in friſchem Andenken ſein müßen, ſo will ich ihn nicht lange abhalten, ſich ſelbſt davon zu überzeu-

1) Hier folgen in der theatral. Bibliothek: Betrachtungen über das weinerlich Komiſche, aus dem Franzöſiſchen des Herrn M. D. C.

gen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag ſo gut ſein, und es dem Herrn Profeſſor Gellert nicht zuſchreiben, weñ er finden ſollte, daß er ſich dieſesmal ſchlechter ausdrüke, als er ſonſt von ihm gewohnt iſt. Man ſagt, daß auch die beſten Überſezer Verhunzer wären. — — — — — — — — — — — — — [1])

So weit der Herr Profeſſor Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, weñ ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thu. Ich will zum Überfluſſe alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Säze bringen, die man auf einmal überſehen kañ. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie, wo möglich, alles Mißverſtändniß heben, und alle ſchweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine ſolche darunter verſtanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspreſſende Scenen hat; oder eine ſolche, welche aus nichts als dergleichen Scenen beſteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden ſind; oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erſte Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernſt abwechſeln, iſt offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals dawider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beiſpiele der alten Dichter vertheidigen ſie. Er, der an Scherz

1) Hier folgt in der theatral. Bibliothek Gellerts Abhandlung für das rührende Luſtſpiel, vollſtändig überſezt.

und Einfällen der reichſte iſt, und Lachen zu erregen nicht ſelten Wiz und Anſtändigkeit, wie man ſagt, bei Seite geſezt hat, Plautus, hat die Gefangenen gemacht, und, was noch mehr iſt, dem Philemon ſeinen Schaz, unter der Aufſchrift Trinummus abgeborgt. In beiden Stüken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müßen. Im Moliere ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deßwegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzu gewöhnlich macht. Was man von dem ſchleunigen Übergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem Unnatürlichen deſſelben geſagt hat, betrift nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchikte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele Simſon anführt. Freilich muß der Dichter gewiſſe Staffeln, gewiſſe Schattirungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen. Von einem Äuſſerſten plözlich auf das andere geriſſen werden, iſt ganz etwas anderes, als von einem Äuſſerſten allmählig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andere Gattung ſein, über die man hauptſächlich ſtreitet: diejenige nämlich, worin man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worin man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kañ man eine dopelte Frage thun. Man kañ fragen: iſt ein ſolches Stük dasjenige, was man von jeher unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Herr Gellert ſelbſt: nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nüzlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſein kañ? Ja; und dieſes kañ der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſein.

Worauf kömt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nüzlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nüzlichkeit der alten Komödie, beſtimme, und nach Maßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beiden einerlei Vorzüge einräumen müße oder nicht. Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stüke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kan mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſezt hat, und daß die hartnäkigſten Feinde des leztern niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinen Stüken auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſowohl Tugenden als Laſter, ſowohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt; und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den leztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren beinahe eben ſo unwahrſcheinlich als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beides zugleich, in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine dopelte Art abweichen kan. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels

gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darin beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nüzliches oder ein ſiñloſes Lachen ſein. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kañ, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und weñ es auſſerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worin wird alſo die andere Abweichung beſtehen? Unfehlbar darin, weñ man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleiden erweken, beides mag nun einen Einfluß auf die Beſſerung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narren in ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stüke verbañt. Und wie wird man ein ſolches Stük nennen? Jederman wird mir zurufen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte: das Poſſenſpiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Luſtſpiel will nur rühren; die wahre Komödie will beides. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beiden erſtern in eine Klaſſe ſezen will; es iſt noch immer der Unterſchied zwiſchen beiden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchüzer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andere ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig, einen allge-

meinen Beifall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nuzen zu ſtiften. Was ſie bei dem einen nicht durch die Scham erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung; und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des Contraſts oder der Abſtechung gefloſſen zu ſein, vermöge welcher man nicht gern eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gern zugebe, daß ſie auch darin gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Charaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könte.

Dieſes nun, ſollte ich meinen, beſtimme den Nuzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nämlich nur die Hälfte von dem Nuzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzu oft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſein, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſezt, ſie machten die Hälfte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Herr Profeſſor Gellert ſelbſt an die Hand gibt, doch nur ein Compliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beſſerung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edeln Geſinnungen und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſein, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit demſelben zu vergleichen, Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömt von den guten Eigenſchaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er ſie ſchon beſize.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr willkürliches, und man könte unſe-

rer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Rechte zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſondern blos eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stüke gehet, welche völlig den Stüken des la Chauſſee ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beide zu wohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des leztern nicht noch genug lächerliche Charaktere und ſatyriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bei dem Herrn Gellert nur die meiſten, und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das Mehrere oder Wenigere wohl die verſchiedene Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſchied ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

[illegible]

Leben Jakob Thomſons.

1 7 5 4.

Leben Jakob Thomſons.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekañt. Seine Jahrszeiten ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Überſezung des Herrn Brockes bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darin verloren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Überſezung ſeines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit Mehrerem gedenken werde. Es wäre ſchlecht, weñ beides ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſein, vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritaniens und Irlands,[1]) welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verſchiedene daran gearbeitet; der vornehmſte Verfaſſer aber, der auf dem Titel genañt wird, iſt Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen Englands herausgegeben hat.[2]) Aus dieſem Werke alſo, welches Lobſprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomſon angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatraliſchen Dichters betrachtet.

1) The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

2) The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to te present Time etc.

Jakob Thomſon war der Sohn eines Geiſtlichen der ſchottiſchen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburg.

Er ward an eben dem Orte geboren, wo ſein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jezigen Jahrhunderts. Seine erſte Erziehung genoß er in einer Privatſchule der daſigen Gegend. In ſeinen erſten Jahren zeigte er ſo wenig ein beſonderes Genie, daß ihm vielmehr ſein Lehrmeiſter, und alle, die mit ſeiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichſten und ſchlechteſten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateiniſche und griechiſche Sprache lernte, beſuchte er oft einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit dem Kirchſpiele ſeines Vaters in ebendemſelben Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr Rickerton, ein Mañ von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viele Leute von Einſicht, und Herr Thomſon ſelbſt, welcher mit ihm umging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte, ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, auſſer etwa bei den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers Thomſons ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſein glaubte, ſo koñte ſich doch den Augen des Herrn Rickerton deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bei ihm, wie er deñ auch nach der Zeit noch verſchiedene von den erſten Verſuchen, die Herr Thomſon in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter durch den fernern Umgang mit dem Herrn Rickerton ſehr

zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hernach in ſeinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrüken dieſes Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Herr Rickerton den jungen Thomſon für einen Menſchen ohne alle Gabe hielt, ſondern vielmehr ein ſehr feines Genie an ihm wahr nahm: ſo hätte er ſich doch, wie er oft ſelbſt geſtanden, niemals eingebildet, daß er es ſo weit bringen und auf eine ſo erhabene Staffel unter den Dichtern gelangen ſollte. Als er daher zuerſt Thomſons Winter zu ſehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburg geſchah, erſtaunte er ganz, und ließ, nachdem er die erſten Zeilen deſſelben, welche nicht erhabener ſein könten, geleſen hatte, das Buch vor Verwunderung und Entzüken aus den Händen fallen.

Nachdem Herr Thomſon die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Univerſität nach Edinburg geſchikt, wo er ſeine Studien enden und ſich zu dem geiſtlichen Amte tüchtig machen ſollte. Hier machte er eben ſo wenig als auf der Schule eine groſſe Figur; ſeine Mitſchüler dachten ſehr verächtlich von ihm, und die Lehrer ſelbſt, unter welchen er ſtudirte, hatten keinen beſſern Begrif von ſeiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philoſophiſchen Klaſſen durchgegangen war, ward er als Candidat des heiligen Predigtamts in das theologiſche Collegium aufgenommen, in welchem die Studirenden ſechs Jahr verziehen müßen, ehe ſie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwei Jahr in dieſem theologiſchen Collegio, deſſen Profeſſor damals Herr William Hamilton war, als ihm von dieſem eine Rede über

die Macht des höchſten Weſens auszuarbeiten aufgetragen ward. Als es ſeine Mitſchüler erfuhren, hielten ſie ſich nicht wenig über die ſchlechte Beurtheilungskraft des Profeſſors auf, eine ſo fruchtbare Materie einem jungen Menſchen aufzugeben, von dem man ſich ganz und gar nichts verſprechen koñte. Doch, als Herr Thomſon ſeine Rede ablegte, fanden ſie Urſache, ſich ihre eigene ſchlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß ſie einen Menſchen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Dieſe Rede war ſo erhaben, daß ſowohl der Profeſſor als die Studirenden, welche ſie halten hörten, darüber erſtaunten. Sie war in reimloſen Verſen abgefaßt, welches aber Herr Hamilton daran ausſezte, weil es ſich zu dieſer Materie nicht ſchike. Verſchiedene von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch dieſe Rede erlangten Ruhm nicht göñten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebſtahl begangen haben, und gaben ſich daher alle Mühe, ihn zu entdeken. Doch ihr Nachforſchen war vergebens, und Herr Thomſon blieb in dem unverkürzten Beſize ſeiner Ehre, ſo lange er ſich auf der Univerſität aufhielt.

Man weiß eigentlich nicht, warum Herr Thomſon den Vorſaz, in das heilige Predigtamt zu treten, fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieſer Stand ſei zu ſtrenge, als daß er ſich mit der Freiheit ſeiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er ſich auch ſelbſt, und glaubte, daß er ſich, in Anſehung ſeiner Gaben, auf etwas größeres Rechnung machen könnte, als ein presbyterianiſcher Geiſtlicher zu werden; deñ ſelten pflegt ſich ein großes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von ſechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer ſchlechten Provinz

zu begnügen, welches doch gewiß das Schikſal des Herrn Thomſon geweſen wäre, weñ ſich ſeine Abſichten nicht über die Sphäre eines Predigers der ſchottiſchen Kirche erſtrekt hätten.

Nachdem er alſo alle Gedanken auf den geiſtlichen Stand aufgegeben hatte, ſo war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, ſich zu zeigen und ſich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülſlich ſein köñten. Weil aber der Theil der Welt, wo er ſich jezt befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen koñte, ſo fing er an, ſein Augenmerk auf die Hauptſtadt zu richten.

Das erſte Gedicht des Herrn Thomſons, welches ihm einiges Anſehen bei dem Publico erwarb, war ſein Winter, deſſen ſchon gedacht worden; doch hatte er auch ſchon wegen verſchiedener andern Stüke, noch ehe er ſein Vaterland verließ, den Beifall derer, welchen ſie zu Geſichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphraſe über den 104 Pſalm, welche er ſeinen Freunden abzuſchreiben erlaubte, nachdem ſie vorher von dem Herrn Rickerton war gebilliget worden. Dieſe Paraphraſis kam endlich durch verſchiedene Wege in die Hände des Herrn Auditor Benſon, welcher ſeine Verwunderung darüber entdekte, und zugleich ſagte, weñ der Verfaſſer in London wäre, ſo würde es ihm ſchwerlich an einer ſeiner Verdienſte würdigen Aufmunterung mangeln. Dieſe Anmerkung ward dem Herrn Thomſon durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen ſo ſtarken Eindruk bei ihm, daß er ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen beſchleunigte. Er machte ſich alſo bald nach Newcaſtle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er ſeine unmittelbare Sorge ſein, den Herrn

Mallet, ſeinen ehemaligen Schulkameraden, zu beſuchen, welcher jezt in Hanover-Square lebte, und zwar als Hofmeiſter bei dem Herzoge von Montroſe und ſeinem verſtorbenen Bruder, dem Lord Graham. Ehe er aber in Hanover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich iſt. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsſchreiben an verſchiedene Standesperſonen in London mitbekommen, die er ſehr ſorgfältig in ſein Schnupftuch eingewikelt hatte. Als er nun durch die Gaſſen ſchlenderte, koñte er die Größe, den Reichtum und die verſchiedenen Gegenſtände, die ihm alle Augenblike in dieſer berühmten Hauptſtadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft ſtehen, und ſein Geiſt war mit dieſen Scenen ſo erfüllt, daß er auf das beſchäftigte Gedränge um ſich herum wenig Acht gab. Als er nun endlich den Weg nach Hanover-Square in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurükgelegt hatte, und daſelbſt ankam, fand er, daß er ſeine Neugierde habe bezahlen müßen; man hatte ihm nämlich das Schnupftuch aus dem Schubſake gezogen, in welches die Briefe eingewikelt waren. Dieſer Zufall würde einem, der weniger philoſophiſch geweſen wäre, als Herr Thomſon, ſehr empfindlich geweſen ſein; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft ſelbſt ſeine Freunde durch die Erzählung deſſelben zum Lachen.

Es iſt natürlich, daß Herr Thomſon, nach ſeiner Ankunft in der Stadt, verſchiedenen von ſeinen Bekañten das Gedicht auf den Winter zeigte. Es beſtand anfangs aus abgeriſſenen Stüken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Herrn Mallets Rath in ein Ganzes zuſammenbrachte. So vielen Beifall es nun auch etwa fand,

ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bei ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern vergebens anzubieten, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekañten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſein koñte, in Unkoſten ſezen wollten. Endlich bot es Herr Mallet dem Herrn Millan, Buchhändler in Charing-croß, an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und druken ließ. Eine Zeitlang glaubte Herr Millan, ſehr ſchlecht gefahren zu ſein; es blieb liegen, und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdekt ward. Ein gewiſſer Herr Whatley, ein Mañ von einigem Geſchmake in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthuſiasmus übertrieb, warf von ungefähr die Augen darauf; und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch, und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekañt, als ſein Verfaſſer ſei. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umſtände, und in der Entzükung ging er von einem Kaffeehauſe auf das andre, poſaunte die Schönheiten ſeines Dichters aus, und bot alle Leute von Geſchmak auf, eins von den gröſten Genies, die jemals erſchienen wären, aus ſeiner Dunkelheit zu retten. Dieſes Verfahren hatte eine ſehr glükliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedicht laſen, glaubten den Herrn Whatley keiner Übertreibung beſchuldigen zu dürfen, weil ſie es ſelbſt ſo vortreflich fanden, daß ſie ſich glüklich ſchäzten, einem Manne von ſolchem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das maleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſein, und die ganze Natur nim̃t eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des Thomſons ſeine war, koñte alſo keine andre, als die grauſeſten und ſchreklichſten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feierlichen Schauer über die Dünſte, Stürme und Wolken, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe Thomſons; wir zittern bei ſeinem Donner im Sommer; wir frieren bei der Kälte ſeines Winters; wir werden erquikt, weñ ſich die Natur bei ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedrukt war, ſchikte Herr Thomſon ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Herrn Joſeph Mitchell, ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darin, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchikte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults ſo thick lie ſcatter'd here,
Thoſe I could read, if theſe were not ſo near.

d. i. „Schönheiten und Fehler liegen hier ſehr dik „unter einander. Ich köñte jene geleſen haben, „weñ dieſe ihnen nicht ſo nahe wären.“ Herr Thomſon antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blaſted eye?
Damnation worſe than thine, if worſe can be,
Is all I aſk, and all I want from thee.

d. i. „Warum ſieheſt du nicht überall Fehler, eh„renrühriger Mitchell? Warum entdekt ſich deinem „verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch „eine ungerechtere Verdammung, weñ es eine „ungerechtere gibt, iſt alles, was ich von dir „verlange, und alles, was ich von dir erwarte.“ Auf die Vorſtellung, die ein Freund dem Herrn Thomſon that, daß man den Ausdruk: blasted eye, (verdorbenes Auge,) für eine perſönliche Anzüglichkeit annehmen köñte, weil Herr Mitchell wirklich dieſes Unglük hatte, änderte er das Beiwort blasted in blasting, (verderbend).

Weil der Winter einen ſo allgemeinen Beifall fand, ſo ward Herr Thomſon, beſonders auf das Anrathen des Herrn Mallet, bewogen, auch die andern drei Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben ſo wohl glükte. Die, welche davon zuerſt an's Licht trat, war der Herbſt; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieſer vier Stüke, als ein beſonderes Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Anſehung des Plans fehlerhaft ſei. Nirgends zeigt ſich ein beſonderer Zwek; die Theile ſind einer dem andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieſes iſt vielleicht ein Fehler, der von einer ſo abwechſelnden Materie untreñbar war. Genug, daß er ſich keiner Unfüglichkeit ſchuldig gemacht, ſondern durchgängig lauter ſolche Scenen geſchildert hat, die jeder Jahrszeit beſonders zukommen.

Was den poetiſchen Ausdruk in den Jahrszeiten anbelangt, ſo iſt dieſer dem Herrn Thomſon gänzlich eigen: er hat eine Menge zuſammengeſezter Worte eingeführt, Neñwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geſchaffen. Man hat ſeine Schreibart als

ſonderbar und ſteif getadelt; und weñ man dieſes auch ſchon nicht gänzlich läugnen kañ, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortreflich wohl ſchiket. Der Gegenſtand, den er malet, ſteht ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinem Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdeken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anderes, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zieraten verſehen iſt? Thomſon iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif, aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart des Herrn Thomſon zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchikt, welches man näher einſehen wird, weñ wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar ſehr, aber doch nicht ſo ſehr, als in andern Gattungen der Dichtkunſt, geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieſer Gedichte hatte unſerm Verfaſſer die Bekañtſchaft verſchiedner Perſonen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabenen Talente berühmt waren. Unter den leztern befand ſich Doctor Rundle, nachheriger Biſchof von Derry, welchem der Geiſt der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorſtrahlet, ſo wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundſchaft des verſtorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufſicht über ſeinen älteſten Sohn anvertraute, welcher ſich eben zu ſeiner Reiſe nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit dieſem jungen Edelmanne hielt er ſich drei Jahre lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel ſeinen Geiſt durch die vortreflichen Denkmäler des Altertums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung, die er zwiſchen dem neuen Italien und dem Begriffe anſtellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall, ſeine Freiheit in drei Theilen zu ſchreiben. Der erſte Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweite Griechenland, und der dritte Britanien. Das ganze Werk iſt an den älteſten Sohn des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734 auf ſeinen Reiſen ſtarb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomſon findet ſich auch eins zum Andenken des Iſaak Newton, von welchem wir nichts mehr ſagen wollen, als dieſes, daß er durch dieſes Stük allein, weñ er auch ſonſt nichts mehr geſchrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728 ſchrieb Herr Thomſon ein Gedicht, welches er Britania nañte. Sein Vorſaz war darin, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieſes Gedicht iſt bei weitem nicht eins von ſeinen beſten.

Auf den Tod ſeines großmüthigen Beförderers, des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomſon zugleich aufrichtig bedauerte, ſchrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfaſſer und dem Andenken des großen Mannes, den er darin geprieſen hatte, Ehre machte. Er genoß, bei Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine ſehr einträgliche Stelle, die ihm dieſer würdige Patriot

als eine Belohnung für die Mühe, den Geiſt ſeines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach ſeinem Tode behielt der Nachfolger deſſelben dieſe Stelle dem Herrn Thomſon vor, und wartete nur darauf, bis dieſer zu ihm kommen, und durch Beobachtungen einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſiz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, ſo daß zulezt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die lezten Werke des Herrn Thomſons gehört ſeine Burg der Trägheit (Castle of Indolence), ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, weñ man behauptet, dieſes einzige Stük zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Stile des Spencer geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Stil des Marots in den Erzählungen und Siñſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit, den Herrn Thomſon auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unſerer Abſicht eine nähere Verwandtſchaft hat: nämlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im Jahre 1730, ungefähr in dem ſechſten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel: Sophonisbe, auf die Bühne, die ſich auf die karthaginienſiſche Geſchichte dieſer Prinzeſſin gründet, welche der bekañte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stük ward von dem Publico ſehr wohl aufgenommen. Die Madame Oldfield that ſich in dem Charakter der Sophonisbe ungemein hervor, welches Herr Thomſon

ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich ſchließe, „ſagt er, muß ich noch bekennen, wie ſehr ich „denjenigen, welche mein Tauerſpiel vorgeſtellt „haben, verbunden bin. Sie haben in der That „mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren laſſen. „Was ich dem Maſiniſſa nur liebenswürdiges und „einnehmendes gegeben hatte, alles dieſes hat Herr „Wilk vollkommen ausgedrükt. Auch die Madame „Oldfield hat ihre Sophonisbe unverbeſſerlich ge- „ſpielt; ſchöner als es der zärtlichſte Eigenſiñ „eines Verfaſſers verlangen, oder ſich einbilden „kañ. Der Reiz, die Würde und die glükliche „Abwechſelung aller ihrer Stellungen und Bewe- „gungen hat den durchgängigſten Beifall erhalten, „und ihn auch mehr als zu wohl verdient.“

Bei der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Herr Thomſon läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die Sophonisbe folgende Zeile ſagen:

„O Sophonisbe, Sophonisbe, o!“

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

„O Jakob Thomſon, Jakob Thomſon, o!“

So ungeſittet es nun auch war, die Vorſtellung durch einen ſo lächerlichen Einfall zu unterbrechen, ſo kañ man doch das falſch pathetiſche dieſer ge- tadelten Zeile nicht läugnen, und ein tragiſcher Dichter muß es ſich zur Warnung dienen laſſen, ja wohl auf ſich Acht zu haben, daß er nicht ſchwülſtig wird, weñ er erhaben ſein will. — Herr Thomſon mußte nothwendig an dem erſten Tage ſeines Trauerſpiels alle die Bewegungen und Beſorgniſſe eines jungen Schriftſtellers empfinden; er hatte ſich daher an einen dunkeln und abgele- genen Ort auf der oberſten Galerie gemacht, wo er die Vorſtellung ungehindert abwarten koñte,

ohne für den Dichter erkañt zu werden. Doch die Natur war viel zu ſtark bei ihm, als daß er ſich hätte enthalten können, die Rollen den Schauſpielern nachzuſagen, und manchmal bei ſich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das geſchehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des großen Gedränges keinen Plaz als auf der Gallerie hatte finden können, als der Verfaſſer entdekt.

Nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren brachte Thomſon ſeine zweite Tragödie, den Agamemnon, zum Vorſchein. Herr Pope gab bei dieſer Gelegenheit einen ſehr merklichen Beweis ſeiner großen Gewogenheit gegen Herrn Thomſon; er ſchrieb ſeinetwegen zwei Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erſte Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. Weil er ſeit langer Zeit in kein Schauſpiel gekommen war, ſo wurde dieſes für ein Zeichen einer ganz beſondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun ſchon an dem Herrn Thomſon ausſezte, daß er in dieſem Trauerſpiele die Handlung allzu ſehr verkürzt habe; daß verſchiedene Theile deſſelben zu lang, und andere ganz und gar überflüſſig wären, weil nicht die Perſon, ſondern der Dichter darin rede; und obſchon die Aufführung ſelbſt erſt in dem Monate April vor ſich ging: ſo ward ſie doch zu verſchiedenenmalen mit Beifall wiederholt.

Einige Kunſtrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in ſeinen Tragödien mehr durch Beſchreibungen als durch thätige Leidenſchaften ausgedrükt werden; daß ſie aber alle einen Überfluß an den ſeltenſten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdruk geſchrieben

ſind. Seine Reden ſind oft zu lang, beſonders für ein engliſches Auditorium, dem ſie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es iſt überhaupt angenehmer für das Ohr, wen̄ die Unterredung öfter gebrochen wird; doch wird die angeſtrengtere Aufmerkſamkeit deſſelben wohl in keinem Stüke des Thomſon beſſer belohnt, als in dem Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzählung, welche Meliſander vor ſeiner Ausſezung auf die wüſte Inſel macht.

Als ich im Schooß der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frei, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermum̄ter Schwarm von des Ägiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kan̄, und die vielleicht Mycene
Jezt beſſer weiß als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sin̄ war ich ſchon die beſtim̄te Speiſe
Der Fiſche, als das Schif vom Ufer ſtieß: die Fluth,
Die brauſend klatſchete, entdekte mir mein Schikſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzu milder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhem Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtim̄t, daß ich von Freund und Feind entfernt,
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſein:
Stum̄ klagt ſich's an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter — Dieſer Schwarm ſezt mich die nächſte Nacht,
Die mir noch ſchreklich iſt, an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſezt. Allein die Menſchenliebe,
Das glaube, iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt,
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchreklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Boot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach. — Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die blos das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.

Bisweilen blies ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſezt' ich mich in Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe, die die Wälder
Bewohnt, und ich weiß nicht, ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir, die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend ſchöner Ton
Betrog mich faſt, als ob ſie meine Noth beſänge;
Ich hört' ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten ſein Geſchenk,
Das er dem Ärmſten gibt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, ſo wekte mich ihr Lied;
Das Auge ſchloß ſich auf; vermiſſend ſuchte es
Den alten Gegenſtand, und fand doch nichts als Wellen,
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grauſen Wald. In einem Augenblik,
Indem ich mich vergaß, entzükte mich das Schreken;
Ich ſchien mir nicht mehr Ich. Doch eben ſo geſchwind
War dieſer Traum vorbei, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth. —

Ich habe mich nicht enthalten können, dieſe Stelle abzuſchreiben; und zwar nach der obgedachten Überſezung. Sie iſt in Göttingen im Jahr 1750 auf ſieben Bogen in Octav an's Licht getreten. Ihren Urheber weiß ich nicht zu nennen. Zwar köñte ich mit einem Vielleicht angezogen kommen; doch dieſes Vielleicht köñte ſehr leicht falſch ſein. Wie man wird gemerkt haben, ſo iſt ſie, gleich dem engliſchen Originale, in reimloſen Verſen abgefaßt. Nur bei der Rolle der Caſſandra iſt eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet dieſe in Reimen, um ſich von den übrigen Perſonen zu unterſcheiden. Der Einfall iſt ſehr glüklich; und er würde gewiß die beſte Wirkung von der Welt thun, weñ wir uns nur Hofnung machen dürften, dieſe Überſezung auf einer deutſchen Bühne aufgeführt zu ſehen. Sie

iſt, überhaupt betrachtet, treu, fließend und ſtark. Ihr Verfaſſer aber geſtehet, daß er die zweite Hand nicht daran habe legen können, ſondern daß er den erſten Entwurf dem Druker ohne Abſchrift habe ausliefern müßen. Dieſem Umſtande alſo müßen wir nothwendig einige kleine Verſehen zuſchreiben, die ich vielleicht ſchwerlich würde gemerkt haben, weñ ich nicht ehemals ſelbſt an einer Verdolmetſchung dieſes Trauerſpiels gearbeitet hätte. Zum Exempel: in der erſten Scene des erſten Aufzuges werden die Worte: given to the beasts a prey, or wilder famine, überſezt: „dich gab ich „den Thieren Preis; ihr wilder Hunger hat längſt „meinen Freund verdauet.“ Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Ägiſthus, aber nicht Klytemneſtra, den Meliſander auf die wüſte Inſel ſezen laſſen; auch nicht, daß der Ausdruk: „der „wilde Hunger der Thiere hat ihn ſchon längſt „verdaut,“ der ſchönſte nicht iſt; ſondern nur dieſes muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf beasts gehet, und daß der Dichter die Klytemneſtra eigentlich ſagen läßt: „entweder die „Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müßen.“ Auch gewiſſe kleine Zuſäze würde der Verfaſſer hoffentlich ausgeſtrichen und einige undeutſche, wenigſtens nicht allen verſtändliche Worte mit gewöhnlichern vertauſcht haben, weñ ihm eine Überſehung ſeiner Arbeit wäre vergöñt geweſen. Zum Exempel, am Ende des zweiten Auftritts im erſten Aufzuge, gibt er die Worte: and as a Greek rejoic'd me, ſehr gut und poetiſch, durch: „es ſchwoll mein treu und griechiſch Herz;“ allein der Anhang, den er dazu macht: „und „drohete dem überwundnen Troja,“ taugt gar nichts. Der Engländer ſchildert ſeine Perſon als einen Mañ, der ſich über die Siege ſeines Vater-

landes erfreut; der Überſezer aber bildet ihn durch den beigefügten Zug als einen Poltron. Deñ was kañ das für eine Tapferkeit ſein, einer überwundnen Stadt zu drohen? — Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. — Doch ich bekenne es nochmals, alles dieſes ſind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen ſollen. Wo das Meiſte glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Fleken nicht beleidiget. Wollen wir ekeler ſein, als Horaz?

Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahre 1736 bot Herr Thomſon der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel: Edward und Eleonora, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekañt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein Tancred und Sigismunda aufgeführt, welches Stük glüklicher ausfiel, als alle andere Stüke des Thomſons, und noch jezt geſpielet wird. Die Anlage dazu iſt von einer Begebenheit in dem bekañten Roman Gil Blas geborgt. Die Fabel iſt ungemein anmuthig; der Charaktere ſind wenige, aber ſie werden alle ſehr wirkſam vorgeſtellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit ſich ſelbſt ſtreitend, als gezwungen und unnatürlich, getadelt.

Auf Befehl Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Wallis, verfertigte Herr Thomſon, gemeinſchaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweimal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomſon ward dieſes Stük von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751 wieder auf die Bühne gebracht.

Die lezte Tragödie des Herrn Thomſon iſt ſein Coriolanus, welcher erſt nach ſeinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfaſſer davon zukommenden Einkünfte wurden ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geiſtlichen daſelbſt, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburg verheirathet iſt. Dieſes Trauerſpiel, welches unter allen Trauerſpielen des Thomſon, ohne Zweifel, das am wenigſten vollkomne iſt, ward zuerſt dem Herrn Garrik angeboten, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George Lyttleton verfertigt worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen ſehr glüklichen Eindruk auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein beſondrer Freund des Herrn Thomſon geweſen; und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floßen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel I am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

d. i. „Er liebte ſeine Freunde — verzeiht den „herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier „bin ich kein Schauſpieler mehr — Er liebte „ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des „Herzens, ſo rein von allem Eigennuze, ſo fern „von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen

„Freiheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es „mit Worten nicht auszudrüken iſt. Unſre Thränen „mögen davon ſprechen!“ Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glüklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblike, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſei. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung und alles das Übrige war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunſt ſein konte; die Natur mußte dabei das Beſte thun.

Auch der Epilog, welcher von dem Herrn Weffington mit auſſerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Überlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſei, verſchaften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und für ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Deñ, wie geſagt, es iſt bei weitem nicht irgend einem von den thomſonſchen Werken an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wañ er aufhören müße; er läßt jeden Charakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo, während dieſer gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein Tancred und Sigismunda muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Charaktere darin nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerlei Art ausdrüken. Kurz, Thomſon war ein geborner maleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzu bekañt iſt, und dem man allzu ſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Ältſtgeborne des Spencers, und er hat es ſelbſt oft

bekañt, daß er das Beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müße, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſei geſezt worden.

Im Auguſt 1748 verlor die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48 Jahre ſeines Alters dahin riß. Vor ſeinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von Amerika verſchaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomſon ward von allen, die ihn kañten, ſehr geliebt. Er war von einer ofnen und edlen Gemüthsart; hing aber dañ und wañ den geſellſchaftlichen Ergözungen allzu ſehr nach: ein Fehler, von welchem ſelten ein Mañ von Genie frei zu ſein pfleget. Sein äuſſerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend; es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkeñtlich zu ſein bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekañtſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bei verſchiedenen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm gegentheils, weñ dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortreflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft, als lehrreich ſeine Muſe war: deñ von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenge, welcher ſich von allem, was unan-

ſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prolog ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. „Seine keuſche Muſe brauchte ihre himliſche Leier zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen."

Leben

des

Philip Nericault Deſtouches.

---

1 7 5 4.

Leben
des
Philip Nericault Destouches.

Der nur vor Kurzem erfolgte Tod dieſes berühmten komiſchen Dichters hat die Vorſtellung ſeiner Vollkommenheiten bei mir ſo lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kañ, in dieſer Bibliothek ſeiner unter allen Franzoſen am erſten zu gedenken. Für jezt will ich nur einige hiſtoriſche Umſtände ſeines Lebens mittheilen, und die nähere Bekañtmachung ſeiner Werke, deren vornehmſte ich mit allem Fleiß zergliedern werde, auf die nächſte Fortſezung verſparen.

Philip Nericault Destouches, Herr von Fortoiſeau, von Voſves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schloſſes Melun, und eins von den vierzig Gliedern der franzöſiſchen Akademie, war im Jahr 1680 geboren. In ſeinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligem Generallieutenant der franzöſiſchen Armeen, und Gouverneur von Hüningen, in deſſen Dienſten und unter deſſen Aufſicht er ſich ganzer ſieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geſchikt machte. Dieſer Herr hatte ſich ehedem nicht nur im Felde einen großen Ruhm und das Vertrauen des Türenne erworben, ſondern war auch königlicher Abgeſandter bei den ſchweizeriſchen Cantons geweſen. Er beſaß ſehr beſondere Verdienſte, und wußte zwei ganz entgegengeſezte Eigenſchaften, die Klugheit nämlich und das Phlegma eines Staatsmañs mit der Kühnheit und Thä-

tigkeit eines Soldaten, zu verbinden. Der junge Destouches befand ſich noch in dem Hauſe des Marquis, als er ſeine erſte Komödie an's Licht ſtellte. Es war dieſes der unverſchämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Verſen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beifall gefunden, und er glaubte verbunden zu ſein, ſie ſeinem Wohlthäter zuzueignen; ja, weñ er in dieſer Zueignungsſchrift nicht ſowohl die Sprache der Schmeichelei als der Wahrheit geredet hat, ſo war er es auch in der That. Er und ſeine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, ſich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beigebracht; unter ihm hatte er ſeinen Geiſt gebildet und ſein Herz gebeſſert; ja von ihm hatte er ſogar manche vortrefliche Einſicht in die Kunſt, in welcher er ſich zu zeigen anfing, erlangt. So viel iſt gewiß, daß unſer Dichter ſchon in ſeinem erſten Stüke eine beſondere Keñtniß der großen Welt und der Art, durch welche ſich das Lächerliche derſelben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterſcheidet, zeigte, und überall diejenige Anſtändigkeit auch bei Schilderung der Laſter bliken ließ, die faſt nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachſen ſind, natürlich zu ſein ſcheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlaſſen, ward er nach und nach in verſchiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glüklich war. Er unterließ dabei nicht, ein vortrefliches Stük nach dem andern dem Theater zu liefern, und widerlegte durch ſein Beiſpiel auf eine ſehr nachdrükliche Art das Vorurtheil, daß ſich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten ſchike, und beſonders die geringſten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig ſei. Die Belohnungen ſeiner Verdienſte blieben nicht aus.

Im Jahre 1723 machte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in ſeinem höchſten Alter nicht auf, ſich immer neue komiſche Lorbeerkränze zu flechten, und trieb dieſe ſeine gelehrte Beſchäftigung mit dem mühſamſten Fleiſſe. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahre an dramatiſchen Commentariis über alle tragiſche und komiſche, ſowohl alte als neue Dichter, ohne die ſpaniſchen, engliſchen und italiäniſchen auszunehmen. Er machte über jeden derſelben kritiſche Anmerkungen, und der erſte Theil, welcher Verſuche über den Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Plautus und Terenz enthält, iſt bereits vor verſchiedenen Jahren fertig geweſen. In dem andern Theile war er auch ſchon bis auf die beiden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, je mehr er ihn unterſuchte, beſonders in Anſehung der Erfindung und Einrichtung ſeiner Stüke, immer ſchäzbarer, als man ſich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfaſſer dieſes Werk noch vor ſeinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht ſehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kañ über große Meiſter beſſer urtheilen, als wer ſelbſt ein großer Meiſter iſt, und zugleich die edle Beſcheidenheit beſizt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er ſtarb zu Melun, den 5 Julius dieſes Jahres.

Seine dramatiſchen Stüke ſind zu verſchiedenenmalen zuſammen gedrukt worden. Die neueſte Ausgabe davon iſt ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe, und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedrukt iſt. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat ſie dem Herrn Destouches ſelbſt zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne ſeine Erlaubniß alles, was

er von ſeiner Arbeit auftreiben können, zuſammen gedrukt und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube, eine Zueignungsſchrift iſt in ſolchen Fällen die geringſte Genugthuung, die der gewiñſüchtige Buchhändler dem beſchämten Verfaſſer kañ widerfahren laſſen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieſer Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollſtändigkeit zu Nuze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erſte Theil enthält ſechs Stüke. Das erſte iſt der unverſchämte Neugierige, deſſen ich ſchon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgeſezt hat, iſt erſt lange nach der Zeit dazu gekommen, und iſt auf die Feierlichkeit gerichtet, bei welcher er von einer Geſellſchaft Freunde auf dem Lande vorgeſtellet ward. Das zweite Stük iſt der Undankbare (l'Ingrat), in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes folgte in der That gleich auf das erſte, wie deñ überhaupt alle folgende Stüke nach der Zeitrechnung geordnet ſind. Das dritte Stük iſt der Unentſchlüſſige (l'Irresolu), auch in Verſen und fünf Aufzügen. Der Verfaſſer hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz, in welcher unſer Destouches geboren war, erhalten hatte. Das vierte Stük iſt der Verläumder (le Médisant), gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stük iſt nur in einem Aufzuge, in Proſa, und heißt: Die dreifache Heirath (le triple Mariage.) Das ſechſte Stük iſt auch nur in einem Aufzuge, aber in Verſen, und führt den Titel: Die ſchöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle Orgueilleuse, ou l'Enfant gaté.)

Der zweite Theil beſtehet aus fünf Stüken. Erſtlich, aus dem unvermutheten Hinderniß,

oder dem Hinderniß ohne Hinderniß (l'Obstacle imprévu, ou l'Obstacle sans Obstacle), einem Luſtſpiele in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes Stük iſt dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich, zugeeignet. Zweitens aus dem Verſchwender, oder der ehrlichen Betrügerin (le Dissipateur ou l'honnête Friponne), in Verſen und fünf Aufzügen. Drittens, aus dem Ruhmredigen (le Glorieux), auch in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes iſt ohne Zweifel dasjenige Stük, welches dem Herrn Destouches den meiſten Beifall erworben hat. Er iſt ſo beſcheiden, einen großen Theil dieſes Beifalls den Schauſpielern zuzuſchreiben, welche ſich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glüklich iſt der dramatiſche Dichter, der ſich eines ſolchen Schikſals rühmen kaũ, und dem nicht das Herz brechen darf, ſeine Arbeit durch Eigenſiñ und Unwiſſenheit verhunzt zu ſehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Lykanders darin gemacht, und ſich als der unglükliche Vater des Grafen Tufiere und der Liſette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuſchauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgeſtellt, und ſeinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloße Art, ſich auf der Bühne zu zeigen, auszudrüken gewußt. Solche Leute können auch das ſchlechteſte Stük aufrecht erhalten; doch ſollten nur diejenigen Verfaſſer das Vorrecht haben, ſie für ihre Geburten zu finden, die auch die ſchlechteſten Schauſpieler nicht ſo vorſtellen können, daß ſie nicht noch immer Schönheiten genug behalten ſollten. — Das vierte Stük in dieſem Theile ſind die verliebten Philoſophen (les Philosophes amoureux), gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen; und das ſechſte Stük

iſt der poetiſche Dorfjunker (le Poëte Campagnard.) Dieſes leztere hat einen beſondern Prolog, welcher der Triumph des Herbſtes (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauſpiele und einige Kleinigkeiten. Das erſte Stük iſt das Geſpenſt mit der Trommel (le Tambour nocturne), in Proſa und fünf Aufzügen. Es iſt eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, ſondern eine Nachahmung eines engliſchen Stükes des Herrn Addiſon, welches in ſeiner Sprache the Drummer heißt, und auch in Deutſchland bekañt genug iſt. Unſer Dichter war in England geweſen, und hatte Herrn Addiſon perſönlich kennen lernen. Er gibt ihm das Zeugniß, daß er unter allen ſchönen Geiſtern ſeiner Nation die wenigſte Entfernung für das franzöſiſche Theater gehabt habe, und mit den regelloſen Unanſtändigkeiten der engliſchen Bühne gar nicht zufrieden geweſen ſei. Er hatte auch ſeinen Drummer in keiner andern Abſicht geſchrieben, als ſeinen Lañdsleuten zu zeigen, daß ſich Regeln und Wiz, Anſtändigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt ſein Stük noch allzu viel engliſches, als daß es ohne Veränderungen auf dem franzöſiſchen Theater hätte gefallen können. Dieſe nun machte Herr Destouches mit aller möglichen Geſchiklichkeit; und weñ er die ſtolze Treuloſigkeit der englichen Schriftſteller, beſonders Drydens, hätte nachahmen wollen: ſo hätte er recht wohl das ganze Schauſpiel für ſein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den engliſchen Urheber ſchimpfen können. — Der verheirathete Philoſoph (le Philosophe marié) iſt das zweite Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand

ungemeinen Beifall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretär Grafen von Morville zu. Das dritte Stük iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stük gefällt hatten. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug, und heißt der Neidiſche (l'Envieux.) Der Kürze ungeachtet, iſt der Charakter darin vortreflich ausgedrükt. — — Das vierte Stük neñt der Verfaſſer eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeizige und die Unbeſonnene (l'Ambitieux et l'Indiscrète.) Er hat ihm deßwegen den Namen eines bloßen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darin von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bei Hofe hat annehmen müßen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für eine Entwiklung ihrer Charaktere ſezen. Es iſt ein Prolog bei dem Ehrgeizigen, der die innere Einrichtung des Stüks betrift, und worin verſchiedene Perſonen aufgeführt werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die abgenuzte Liebe (l'Amour usé), ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stüke ging es dem Verfaſſer ein wenig unglüklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bei der erſten Vorſtellung um allen Beifall. Er beklagte ſich deßwegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedrukt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihn, daß eine fünf und dreiſſigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — Auſſer dieſen fünf Stüken findet man in dem dritten Theile noch drei kleine Divertiſſements, welche aber durch-

aus nichts ſagen wollen, und beinahe ihres Verfaſſers unwerth wären, weñ ſie vielleicht nicht in dem Cirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drei ganze Stüke. Das erſte iſt der Sonderling (l'Homme singulier), ein Luſtſpiel in Verſen und fünf Aufzügen. Es iſt eher gedrukt als aufgeführt worden. Der Verfaſſer bezeigt eine beſondre Liebe für daſſelbe, und ſchmeichelt ſich ſelbſt, daß man nicht allein das hohe Komiſche und die lebhafte und mäñliche Moral, welche ſeinen übrigen Stüken ſo vielen Beifall erworben, ſondern auch einen ziemlich neuen und ſehr lehrreichen Charakter darin antreffen werde. Das zweite Stük iſt die Stärke des Naturells (la Force du Naturel) ebenfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Man iſt mit dem Inhalte dieſes Luſtſpiels nicht zufrieden geweſen, und kañ es auch gewiſſermaßen nicht wohl ſein, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es iſt gleich das Gegenſpiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigſtens in dieſem Stüke ein beſſerer Kenner der Natur, als der alte Destouches geweſen iſt. Das dritte Stük endlich heißt: le jeune homme à l'Epreuve, der junge Menſch, der die Probe aushält; es iſt in Proſa und in fünf Aufzügen. Weñ auch dieſes gleich die Frucht des Alters iſt, ſo iſt es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftſtellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils beſteht aus den erſten Auftritten verſchiedener Luſtſpiele, die der Verfaſſer ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er ſie gleich für nichts, als für bloße

Entwürfe ausgibt, die er für einen jungen Chevalier von B., der ſich in der komiſchen Dichtkunſt üben wollen, gemacht habe. Die vornehmſten davon ſind Anfangsſcenen zu einem Luſtſpiele, welches der liebenswürdige Alte heiſſen ſollen; deßgleichen zu einem über den Charakter des Rachſüchtigen. Auch iſt der Anfang zu einem Luſtſpiele Protheus da, worin der Dichter einen Betrüger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig iſt. Wird wohl jemand ſo kühn ſein, und dasjenige auszuführen wagen, was ein ſolcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in dieſem vierten Theile eine Samlung von hundert und drei und ſiebzig Sinſchriften, und ein poetiſches Schreiben an den König, über ſeine Geneſung. Nur die Lieder des Herrn Destouches, deren er verſchiedene und gewiß ſehr artige gemacht hat, vermiſſe ich in dieſer ganzen Samlung ſeiner Werke. Sie iſt übrigens noch mit dem in Kupfer geſtochenen Bilde unſeres Dichters geziert, von welchem der Verleger verſichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weiß nicht, ob es ähnlicher iſt als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemälde eines Largilliere geſtochen hat; ſo viel weiß ich, daß dieſes von beſſerm Geſchmak iſt.

[illegible] gedacht, die er für einen jungen [illegible] [illegible] der [illegible] in der [illegible] Dich- [illegible] gemacht habe. [illegible] [illegible] in einem [illegible] [illegible] in einem über den [illegible] [illegible] einem [illegible], worin der Dichter [illegible] werden, der jenen [illegible] ist. Wird wohl jemand [illegible] und [illegible] auszuführen wagen, [illegible] Dichter [illegible] hat? [illegible] findet man in dessen vierten Theile eine [illegible] von [illegible] und [illegible] und [illegible] [illegible] und ein [illegible] an den [illegible] über seine [illegible]. Nur die [illegible] des [illegible], deren er [illegible] und gewiß sehr [illegible] gemacht hat, vermisse ich in dieser [illegible] Sammlung seiner Werke. Sie ist übrigens noch mit dem [illegible] Bilde unseres Dichters geziert, von welchem der Verleger versichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. [illegible] nicht, ob es ähnlicher ist als das, welches [illegible] bereits 1810 nach dem Gemälde eines [illegible] geliefert hat; so viel weiß ich, daß [illegible] Bildniß ist.

Geſchichte

der

engliſchen Schaubühne.

1758.

Geſchichte
der
engliſchen Schaubühne.

Ich will hier blos die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und blos in der Abſicht, damit der Leſer ungefähr wiſſe, wohin er die einzelnen Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, weñ ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſezt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volkes angeben kañ. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs II. geſchrieben, und unter der Regierung König Richards I. im Jahre 1191 geſtorben iſt, [1]) hat nämlich in ſeiner Descriptio nobilissimae Civitatis Londoniae folgende Stelle: Londonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repraesentationes miraculorum, quae sancti confessores operati sunt, seu repraesentationes passionum, quibus claruit constantia Martyrum, d. i. „London „hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit

1) Das jöcherſche Gelehrtenlexikon ſagt von ihm: „er lebte 1190 unter dem Könige von England „Richardo I.“ Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

„edlere Spiele, in welchen die Wunder der hei„ligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer „vorgeſtellt werden.“ Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet (deñ er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen): ſo kañ man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers ſezen.[1])

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären deñ die Italiäner, weñ man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kañ auch dieſer kein ſo altes ausdrükliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen.[2]) Wie er deñ die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters añimt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorſtellungen bloßer Wunderwerke und Leidensgeſchichten nicht lange nach dem Geſchmake des engliſchen Pöbels waren. Wenigſtens findet man ungefähr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit luſtigern Vorſtellungen zu unterhalten geſucht hat. Deñ unter der Regierung Königs Eduard III. ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine ge-

1) Dodsley in der Vorrede zu ſeiner Select Colection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden herausgegeben.

2) Ludewig Riccoboni in ſeinen Réflexions historiques et critiques sur les différens Théatres de l’Europe p. 4 — 14.

wiſſe Geſellſchaft von Leuten, Vagrants genañt, welche durch ganz London Maskeraden angeſtellt, aus der Stadt gepeitſcht werden ſollten, weil ſie in den Trinkhäuſern, und an andern Orten, wo ſich das Volk verſammelt, ärgerliche Dinge geſpielt.[1]) Worin dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kañ man nicht ſagen.[2]) Sie mögen aber beſtanden haben, worin ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe Vagrants die erſten wah-

1) Weñ Riccoboni (in dem angezognen Werke, Seite 118) dieſer Parlamentsacte, als der älteſten Spur des engliſchen Theaters, gedenkt; ſo drükt er ſich folgendermaßen aus: Sous le règne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 et finit en 1038, il est rapporté, dans un livre imprimé à Londres, (S t a t u t e s a t l a r g e e t c.) que ce saint Roi ordonna par un Arrêt du Parlement, q u 'u n e A s s e m b l é e e t c. Kañ man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard III. regirte von 1327 bis 1376; und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regiret, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

2) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpielern nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genañt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebärden und Poſſen machten. Es finden ſich dergleichen Mummers noch bis jezt in England; in dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren ſie ſo gemein, und hielten das Volk ſo ſehr von ſeinen Geſchäften ab, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich wurden. Deñ da ſie beſtändig verkleidet und maskirt einhergingen, ſo waren ſie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit ſo arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung König Heinrichs VIII. (1512), eine Parlamentsacte wider dieſe Mummers gemacht wurde, durch welche

ren engliſchen Komödianten waren; deñ ſie verlieſſen das abergläubiſche Zeug, und gaben ſich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbſten Satyre, und mit der plumpſten Nachahmung der allerärgerlichſten Sitten, die nichts weniger als beſſern kañ; doch dieſes koñte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders ſein, und man hätte ſie ſogleich nicht ſo wohl ganz unterdrüken, als nur einſchränken ſollen.

Nach einer ſo ſcharfen Ahndung aber mußte ſich alles, was einem Schauſpiele ähnlich ſah, auf's neue unter dem Mantel der Religion verbergen, und man ſah wieder nichts als Mysteries vorſtellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusſchule dem König Richard II. eine Bittſchrift, und baten darin: „daß gewiſſen unerfahrnen Leuten Einhalt geſchehen möchte, welche „ſich unterfangen hätten, die Geſchichte des alten „Teſtaments vorzuſtellen; weil es zu der Kläger „Nachtheil geſchehe, als welche ſich in große Koſten geſezt, um dieſelben zur Weihnachtzeit öffentlich zu ſpielen.“ Hieraus ſieht man, daß die Collegen der St. Paulusſchule damals ſchon gewiſſermaßen im Beſiz waren, dergleichen Myſterien aufzuführen, und daß ſie es für Geld thaten. Weñ man alſo auch nur dieſen Zeitpunkt als den erſten des engliſchen Theaters annehmen wollte, ſo würde man es doch noch für älter als das franzöſiſche erkennen müßen; deñ es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüder der Paſſion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

auf jede Maske, die verkauft, oder in einem Hauſe gefunden werden würde, eine Geldſtrafe von 20 Schillings (beinahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

Unter der Regierung Heinrichs IV. und zwar in dem eilften Jahre derſelben (1409), wurde von den londonſchen Kirchendienern (Parish-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bei welchem der größte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war. [1] Von Erſchaffung der Welt kan̄ es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher, [2] daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſei, von welchem in der cottonianiſchen Bibliothek noch bis jezt eine Handſchrift aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedrukten Bücherverzeichniſſe derſelben S. 113. unter folgender Aufſchrift: *Schauſpiele in altem engliſchen Silbenmaße.* h. e. Dramata sacra, in quibus exhibentur historiae veteris et novi Testamenti, introductis quasi in scenam personis illic memoratis, quas secum invicem colloquentes pro ingenio fingit poëta. Videntur olim coram populo, sive ad placendum, a fratribus mendicantibus repraesentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens dreihundert Jahre alt zu ſein. Es fängt mit einem allgemeinen Prolog an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtehenden Pageants, d. i. von ſo viel verſchiedenen Acten oder Aufzügen, kürzlich erzählt wird. Sie ſtellen die Geſchichte beider Teſtamente, von Erſchaffung der Welt bis auf die Erwählung des heiligen Matthias zum Apoſtel vor. Die Begebenheiten des neuen Teſtaments, z. E.

1) Stow's Survey of London.

2) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sam̄lung beigefügt, und der bei Gelegenheit der collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

die Verkündigung, die Geburt, die Heimſuchung ꝛc. ſind am weitläuftigſten ausgeführt; vor allen aber iſt die Paſſion, die Auferſtehung, die Himmelfahrt und die Erwählung des heiligen Matthias ſehr umſtändlich mitgenommen. „Der Stil, ſagt ein „engliſcher Schriftſteller,[1]) in welchem alle dieſe „Dinge vorgetragen werden, ſcheint jezt ſehr ge„mein, und weit unter der Würde des Inhals zu „ſein. Doch der damalige Geſchmak war ſo ekel „noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren „ſehr leicht einzunehmen, daß ſie von allem auf „das beſte und liebreichſte urtheilten."

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorſtellungen hatte, daß auch die Provinzen damit verſehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und ſchändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs IV. in welcher gewiſſer Wastors, Master-Rimours, Minstrels (Spielleute) und andrer Vagabunden, die ſich in die Landſchaft Wales eingeſchlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von dieſem Geſindel ferner vergöñt ſein ſoll, Commoiths und Verſamlungen daſelbſt anzuſtellen. Man kañ nicht ſagen, was dieſe Master-Rimours, die der Landſchaft Wales insbeſondere ſo beſchwerlich ſielen, eigentlich für Leute geweſen ſind; eben ſo ſchwer iſt es auch zu beſtimmen, was man ſich für einen Begrif von ihren angeſtellten Commoiths zu machen habe. Die Grafſchaften in Wales[2]) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein ſolcher Bezirk wird auf Waliſch

1) Der Verfaſſer des angezogenen Dialogue etc. S. 20.

2) So wie die Grafſchaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genañt werden.

ein Cantred genañt; und ein Bezirk, der ungefähr die Hälfte davon, d. i. funfzig Dörfer, enthält, wird ein Commoith genañt. Die Master-Rimours bedienten ſich alſo vielleicht dieſes Worts, weñ ſie einen Plaz beſtimt hatten, wo ſie ſpielen wollten, und zehn oder zwölf (engliſche) Meilen in der Runde (als in welchem Bezirke ungefähr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieſes gewöhnlich geweſen, iſt aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben worden, zu erſehen. Weñ der Verfaſſer von den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volkes ſpricht, ſagt er unter andern: „Das Guary-Miracle, welches „auf Engliſch ſo viel als Miracle-Play, Wunder„ſpiel, bedeutet, iſt eine Art eines Schauſpiels, „welches von einer Geſchichte aus der heiligen „Schrift handelt, und auf Cornwaliſch geſchrie„ben iſt. Zur Aufführung deſſelben erbauen ſie „auf offenem Felde ein Amphitheater, welches „vierzig bis funfzig Fuß lang und breit zu ſein „pflegt. Das Landvolk komt von einigen Meilen „in der Runde dahin, um es zu ſehen und zu „hören; deñ es kommen darin Teufel und vieler„lei ſiñreiche Sprüche vor, daß ſowohl das Auge „als das Ohr ergözt wird." — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Master-Rimours zu Heinrichs IV. Zeiten wohl nicht geweſen ſein, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Myſterien auf dem engliſchen Theater geherſcht, kañ man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrängt wurden, die man Moralities nañte, und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft

hatten. Die Mysteries ſtellten blos eine Geſchichte des alten oder neuen Teſtamentes auf eine abgeſchmakte Weiſe vor; aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral und auch etwas Dichtkunſt, indem öfters die Tugenden und Laſter und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Perſonen darin aufgeführet wurden. 1) In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts fingen ſie auch an, öfters von der Religion zu handeln; deñ die Religion war damals ein Hauptgegenſtand, und es war kein Wunder, weñ eine jede Partei alle Künſte anwendete, um ihren Säzen Eingang zu verſchaffen. Weñ die Moralities noch jezt in England gewöhnlich wären, ſo würden ſie eben ſo fleißig von politiſchen Sachen handeln. Doch dauerten dieſe theologiſch = polemiſchen Schauſpiele eben nicht lange; deñ in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigſten Jahre der Regierung Heinrichs VIII. zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, iſt eine Clauſel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauſpielern verboten wird, in ihren Geſängen oder Stüken das geringſte vorzutragen, was der einmal feſtgeſezten Lehre nachtheilig ſein köñte. Eine von dieſen Moralities, unter dem Titel: New Custum etc. 2) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdeſſen doch wieder auf

1) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel: all for Money, alles für Geld, ſind unter den auftretenden Perſonen auch folgende: Die Gottesgelahrtheit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die göttliche Ermahnung, die gottloſe Hülfe, die Gelehrſamkeit mit Geld, die Gelehrſamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrſamkeit, weder Geld noch Gelehrſamkeit ꝛc.

2) Dodsley hat ſie dem erſten Bande ſeiner Samlung einverleibt.

das Theater gebracht; nämlich unter der Regierung der Königin Eliſabeth, als ſie die reformirte Religion wieder herſtellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stüke, ob ſie gleich einem Geſpräche ähnlicher ſahen als einem Drama, und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfaſſern dieſer Interludes iſt John Heywood einer der vornehmſten. Er ward zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in London geboren und ſtudirte zu Oxford. Die Strenge des akademiſchen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab ſich alſo wieder in ſeine Vaterſtadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundſchaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling König Heinrichs VIII. zu werden, der ihn wegen ſeines muntern Kopfes und ſeiner luſtigen Einfälle ſchäzte. Unter ſeinen Interludes findet ſich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A marry Play between the Pardoner ang the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und iſt im Jahre 1533 gedrukt.[1]) Allein er muß nach der Zeit wieder ein ſehr eifriger Papiſt geworden ſein; deñ er ſtand nicht allein bei der Königin Maria in großen Gnaden, ſondern verließ auch ſogar, nach ihrem Tode, ſein Vaterland, weil er wohl ſah, daß die proteſtantiſche Partei, unter Begünſtigung der Königin Eliſabeth, nunmehr die Oberhand bekommen würde. Er wandte ſich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 ſtarb. Er war ein guter Muſikus, und hat auſſer ſeinen Interludes auch noch eine große Menge Epigrammata geſchrieben, die aber nicht viel werth ſind.

1) Man ſehe den angeführten Dialogue etc. S. 30.

Und nun kommen wir endlich auf das erſte engliſche Stük, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville nachher Baron von Buckhurſt und endlich Graf von Dorſet, Groſchazmeiſter von England unter der Regierung der Königin Eliſabeth und König Jakobs I. war der Verfaſſer deſſelben. Dieſer Herr war in ſeiner Jugend der gröſte Dichter ſeines Landes, ſo wie er in ſeinen mäñlichen Jahren der gröſte Staatsmañ deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 geboren, ſtudirte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſer Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondere zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein ausländiſches Muſter ſei ermuntert worden. Sie ward den 16 Jänner 1561 zum erſtenmal, in Gegenwart der Königin Eliſabeth, aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen. Sie ward nicht ſogleich gedrukt; während der Zeit aber, da ſich der Verfaſſer auf Reiſen befand, machte ſich ein Buchhändler ſeine Abweſenheit zu Nuze, und gab ſie 1565 zu London in Octav ſehr fehlerhaft heraus. Nach ſeiner Zurükkunft beſorgte er ſelbſt eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stük Gorboduc nañte. „Gorboduc, König von England, theilte ſein Reich, noch bei Lebzeiten, unter „ſeine Söhne Ferrex und Porrex. Dieſe Söhne geriethen in Streit; der ältere bringt den „jüngern um; die Mutter, welche den Ermordeten vorzüglich liebte, tödet den Mörder; der „König ermordet darauf die Königin; und damit das „Theater ja gänzlich rein werde, ſo erregt das „Volk einen Aufſtand, und ſchaft auch den alten

„Gorboduc aus der Welt, ꝛc.“ — Dieſes iſt die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergoſſen. Die mechaniſchen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, ſind ſchlecht beobachtet; deñ der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite deſto gröſsere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Stils, die leichte Harmonie des Silbenmaßes, ertheilen ſeinem Stüke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie ſo weſentlich iſt, und doch von faſt allen nachfolgenden engliſchen Trauerſpieldichtern entweder ſo wenig verſtanden, oder ſo ſehr vernachläßiget worden. Selbſt Pope machte ſehr viel aus dieſem erſten tragiſchen Verſuche ſeiner Landsleute, und ſeiner Vorſorge hat man die neueſte [1]) Ausgabe deſſelben zu verdanken, die zu London 1739 in Octav mit dem Leben Mylord Buckhurſts, von Joſeph Spence, erſchienen iſt. Dieſe Ausgabe war höchſt nöthig; deñ das Stük war ſo vergeſſen worden, und ſo wenigen mehr bekañt, daß es ſelbſt Dryden nicht muß geſehen haben, weil er es die Tragödie von der Königin Gorboduc neñt, und vorgibt, daß ſie in gereimten Verſen abgefaßt ſei, welches ſie doch nicht iſt. [2]) Ich will mich jezt nicht länger dabei aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unſerm Lord Buckhurſt gehört, daß aber die erſten drei Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben ſoll.

Ungefähr in ebendaſſelbe Jahr 1561 fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Na-

1) Auſſer daß es Dodsley auch nachher im zweiten Bande ſeiner Sam̃lung abdruken laſſen.

2) In der Zueignungsſchrift vor ſeinen Rival - Ladies.

mens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkañt wird. Sie führt auf einer der älteſten Ausgaben, auf der von 1661 nämlich, den Titel: Gammer Gurton's Needle, a right pithy pleasant and merry Comedy; und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. S — Master of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet worden. Der Inhalt iſt ungefähr dieſer: „Die Frau „Gammer Gurton, als ſie ihres Bedienten Hodge „Beinkleider ausgebeſſert, hat ihre Nadel dabei „verloren, und ihre Nachbarin Dame Chot fällt „bei ihr in den Verdacht, als ob ſie ihr dieſe Nadel „entwendet habe. Sie läßt ſie ſogar durch den „Pfarrer des Ortes von ihr wieder abfordern, und „bei einem Haare wäre ein greulicher Zank darüber „entſtanden. Doch Hodge findet die Nadel noch zu „rechter Zeit in ſeinen Beinkleidern, und macht „der Komödie dadurch ein Ende." — Wie viel komiſches in ſo einem Stüke ſein könne, und von welcher Gattung es ſein müße, kañ man gar leicht von ſelbſt abnehmen. Dodsley hat es dem erſten Bande ſeiner Samlung alter Luſtſpiele (S. 123 u. folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzuſezen, daß es in langen daktyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7 Mai 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stük auf der engliſchen Bühne geſehen, nämlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführt ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni [1]) allzu wohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stüke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung, die er darüber macht, unrichtig: „daß

1) In dem angezogenen Werke, S. 121.

„ man folglich den Engländern das Vorrecht laſſen „ müße, ihr Theater mit einem guten weltlichen „ Stüke angefangen zu haben, da alle andere euro= „ päiſche Nationen das ihrige mit höchſt elenden „ Poſſenſpielen angefangen hätten.“ Die Interludes, deren wir in dem Vorhergehenden gedacht haben, ſind der wahre Anfang der eigentlichen engliſchen Komödie, und nichts beſſeres als Poſſenſpiele ge= weſen.

Die Bahn war alſo in beiden Arten des Dra= ma gebrochen, und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erwekt wird, zeigte ſich bei mehr als einem der damaligen ſchönen Geiſter wirkſam. Ich will einige der vornehmſten nam= haft machen.

Richard Edwards, war zu ſeiner Zeit als ein guter Muſikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und ſtudirte gegen 1547 zu Oxford in dem Chriſtchurch=Collegio. Zu Anfange der Regie= rung der Königin Eliſabeth ward er ein Mitglied ihrer Kapelle, und Aufſeher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwei Luſtſpiele, wovon das eine den Titel führt: Damon und Pythias, und von Dodsley dem erſten Theile ſeiner Sam̃lung einver= leibt worden. Aus dem Prologus erhellet, daß Ed= wards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Abſichten des Luſtſpiels gehabt hat. Auch ſcheinen ihm die Lehren und Muſter der Alten nicht ganz unbekañt geweſen zu ſein; deñ er ſagt unter an= dern in gedachtem Prologe: weil Könige und an= dre hohe Perſonen in ſeinem Stüke vorkämen, ſo würde er wohl am beſten thun, weñ er es eine Tragikomödie neñte. Dieſer Zug, wie bekañt, iſt von dem Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnt. Das zweite Luſtſpiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In dieſem fand die

Königin Eliſabeth, und die ganze Verſamlung, vor der es aufgeführt ward, nichts luſtiger, als ein Geſchrei von Jagdhunden, welches ſehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landſchaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magiſters der freien Künſte annahm. Er machte ſich ſowohl durch verſchiedene dramatiſche Stüke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekañt. Der Ausdruk in dieſem Roman war auſſerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Alluſionen, Allegorieen, Analogieen. Und ob man ſchon damals weit beſſere Muſter der Sprache aufzuweiſen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spencer waren, ſo fand er doch an dem Hofe der Königin Eliſabeth einen ſo auſſerordentlichen Beifall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht leſen, und ſich nach ſeiner Art nicht ausdrüken koñte, damals eben ſo wenig geachtet ward, als jezt eine, die nicht Franzöſiſch ſpricht. Sechſe von Lillys dramatiſchen Stüken ſind, unter dem Titel der Hofkomödien, verſchiedene Jahre nachher zuſammen gedrukt worden.[1]) Sie heiſſen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Midas; Sappho und Phaon; und Mutter Bambie. Die erſte hat Dodsley dem zweiten Bande ſeiner Samlung einverleibt.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obgedachten John Heywood; gegen 1535 zu London geboren. Er verließ mit ſeinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jeſuiterorden. Vorher,

1) London 1632, in Duodez.

als er noch in Oxford ſtudirte, hatte er einige von den lateiniſchen Trauerſpielen, die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, überſezt; und dieſerwegen gedenke ich hier ſeiner. Den raſenden Hercules nämlich, die Trojanerinen und den Thyeſt. In den Trojanerinen hat er verſchiedene Veränderungen und Zuſäze angebracht. Die Zuſäze beſtehen in einigen und ſechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem erſten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweiten Aufzuges, in welcher er den Geiſt des Achilles erſcheinen und ihn die Opferung der Polixena verlangen läßt; deßgleichen in drei Strophen, zu dem Chore nach dem zweiten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urſchrift faſt aus lauter Namen fremder Gegenden beſteht, und an deſſen Statt er einen für ſeine Leſer verſtändlichern eingeſchoben hat. — Er ſtarb 1598 zu Neapolis.

Wie die Stüke dieſer und der übrigen zeitverwandten Dichter beſchaffen geweſen, kañ man aus folgender Stelle des Ritters Philip Sidney erſehen. „Unſere Trauerſpiele und Luſtſpiele, ſagt er „in ſeiner Vertheidigung der Dichtkunſt, „beobachten weder die Regeln des Wohlſtandes, „noch der Dichtkunſt. Die eine Seite des Theaters iſt Aſien und die andere Afrika; und dazwiſchen liegen noch ſo viele Königreiche, daß jeder „auftretende Schauſpieler es ſein erſtes Wort muß „ſein laſſen, uns zu ſagen, wer und wo er ſei, „weil man ſeine Rede ſonſt unmöglich würde verſtehen können. Mit einemmal kommen drei „Frauenzimmer, welche Blumen ſuchen, und „wir müßen glauben, daß das Theater einen Garten vorſtelle. Nebenher hören wir, daß ein „Schif auf ebendemſelben Plaze verunglükt ſei:

„und nun muß das Theater ein Ufer oder ein „Fels ſein. Gleich darauf erſcheint in dem Hintertheile der Schaubühne ein entſezliches Ungeheuer, welches Feuer ſpeiet; und das Theater iſt „folglich eine Höhle. Nun kommen geſchwind „ein halb Duzend Kerle mit Schwertern und „Schilden, die ein Kriegesheer vorſtellen, herein „gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater „für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So gehen „unſere Dichter mit dem Orte um; und mit der „Zeit ſind ſie noch weit freigebiger. Gewöhnlicher „Weiſe verliebt ſich ein junger Prinz in eine junge „Prinzeſſin; nach mancherlei Unglük und Verwirrung komt die Prinzeſſin in geſegnete Umſtände, und wird zu gehöriger Zeit von einem „geſunden und wohlgeſtalten Knaben entbunden. „Dieſer wird verloren, findet ſich wieder, wird „groß, verliebt ſich, und würde vielleicht ſelbſt „wieder einen jungen Sohn ſehen, weñ nicht „der Vorhang zufiele ꝛc.“

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das engliſche Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakeſpear, Beaumont, Fletcher und Ben Johnſon waren die großen Genies, die es mit unſterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem griechiſchen, für einen Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften das allerintereſſanteſte iſt, und dem Anſehen nach auch bleiben wird.

Von dieſer Zeit an kañ man die Geſchichte des engliſchen Theaters, und die Dichter deſſelben, in drei Perioden und Klaſſen eintheilen.

Die erſte Periode fängt an von Shakeſpear, und geht bis zu der unglüklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle

Schauſpiele verboten. Sie beträgt einige funfzig Jahre.

Die zweite Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Die dritte Periode begreift das jezt laufende Jahrhundert; und wie das Theater deſſelben das neue heiſſen kañ, ſo wird man nicht unrecht die zweite Periode das mittlere, und die erſte das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſein; und von dieſen verlohnt es ſich kaum der Mühe, mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drei wichtigern Perioden will ich für jezt dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ungefähr ſehen kañ, welch eine reiche Ärnte hier auf uns wartet.

Erſte Periode,
oder
das alte engliſche Theater.

---

1. William Shakeſpear; geboren 1564 zu Stratford in der Grafſchaft Warwik. Sein erſtes Stük iſt Romeo und Julie von 1597, und die gleich darauf folgenden Richard der

Zweite, und der Dritte. Er ſtarb 1617 im drei und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623 in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind die von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.

2. Francis Beaumont und John Fletcher. Dieſe zwei Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. Beaumont war geboren 1585, und Fletcher 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreiſſigſten Jahre, 1615; und dieſer 1625 an der Peſt.

3. Ben Johnſon; geboren 1574. Sein erſtes dramatiſches Werk, das er druken ließ, war das Luſtſpiel: Every Man in his Humour; zum erſtenmale aufgeführt 1598. Er ſtarb den 16 Auguſt 1637, im drei und ſechzigſten Jahre.

4. Thomas Heywood; lebte unter der Regierung der Königin Eliſabeth und Jakobs I. und war zugleich ein Schauſpieler. Er hat eine ungeheure Menge Stüke gemacht; wie er deñ in der Vorrede zu einem ſagt, daß das gegenwärtige das zweihundert und zwanzigſte ſei, welches aus ſeiner Feder gefloſſen, oder woran er wenigſtens Theil gehabt. Es ſind aber von dieſer großen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von ſeinen Tragödien: A Woman kill'd with kindness, ſtehet in dem vierten Bande der dodsleyſchen Sam̃lung.

5. Chriſtoph Marloe; er ſtudirte zu Cambridge, verließ aber die Univerſität gar bald, und ward ein Schauſpieler, und zwar von eben der Geſellſchaft, von welcher Shakeſpear war. Er war zum Tragiſchen beſonders aufgelegt, und

unter ſeinen ſechs Stüken iſt auch ein Doctor Fauſt. Seine Tragödie: Edward the second, ſtehet in dem zweiten Bande der dodsleyſchen Samlung. Wood legt ihm einen ſehr abſcheulichen Charakter bei, und ſagt, er ſei ein offenbarer Atheiſt geweſen. Von dergleichen Beſchuldigungen gehet meiſtentheils viel ab. Sein Ende war ſehr unglüklich. Er hatte ſich in ein gemeines Mädchen verliebt, bei der er einſt einen Nebenbuhler in Livrei antraf. Er zog ſeinen Dolch, und wollte ihn in der Wuth erſtechen. Doch der Bediente wich dem Stoße aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit ſeinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödlich, und er ſtarb 1593.

6. George Chappmañ; geboren 1578. Er ſtudirte zu Oxford, und kam nachher nach London, wo er mit Shakeſpear, Johnſon, Fletcher ꝛc. Freundſchaft machte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſehr erfahren, und ſeine Überſezung des Homer wird auch noch jezt nicht ganz verachtet. Er hat verſchiedene Trauerſpiele und Komödien geſchrieben. Aus dem Prolog ſeiner Komödie: All Fools, ſieht man, daß zu damaliger Zeit die Standesperſonen und wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſein dünkte, anſtatt in den Logen zu ſizen, mit auf dem Theater ſaßen, wie es noch jezt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wise men, and all the rest Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen Trauerſpielen heißt eines: Alphonsus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkaiſer Richards von Cornwall, blos ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglükliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekañte Geſchichte von der Matrone zu Ephe-

ſus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der dodsleyſchen Samlung. Chappman ſtarb 1655.

7. William Rowley; ſchrieb ſechs dramatiſche Stüke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakeſpear Theil hat. Seine beſte Tragödie iſt: All's is lost by Lust. Eine von ſeinen Komödien: A Match at Mitneight, ſtehet in dem ſechſten Bande der dodsleyſchen Samlung. Er lebte noch unter der Regierung Karls I.

8. John Marſton; ſtudirte zu Oxford; und iſt Verfaſſer von acht dramatiſchen Stüken, die Shakeſpear nach ſeinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt ſein, herausgegeben. Eines davon: The Malcontent, a Tragedy, ſtehet in dem vierten Bande der dodsleyſchen Samlung. Sie iſt dem Ben Johnſon mit vielen Lobſprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; geboren 1562. Er ſchrieb, auſſer ſeiner Geſchichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien und Tragikomödien. Die erſten, namentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach Art der Alten, mit Chören zwiſchen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward, nach dem Tode des großen Spencer, gekrönter Poet bei der Königen Eliſabeth, und ſtarb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jakobs I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit dem Ben Johnſon bekam, berühmter als durch alle ſeine Werke, die in eilf dramatiſchen Stüken, größtentheils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er acht ganz allein, drei in Geſellſchaft mit Webſter, und eines in Geſellſchaft mit Rowley und Ford verfertiget. Unter die erſten acht gehöret The Whore of Babylon, gedrukt zu London 1601 in Quart; worin er, unter erdichteten Namen, die vortreflichen Tugenden der Königin Eli-

ſabeth, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glükliche Entdekung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Deßgleichen: The honest Whore, in zwei Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der dodsleyſchen Samlung zu finden. Unter die Stüke, welche er in Geſellſchaft mit Webſtern geſchrieben, gehöret Wyatt's History. Der Held dieſes Stükes iſt Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin Maria einen Aufſtand erregte, um ihre Vermählung mit Philip von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr, der bei der Königin Eliſabeth in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe Jakobs I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Philip Sidney, und Camdens großer Gönner. Er ſchrieb zwei Trauerſpiele, Alaham und Muſtapha. Das leztere ſtehet in dem zweiten Bande der dodsleyſchen Samlung. Er ward 1628 von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſein glaubte, ermordet.

12. Philip Maſſinger. Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; geboren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640, und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stüken, die er mit Fletcher und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit druken laſſen. Vier davon: The Guardian, a comical History; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerſpiel: The unnaturel Combat, hat Dodsley dem achten Bande ſeiner Samlung einverleibt.

13. Thomas Randolph; geboren 1605. Er ſtudirte zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewunderern Ben Johnſons. Er ſtarb 1634. Von ſeinen dramatiſchen Stüken ſtehet das Luſtſpiel: The Muse's Looking-Glass, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechſten Bande der dodsleyſchen Samlung.

14. William Alexander Graf von Stirling; aus einer vornehmen ſchottiſchen Familie, geboren unter der Regierung der Königin Eliſabeth und während der Minderjährigkeit Jakobs VI. von Schottland. Er ſtand bei dem leztern und deſſen Sohne Karl I. in großen Gnaden, und bediente wichtige Ämter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stüken, die er monarchiſche Trauerſpiele nennet; namentlich die alexandriniſche Tragödie, Cröſus, Darius und Julius Cäſar. Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca, voller Siñſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dañ und wañ ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber iſt der Verfaſſer ſehr unglüklich geweſen; es ſind nämlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie Pibrac in ſeinen Vierverſen, oder Davenant in ſeinem Gondibert, gemacht hat.

15. John Ford; ſchrieb unter der Regierung Karls I. zum Theil in Geſellſchaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſein: 'Tis Pity she is a Whore! Schade, daß ſie eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe ei-

nes Bruders zu ſeiner Schweſter wird darin ein wenig mit allzu lebhaften und reizenden Farben geſchildert.

16. Thomas May; war unter der Regierung der Königin Eliſabeth geboren, und lebte an dem Hofe Karls I. während welcher Zeit er drei Trauerſpiele und zwei Komödien ſchrieb. Die beiden leztern, unter dem Titel: The heir und the old Couple, ſind in dem ſiebenten Bande der dodsleyſchen Sam̃lung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hing, während des bürgerlichen Krieges, dem Parlamente an. Er beſchrieb auch die Geſchichte dieſes Parlaments, worin er alle Galle eines Mißvergnügten ausſchüttete. Er ſtarb 1652.

17. Thomas Goff; geboren gegen das Jahr 1592. Er ſchrieb, als er zu Oxford ſtudirte, verſchiedene Tragödien; wählte aber hernach den geiſtlichen Stand, und ſchrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedrukt worden. Er ſtarb in dem nämlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Karls I. und das rühmlichſte, was man von ihm ſagen kan̄, iſt dieſes, daß er mit Johnſon und Fletcher in Gemeinſchaft gearbeitet, deßgleichen auch mit Maſſinger und Rowley. Seine dramatiſchen Stüke belaufen ſich auf vier und zwanzig, meiſtens Komödien. Eine davon: A mad World, my Maſters! ſtehet in dem fünften Bande der dodsleyſchen Sam̃lung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derſelben.

19. John Suckling; geboren 1613. Sein

Vater war Haushofmeiſter bei Karl I. Er reiſete, und wohnte in Deutſchland einem Feldzuge unter Guſtav Adolf bei. Als er wieder nach Hauſe kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Koſten einen Trup Reiter, zum Dienſte des Königs, zuſammen, kon̄te aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Man hat nur vier dramatiſche Stüke von ihm. In Proſa wußte er ſich als ein Man̄ von Lebensart und Wiz auszudrüken; zur Poeſie aber zeigte er kein ſonderliches Genie.

20. William Cartwright; geboren 1611, oder nach andern 1615. Er ſtudirte zu Oxford, wo er verſchiedne Komödien und Tragikomödien ſchrieb. Eine von den leztern: the Royal Slave, ward den 30 Auguſt 1636 von den Studenten des Chriſtchurch-Collegii daſelbſt, in Gegenwart des Königs und der Königin, mit großem Beifalle aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary, ſtehet in dem zehnten Bande der dodsleyſchen Sam̄lung. Cartwright trat hernach in den geiſtlichen Stand, und erwarb ſich durch ſeine pathetiſchen Predigten vielen Ruhm. Er ſtarb aber ſehr jung, nämlich 1643, im drei und dreiſſigſten Jahre ſeines Alters.

21. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Karls I. und ſchrieb, auſſer einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eines von den beſten irregulären Trauerſpielen, nach Shakeſpears ſeinen, gehalten wird. Die Geſchichte iſt ungemein rührend: Canut, König von Dänemark, hat ſich in der Stadt Wincheſter, durch Verrätherei eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt, alles über die Klinge ſpringen zu laſſen. Er köm̄t voller Blutdurſt in das Kloſter, und ſchnaubet nach Mord; hier gehet

ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen, und ihn gleichſam in einen Menſchen umzuſchaffen. Canut verliebt ſich in ſie, und die ſchöne Nonne überläßt ſich, nach einem langen Streite zwiſchen Ehre und Liebe, dem Tirannen, und bricht ihre Kloſtergelübde. Die Sprache in dieſem Stüke des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſein können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. — Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tonge and the five senses, for Superiority. Es ward 1607 zuerſt gedrukt, und iſt in dem fünften Bande der dodsleyſchen Sam̄lung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stük merkwürdig. Als es nämlich zu Cambridge aufgeführt ward, ſpielte Oliver Cromwel, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darin, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeiz dabei zuerſt aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhizt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſezt.

Roses and bays, pack hence! this crown and robe
My brows and body, circles and invests;
How gallantly it fits me! sure the slave
Measured my head, that wrought this coronet.
They lie that say, complexion connot change!
My blood's enobled, and I am transform'd
Unto the sacred temper af a king.
Methinks, I hear my noble Parasites
Stiling me Caesar, or great Alexander,
Licking my feet etc.

22. James Schirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſer Periode; doch gehöret er auch einigermaßen mit in die folgende. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarre, kam nach London, und fing an, für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Karls I. Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, William Cavendiſch. Nach der Reſtauration wurden verſchiedene von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beifall in London aufgeführt. Man kañ aber nicht ſagen, daß ihm Karl II. irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das königliche Haus zufließen laſſen. Er ſtarb in großem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreiſſig dramatiſchen Stüke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwei davon, The Bird in the Cage, und The Gamster, ſtehen in dem neunten Bande der dodsleyſchen Samlung. Er hat ihr eine ironiſche Zuſchrift an William Prynne, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſezt.

Und dies werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſer Periode ſein. Einige andere will ich nur blos nennen. Joſeph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnſon, deſſen tragiſchkomiſche Paſtorelle: The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenten Bande der dodsleyſchen Samlung vorkömt. — William Habington, geboren 1605 und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen of Arragon, Dodsley ſeinem zehnten Bande einverleibt hat. — John Webſter, deſſen Tra=

gödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden. — Gerwaſe Markham, der unter der Regierung Karls I. lebte und für ihn die Waffen ergrif; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — Peter Hauſted, ein Geiſtlicher, der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — John Day, Jaſper Main ꝛc.

Zweite Periode,
oder
das mittlere engliſche Theater.

---

1. William Davenant; geboren 1605 zu Oxford, wo ſein Vater ein Wirthshaus hielt. Er ſtudirte daſelbſt in Lincolns-Jñ, aber nur kurze Zeit, und that ſich ſeit 1628 mit verſchiednen dramatiſchen Stüken und andern Gedichten hervor. Im Jahre 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnſons Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während des bürgerlichen Krieges, ſehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erſte Stelle in dieſer Periode verdient, iſt dieſes die Urſache: Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewiſſen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergießen, aber nicht, einen unſchuldigen Scherz anzuhören, alle theatraliſche Vorſtellungen verboten hatten, und nun verſchiedne Jahre gar keine eng-

liſche Bühne exiſtirte: ſo war Davenant der erſte, der auf die Wiederherſtellung derſelben bedacht war. Er mußte aber ſehr behutſam zu Werke gehen, und vor der Hand die Muſik für das Hauptwerk angeben. Die Stüke, die er in dieſer Abſicht verfertigte, waren mehr Geſpräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieſer Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingeſezt ward. Davenant ſtarb den 7 April 1668. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stüke, die er ſowohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft ſich ungefähr auf zwanzig; ſie ſind mit ſeinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673, zuſammen gedrukt worden.

2. Johañ Dryden. Von dieſem und ſeinen ſämtlichen dramatiſchen Werken werde ich umſtändlich handeln.[1])

3. Nathanael Lee. Er ſtudirte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater. Man weiß wenig von ſeinen Lebensumſtänden. Er ſtarb noch vor ſeinem vier und dreiſſigſten Jahre, und ſchrieb eilf Tragödien. Er beſaß den göttlichen Enthuſiasmus eines Poeten, und war beſonders in dem Ausdruke der zärtlichen Leidenſchaften glüklich. Er war einige Zeit vom Verſtande, und ſaß in Bedlam. Für ſein feinſtes und rührendſtes Stük hält man Lucius Junius Brutus ꝛc.

4. Thomas Otway; geboren 1651. Er ſtudirte zu Oxford, ging von da nach London, und ward ein Schauſpieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in ſchlechten Umſtänden

1) (Der Aufſaz iſt eine bloße Überſezung.)

wieder zurük, und fing an, für die Bühne zu ſchreiben. Seine Luſtſpiele ſind allzu wild und unzüchtig. In ſeinen Trauerſpielen aber iſt er ſo rührend, und zeigt ſich als einen ſo großen Meiſter über das Herz und die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatiſchen Dichtern nur ſehr wenige ſeinesgleichen hat. Er ſtarb 1685 im drei und dreiſſigſten Jahre ſeines Alters, in dem alleräuſſerſten Elend; und der Verfaſſer des befreiten Venedigs mußte, in dem großmüthigen und reichen England, vor ſeinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; geboren gegen 1640. Er war gekrönter Poet, und ſtarb 1692. Dryden war ſein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu ſehr. Verſchiedene von ſeinen Komödien ſind reich an Humor, und es fehlt ihnen auch nicht an urſprünglichen Charakteren. Er ahmte ſonderlich Ben Johnſon nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bei Karl I. und hernach Kammerjunker bei Karl II. mit dem er zwanzig Jahr auſſer England lebte. Während dieſer Zeit ſchrieb er neun dramatiſche Stüke, und zwei nach ſeiner Rükkunft in London, die daſelbſt in einem Foliobande 1664 zuſammen gedrukt worden. Ein Luſtſpiel davon: The Parson's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der dodsleyſchen Samlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, William Killegrew, der Karl dem I. ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Karls II. Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stüke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedrukt worden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmañs, John Fowles, Tochter; zu London geboren 1631. Sie überſezte einige Trauerſpiele aus dem

Franzöſiſchen des P. Corneille, und ſtarb im zwei und dreiſſigſten Jahre ihres Alters, 1664.

8. Roger Boyle, Graf von Orrey; geboren 1621. Er war einer von den gröſten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1626.

9. Aphra Behn; dieſe bekañte Dichterin ward unter der Regierung Karls I. geboren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnſon, in Surinam. Als ſie wieder nach London zurükkam, heirathete ſie daſelbſt ein Kaufmañ mit Namen Behn. Karl II. brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, auſſer verſchiednen anderen Gedichten, ſiebzehn Komödien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammen gedrukt worden. Sie ſtarb 1689.

10. Charles Sedley; geboren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof Karls II. der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Wiz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jakob II. half er ſehr befördern. Er iſt Verfaſſer von drei Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719 in zwei Octavbänden zuſammen gedrukt worden.

11. George Etherege; geboren gegen 1636. Er ſtudirte einige Zeit zu Cambridge, und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekañtſchaft der damals berufenen wizigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des vorerwähnten Charles Sedley, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jakob II. ſchikte ihn als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſein ſoll. Er hat, auſſer dem an-

geführten Luſtſpiele, deren nur noch zwei oder drei gemacht.

12. William Mountford; geboren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stüken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Faustus with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692 meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

13. John Crown; geboren in Neuſchottland, in Nordamerika. Er kam nach England über, und erlangte, als ein dramatiſcher Schriftſteller, an dem Hofe Karls II. nicht den kleinſten Ruhm. Er hat ſiebzehn Stüke für das Theater geſchrieben, unter welchen die Kömödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beſte gehalten wird. Er lebte noch 1705 in einem hohen Alter.

14. Thomas Betterton; einer von den größten Schauſpielern, die England jemals gehabt hat. Er war geboren 1635, und ſtarb 1710. Er iſt auch Verfaſſer von drei dramatiſchen Stüken.

15. John Banks; Verfaſſer von verſchiedenen Tragödien, die von keinem großen poetiſchen Genie zeigen, aber doch nicht ſelten Thränen erregt haben, welches beſonders von ſeinem Grafen von Eſſex und Anna Bullen zu ſagen iſt. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. George Farquhar; ein Irländer; geboren 1678. Er ſtudirte in dem Dreifaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daſelbſt. Im Jahr 1696 kam er nach London, und ward aus einem Schauſpieler ein komiſcher Schriftſteller. Seine Luſtſpiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reife und allgemeine Keñtniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er ſtarb nämlich

noch vor ſeinem dreiſſigſten Jahre 1707 in ſehr mißlichen Umſtänden.

17. Elkanah Settle; geboren gegen 1658. Er ſpielte von 1680 den politiſchen Federfechter, und war bald ein Tory und bald ein Whig. Zugleich ſchrieb er an die funfzehn dramatiſche Stüke, und ſtarb 1724.

18. Edward Ravenscraft; Verfaſſer von eilf dramatiſchen Stüken. Er war ein großer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle aus franzöſiſchen entlehnt hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter Drydens Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſein.

19. William Wycherley; dieſer große komiſche Dichter war geboren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurükkunft in England entſagte. Er war auf dem Punkte, bei Karl II. der ihn ſehr ſchäzte, ein großes Glük zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten Hofnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Love in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire ſehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stük gehalten.

20. Nahum Tate; geboren unter der Regierung Karls II. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poet, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neun Schauſpielen.

21. Thomas d'Urfey; Verfaſſer von ein und dreiſſig, aber ſehr mittelmäßigen Schauſpielen. Er ſtarb 1723 in einem ſehr hohen Alter. Man keñt die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die

der Zuſchauer an verſchiednen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux, ein Franzoſe; geboren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen anſehnlichen Handel. Er ward dabei ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718, im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, um's Leben.

23. Miſtreß Manley; dieſes bekañte unglükliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1724.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dramatiſche Dichter, die zwar in dieſe Periode gehören, aber weder ſchlecht genug, noch gut genug ſind, näher gekañt zu werden; als Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis ꝛc.

Dritte Periode,

oder

das neueſte engliſche Theater.

Ich habe geſagt, daß ich dieſe Periode von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, beſonders den engliſchen Trauerſpielen mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht ſagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf ſie folgende dramatiſche Schriftſteller ihres Landes die nämliche

Bahn betreten. Genug, daß ihr Beiſpiel auf alle wenigſtens ſo viel Einfluß gehabt zu haben ſcheint, um mit ihnen eine neue Klaſſe anfangen zu können.

1. Nicholas Rowe. Dieſer vortrefliche Dichter ward geboren 1673, in der Grafſchaft Bedford. Sein erſtes Trauerſpiel: The ambitious Stepmother, ſchrieb er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er ſich ſelbſt das Meiſte einbildete. Dieſes Stük wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververſchwörung und der Landung König Wilhelms III. in England, geſpielt. Rowe ſchrieb auch ein Luſtſpiel, welches aber keinen Beifall fand. Er ſtarb den 6 December 1718.

2. Joſeph Addiſon. Dieſer ungemeine Schriftſteller verdient hier wegen ſeines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr iſt, daß dieſer Cato, wie Voltaire ſagt, für die erſte vernünftige (raisonnable) engliſche Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bei weitem von der Vollkommenheit nicht iſt, daß er vor allen andern den Deutſchen ſo bekañt zu werden verdient hätte. Addiſon war geboren 1672; und ſein Cato erſchien zum erſtenmale 1713. Er ſtarb 1719.

3. William Congreve; geboren gegen 1671 oder 72. Er ward in Irland erzogen, und ſtudirte zu Dublin. Sein erſtes Luſtſpiel: The old Batchelor, kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerſpiel, welches er geſchrieben, zeigt, daß das Tragiſche ſeine Sache ganz und gar nicht geweſen. Er hörte zeitig wieder auf, für das Theater zu ſchreiben, weil das Publicum ſein beſtes Stük zu kalt aufgenommen hatte. Er ſtarb den 19 Jäner 1729.

4. **John Vanbrugh.** Er und Congreve ſind in dieſer Periode ohne Zweifel die größte Zierde der komiſchen Scene. Er ſtarb 1726. Seine Luſtſpiele, an der Zahl acht, ſind in zwei Octavbänden zuſammengedrukt. London 1734.

5. **Richard Steele**; gehört als Verfaſſer verſchiedener Luſtſpiele hierher. Das erſte davon: The Grief à-la-Mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeitetſte iſt: The conſcious Lovers, welches 1722 zuerſt geſpielt ward. Er ſtarb den 1 September 1729.

6. **Elijah Fenton**; Verfaſſer eines ſehr guten Trauerſpiels **Mariamne**, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.

7. **Edmund Smith**; gleichfalls Verfaſſer nur eines Trauerſpiels, **Phädra und Hippolytus**, das aber gewiſſer glänzenden Fehler wegen näher gekañt zu werden verdient. Er ſtarb 1710.

8. **Katharine Cockburn.** Dieſe nicht geringſchäzige Vertheidigerin des Locke, iſt auch Verfaſſerin verſchiedener Schauſpiele. Sie war geboren 1679, und ſtarb 1747.

9. **Ambroſe Philips.** Dieſer Dichter, den Pope ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaſſer verſchiedener rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Überſezung der **Andromache** des Racine befindet. Er ſtarb 1748.

10. **James Thomſon**; deſſen Leben oben zu finden iſt.

11. **Aron Hill**; geboren 1685. Er ſahe ſehr jung Ägypten, Paläſtina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurükkam. Seine erſte Tragödie: Elfride or the fair Inconſtant, kam 1709 auf die Bühne. Er überſezte die **Zaire** und **Alzire** des Herrn von Voltaire, welche beide Trauerſpiele

unter ſeiner Feder nichts verloren haben. Er ſtarb 1749.

12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerſt zum Helden ſeiner Dunciade gemacht hatte. Er iſt Verfaſſer von verſchiedenen Schauſpielen, unter welchen ſich einige Überſezungen aus dem Griechiſchen des Sophokles und Ariſtophanes befinden.

13. James Miller; geboren 1703. Ein Geiſtlicher ſeines Standes, der ſich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteſte von ſeinen Komödien iſt: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laſter der daſelbſt ſtudirenden Jugend ſehr lebhaft abgeſchildert werden. Sie ward 1729 zum erſtenmale aufgeführt. Er ſtarb 1743.

14. George Lillo; der Verfaſſer des unter uns ſo bekañten Kaufmañs von London; geboren zu London 1693. Er war von Profeſſion ein Juwelier. Das gedachte Stük kam 1731 zuerſt auf die Bühne. Die Geſchichte iſt nicht von ſeiner Erfindung, ſondern aus einem alten Bänkelſängerliede genommen, welches bei der Gelegenheit wieder gedrukt, und in einem Tage zu tauſenden verkauft ward. Lillo hat noch verſchiedene andere Trauerſpiele geſchrieben, und ſtarb 1739.

Es gehören noch zu den verſtorbenen dramatiſchen Dichtern aus dieſer Periode: John Hughes, Charles Johnſon, Philip Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmſten derſelben jezt nur nennen: Young, Moore, Maller, Havard, Jones, Whithead, Maſon, Hume ꝛc.

Von

den lateiniſchen Trauerſpielen,

welche

unter dem Namen des Seneca bekant ſind.

1754.

Von
den lateiniſchen Trauerſpielen,
welche
unter dem Namen des Seneca bekañt ſind.

Die einzigen Überreſte, woraus man die tragiſche Bühne der Römer einigermaßen beurtheilen kañ, ſind diejenigen zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des Seneca geleſen werden.

Da ich jezt vorhabe, ſie meinen Leſern bekañter zu machen, ſo ſollte ich vielleicht verſchiedene hiſtoriſch = kritiſche Anmerkungen und Nachrichten vorausſchiken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfaſſern dieſer Trauerſpiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil ſich hiervon ſchwerlich urtheilen läßt, weñ man die Stüke nicht ſchon ſelbſt geleſen hat, ſo will ich in dieſer meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrſcheinlicher Weiſe beobachten würde, der ſich ſelbſt von dieſen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerſpiele nach der Reihe durchgehn, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmſten Schönheiten derſelben erkennen kañ. Ich ſchmeichle mir, daß dieſe Auszüge deſto angenehmer ſein werden, je größer die Schwierigkeiten ſind, mit welchen die Leſung der Stüke ſelbſt verbunden iſt.

Es ſind, wie ſchon geſagt, deren zehne, welche folgende Überſchriften führen: 1. der raſende Hercules. 2. Thyeſt. 3. Thebais. 4. Hippolytus. 5. Ödipus. 6. Troas. 7. Me=

dea. 8. Agamemnon. 9. Hercules auf Oeta. 10. Octavia. Ich will mich ſogleich zu dem erſten Stüke wenden.

1.

Der raſende Hercules.

Inhalt.

Hercules hatte ſich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben, vermählt. Seine Thaten und beſonders ſeine Reiſe in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von ſeinem Reiche und ſeiner Familie abweſend zu ſein. Während ſeiner Abweſenheit empörte ſich ein gewiſſer Lycus, ließ den Creon mit ſeinen Söhnen ermorden, und bemächtigte ſich des thebaniſchen Scepters. Um ſeinen Thron zu befeſtigen, hielt er es für gut, ſich mit der zurükgelaſſenen Gemahlin des Hercules zu verbinden. Doch indem er am heftigſten darauf dringt, kömt Hercules aus der Hölle zurük, und tödet den tiranniſchen Lycus mit allen ſeinen Anhängern. Juno, die unverſöhnliche Feindin des Hercules, wird durch das beſtändige Glük dieſes Helden erbittert, und ſtürzt ihn durch Hülfe der Furien in eine ſchrekliche Raſerei, deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieſes Trauerſpiels ſind. Auſſer dem Chore kommen nicht mehr als ſechs Perſonen darin vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Hercules, Theſeus.

Auszug.

Juno eröfnet die Scene. Hercules iſt in den zwei erſten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weiß ſie doch ſchon, daß er gewiß

erſcheinen werde, und ſchon bereits ſiegend die Hölle verlaſſen habe. Man muß ſich erinnern, daß Hercules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alkmene erzeugt hatte. Sie tobt alſo in dieſem erſten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider dieſe Frucht derſelben insbeſondere. Endlich faßt ſie wider den Hercules den allergrauſamſten Anſchlag. — Wir wollen ſehen, wie dieſes der Dichter ungefähr ausgeführt hat.

Sie ſagt gleich anfangs, daß ſie, die Schweſter des Donnergottes — deñ nur dieſer Name bleibe ihr noch übrig — die ätheriſchen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlaſſen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, „um den Kebsweibern Plaz zu machen. Dieſe „haben den Himmel beſezt! Dort glänzt von dem „erhabenſten Theile des eisreichen Pols Kalliſto „in der Bärin, und regieret argoliſche Flotten. „Da, wo in verlängerten Tagen der laue Früh„ling herabfließt, ſchimmert der ſchwimmende Trä„ger Europens. Hier bilden des Atlas ſchweifen„de Töchter das den Schiffern und der See furcht„bare Geſtirn; dort ſchrekt mit drohendem Schwert „Orion die Götter. Hier hat der goldne Perſeus „ſeine Sterne; dort Kaſtor und Pollux ꝛc. Und „damit ja kein Theil des Himmels unentehrt blei„be, ſo muß er auch noch den Kranz des cnoſſi„ſchen Mädchens tragen. Doch was klage ich über „alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des „einzigen gräßlichen Thebens ruchloſe Dirnen zur „Stiefmutter gemacht! Erſteige nur den Himmel, „Alkmene; bemächtige dich nur ſiegend meines Si„zes; und du, ihr Sohn, um deſſen Geburt die „Welt einen Tag einbüßte und der langſame „Phöbus ſpäter aus dem eoiſchen Meere aufſtieg,

„ nim̃ die verſprochnen Geſtirne nur ein! Ich will „ meinen Haß nicht fahren laſſen; mein raſender „ Schmerz, mein tobender Zorn ſoll mich zu ewi- „ gen Kriegen reizen. — Aber zu was für Krie- „ gen? Was die feindſelige Erde nur ſcheußliches „ hervorbringt; was Meer und Luft nur ſchrekli- „ ches, gräßliches, wildes und ungeheures tragen: „ alles das iſt von ihm gebändigt und beſiegt. Das „ Ungemach ſtärkt ihn; er nüzet meinen Zorn; er „ verkehrt meinen Haß in ſein Lob, und je härtere „ Dinge ich ihm auflege, je mehr beweiſet er ſei- „ nen Vater!" — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Hercules näher, der als ein Gott ſchon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als ſie dieſelben erden- ke. Die Erde ſei ihm nicht weit genug geweſen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurük gefunden, und ſchlepe, über ſie triumphirend, mit ſtolzer Fauſt den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „ Der Tag, fährt ſie fort, erblaßte, die „ Sonne zitterte, als ſie den Cerberus erblik- „ te; mich ſelbſt überfiel ein Schauer, da ich das „ überwältigte dreiköpfige Ungeheuer ſahe, und ich „ erſchrak über meinen Befehl." — Sie fürchtet, Hercules werde ſich auch des obern Reichs bemächti- gen, da er das unterirdiſche überwunden habe; er werde ſeinem Vater das Scepter entreiſſen, und nicht, wie Bakchus auf langſamen Wegen ſich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt ſie erſteigen und über den öden Himmel gebieten wollen. — „ Wüthe nur alſo fort, mein „ Zorn; wüthe fort! Unterdrüke ihn mit ſeinem „ großen Anſchlage; falle ihn an, Juno, zerfleiſche „ ihn mit deinen eignen Händen. Warum über- „ trägſt du andern deinen Haß? — Welche Feinde

„ kañſt du ihm erweken, die er nicht überwunden habe?“
„ Du ſuchſt einen, der ihm gewachſen ſei? Nur er ſelbſt
„ iſt ſich gewachſen. So bekriege er ſich den alſo ſelbſt!
„ Herbei ihr Eumeniden! Herbei aus dem tiefſten Ab=
„ grunde des Tartarus! Schüttelt das flammende
„ Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden Händen vergif=
„ tete Wunden! — Nun, Stolzer, kañſt du nach
„ den himliſchen Wohnungen trachten! — Umſonſt
„ glaubſt du dem Styx entflohen zu ſein! Hier will
„ ich dir die wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die
„ Zwietracht aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits
„ des Reiches der Verdamten, hervor! Was du noch
„ ſchrekliches da gelaſſen haſt, ſoll erſcheinen. Das
„ lichtſcheue Verbrechen, die wilde Ruchloſigkeit,
„ die ihr eigen Blut lekt, und die irre, ſtets wi=
„ der ſich ſelbſt bewafnete Naſerei; dieſe, dieſe ſol=
„ len erſcheinen und Rächer meines Schmerzes ſein!
„ Fanget deñ alſo an, ihr Dienerinen des Pluto!
„ Schwinget die lodernden Fakeln! Strafet des Styx
„ kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt, und
„ laßt ſie ein heftiger Feuer durchraſen, als in den
„ Höhlen des Ätna tobet! — Ach, daß Hercules
„ raſen möge, muß ich vorher erſt ſelbſt raſen. Und
„ warum raſe ich nicht ſchon?“ — Auf dieſe Art be=
ſchließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Höl=
le unverlezt und mit unverringerten Kräften zurük=
kommen möge; ſie wolle ihn ſeine Kinder geſund wie=
der finden laſſen, aber in einer plözlichen Unſin=
nigkeit ſoll er ihr Mörder werden. „ Ich will
„ ihn ſelbſt die Pfeile von der gewiſſen Senne
„ ſchnellen helfen; ich will ſelbſt die Waffen des
„ Raſenden lenken, und endlich einmal ſelbſt dem
„ kämpfenden Hercules beiſtehen. Mag ihn doch
„ nach dieſer That ſein Vater in den Himmel
„ aufnehmen.“ — Mit dieſem Vorſaze begibt ſich
Juno fort, weil ſie den Tag anbrechen ſieht.

Dieſen Anbruch des Tages beſchreibt der darauf folgende Chor. Er beſchreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehn, und nach den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, fügt er hinzu, beglükt die ſichere „Ruhe! Wie wenige ſind der Flüchtigkeit des Le„bens eingedenk, und nüzen die nie wieder zurük„kehrende Zeit. Lebt, weil es noch das Schik„ſal erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt „mit ſchnellen Tagen dahin, und die unerbitt„lichen Schweſtern ſpinnen fort, ohne den Faden „wieder aufzuwinden.“ — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freiwillig ihrem Schikſale entgegen eilen, und wie Hercules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erbliken können. Er verlangt die Ehre, die dieſe treibt, nicht, ſondern wünſcht ſich in einer verborgnen Hütte ruhig zu leben, wo das Glük auf einem zwar niedrigen aber ſichern Orte feſt ſtehe, wen̄ die kühne Tugend hoch herab ſtürzet. — Hier ſieht er die traurige Megara, mit zerſtreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Hercules, langſam nachfolgt. Er macht ihnen alſo Plaz, und Megara eröfnet den

Zweiten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühſeligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag ſie mit Ruhe beglükt habe; daß immer das Ende des einen Übels der Übergang zu dem andern ſei; daß dem Hercules nicht ein Augenblik Ruhe gelaſſen werde; daß ihn Juno ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden ge-

nöthigt habe, noch ehe er fähig geweſen ſei, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwei Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelndem Blik zerquetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen maleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stalle des Augias. „Aber, fährt „ſie fort, was hilft ihm alles dieſes? Er muß „der Welt, die er vertheidigte, entbehren. Und „ſchon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen iſt! Das glük„liche Laſter heißt Tugend; die Böſen herſchen „über die Guten; Gewalt geht vor Recht, und „die Geſeze verſtummen vor Furcht.“ — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeit des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des thebaniſchen Reiches bemächtiget habe. Sie bedauert, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herabgelaſſen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbañten gehorchen müße. „Der, welcher zu Waſſer und Land die Laſter „verfolgt, und tiranniſche Scepter mit gerechter „Fauſt zerbrochen hat, muß ſelbſt abweſend die„nen, und das Joch tragen, wovon er andre „befreiet. Dem Hercules gehöret Theben, und „Lycus hat es inne. Doch lange wird er es nicht „mehr inne haben. Plözlich wird der Held an „das Tageslicht wieder hervor dringen; er wird „den Weg zurük entweder finden, oder ſich ma„chen. — Erſcheine deñ, o Gemahl, und kom̃ „als Sieger zu deinem beſiegten Hauſe zurük! „Entreiſſe dich der Nacht, und weñ alle Rükgänge „verſchloſſen ſind, ſo ſpalte die Erde, ſo wie du

„ einſt das Gebirge ſpalteteſt, und dahin den Oſſa
„ und dorthin den Olympus warfſt, und mitten
„ durch den theſſaliſchen Strom einen neuen Weg
„ führteſt. Spalte ſie; treibe, was in ewigen
„ Finſterniſſen begraben war, zitternde Schaaren
„ des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her,
„ und ſtelle dich deinen Eltern, deinen Kindern,
„ deinem Vaterlande wieder dar! Keine andere
„ Beute davon bringen, als die man dir befohlen
„ hat, iſt deiner unwürdig!“ — Doch hier beſiñt ſich Megara, daß dieſe Reden für ihre Umſtände zu großſprecheriſch ſind; und wendet ſich lieber zu den Göttern, welchen ſie Opfer und heilige Feſte verſpricht, weñ ſie ihr den Gemahl bald wieder ſchenken wollen. „Hält dich aber, fügt
„ ſie hinzu, eine höhere Macht zurük; wohl, ſo
„ folgen wir! Entweder ſchüze uns durch deine
„ Zurükkunft alle, oder ziehe uns alle nach dir! —
„ Ja, nachziehen wirſt du uns dir; deñ uns Ge-
„ beugte vermag auch kein Gott aufzurichten.“

Hier unterbricht ſie der alte Amphitryo. „Hoffe
„ ein Beſſeres, ſpricht er, und laß den Muth
„ nicht ſinken. Er wird gewiß auch aus dieſer
„ Mühſeligkeit, wie aus allen, größer hervor-
„ gehen!“

Megara. Was die Elenden gern wollen, das glauben ſie leicht.

Amphitryo. Oder vielmehr, was ſie allzu ſehr fürchten, dem vermeinen ſie auf keine Weiſe entgehen zu können.

Meg. Aber jezt, da er in die Tiefe verſenkt und begraben iſt, da die ganze Welt auf ihm liegt: welchen Weg kañ er zu den Lebendigen zurükfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den bren-

nenden Erdſtrich und durch das trokne Meer ſtürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur ſelten verſchonet das unbillige Glük die größten Tugenden. Niemand kañ ſich lange ſo häuſigen Gefahren ſicher bloß ſtellen. Wen das Verderben ſo oft vorbei gegangen iſt, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil ſie den wüthenden Lycus mit drohendem Geſicht und mit Schritten, die ſeine Gemüthsart verrathen, einhertreten ſieht. Er redet die erſten zwanzig Zeilen mit ſich ſelbſt, und ſchildert ſich als einen wahren Tirannen. Er iſt ſtolz darauf, daß er ſein Reich nicht durch Erbſchaft beſitze, daß er keine edlen Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geſchlecht aufweiſen könne. Er trozt auf ſeine eigene Tapferkeit, und findet, daß ſeine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerte beruhe. „Nur dieſes, ſagt „er, kañ bei dem ſchüzen, was man wider Willen der Unterthanen beſizt.“ — Unterdeſſen will er doch auch nicht unterlaſſen, einen Staatsgrif anzuwenden. Er bildet ſich nämlich ein, daß er ſein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als weñ er ſich mit der Megara vermähle. Er kañ ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde; ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze herculiſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmſten Stüken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſein. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf die Megara los, die ſich ſchon im voraus von ſeinem Vorhaben nichts gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine

kleine Schmeichelei wegen ihrer edlen Abkunft, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, weñ Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem „Sieger und dem Beſiegten liegt daran, daß der „Friede endlich wieder hergeſtellet werde. Kom̃ alſo „und theile das Reich mit mir; laß uns in ein „enges Bündniß treten, und empfange meine „Rechte, als das Pfand der Treue.“ — Megara ſieht ihn mit zornigem Blike an. „Ich, ſpricht „ſie, ſollte deine Rechte annehmen, an welcher „das Blut meines Vaters und meiner Brüder „klebt? Eher ſoll man die Sonne im Oſt unter„gehen, und im Weſt aufgehen ſehen; eher ſollen „Waſſer und Feuer ihre alte Feindſchaft in Frie„den verwandeln ꝛc. Du haſt mir Vater, Reich, „Brüder und Götter geraubt. Was blieb mir „noch übrig? Eines blieb mir noch übrig, welches „mir lieber als Vater, Reich, Brüder und Göt„ter iſt: das Recht, dich zu haſſen. Ach! warum „muß auch das Volk dieſes mit mir gemein ha„ben? — Doch herſche nur, Aufgeblaſener; ver„rathe nur deinen Übermuth! Gott iſt Rächer, „und ſeine Rache folget hinter dem Rüken der „Stolzen.“ Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für ein ſtrenges Schikſal faſt alle thebaniſche Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Ödipus und ſeine Söhne, Niobe und Kadmus ſind ihre ſchreklichen Beiſpiele. „Siehe, fährt ſie fort, „dieſe warten deiner! Herſche, wie du willſt, „weñ ich dich nur endlich in eben das Elend, „das von unſerm Reiche ſo unzertreñlich iſt, ver„wikelt ſehe.“ — Lycus wird über dieſe Reden unwillig, und gibt ihr auf eine höhniſche Art zu verſtehen, daß er König ſei, und ſie gehorchen müße. „Lerne, ſagt er, von deinem Gemahl,

„wie unterwürſig man Königen ſein müße.“ Er zielet hiermit auf die Befehle des Euriſtheus, die ſich Hercules zu vollziehen bequemte. „Doch, „ſpricht er weiter, ob ich ſchon die Gewalt in „meinen Händen habe, ſo will ich mich doch ſo „weit herablaſſen, meine Sache gegen dich zu „rechtfertigen.“ Er bemüht ſich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von ſich abzu-wälzen. „Sie ſind im Streite umgekommen. Die „Waffen wiſſen von keiner Mäßigung; und die „Wuth des gezükten Schwertes kennet kein Scho-„nen. Es iſt wahr, dein Vater ſtritt für ſein „Reich, und mich trieben ſträfliche Begierden. „Doch jezt kömt es nicht auf die Urſache, ſondern „auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher „an das Geſchehene nicht länger denken. Weñ der „Sieger die Waffen ablegt, ſo geziemt es ſich, „daß auch der Beſiegte den Haß ablege. Ich ver-„lange nicht, daß du mich mit gebogenem Knie „verehren ſollſt. Es gefällt mir vielmehr, daß „du deinen Unfall mit ſtarkem Muthe zu tragen „weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs „zu ſein verdieneſt, ſo ſei es deñ an meiner Seite.“ Megara geräth über dieſen Antrag auſſer ſich. „Ich „deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erſt, daß „ich eine Gefangene bin. — Nein, Alcides, „keine Gewalt ſoll meine Treue überwinden; als „die Deinige will ich ſterben!“

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben iſt, macht dich ſo kühn?

Megara. Er ſtieg in die Hölle herab, um den Himmel zu erſteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Laſt der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kañ eine Laſt für den zu ſchwer ſein, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirſt gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kañ, weiß nicht zu ſterben.

Lycus. Kañ ich dir ein königlicheres Geſchenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du ſollſt ſterben.

Megara. So werde ich deñ meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehſt du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieſer Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er deñ aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienſte?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, neñſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wovor ſich alle entſezen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſezt, bis Lycus zulezt auch die Abkunft des Hercules antaſtet, und den alten Amphitryo alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir, ſpricht er, kömt es zu, ihm ſeinen wah„ren Vater nicht ſtreitig machen zu laſſen.“ Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen „dieſe nicht deutlich genug, daß Jupiter ſein Va„ter ſei, oder muß man vielmehr dem Haſſe der „Juno glauben? — Was läſterſt du den Jupiter? „erwidert Lycus; das ſterbliche Geſchlecht iſt kei„ner Verbindung mit dem Himmel fähig.“ —

Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Hercules verdächtig machen könne. Er neñt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblike der Wuth der wilden Thiere preis gegeben werde. Doch Amphitryo ſezt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſei, der ſogar auf einer herumirrenden Inſel geboren worden, und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beiſpiel des Bakchus, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott geboren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amphitryo. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abenteuers mit der Omphale, bei welcher Hercules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft ſich Amphitryo auf den Bakchus, welcher ſich nicht geſchämt habe, das Haar zierlich fliegen zu laſſen, den leichten Thyrſus mit ſpielender Hand zu ſchwenken, und im ſanften Gange den goldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter ſich her zu ziehen. Nach vielen und ſchweren Thaten, fügt er hinzu, iſt es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, ſich zu erholen. —

Lycus. Dieſes beweiſet das Haus des Theſpius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieſes hatte ihm keine Juno, kein Euriſtheus befohlen; es waren ſeine eigne Thaten.

Auf dieſe höhniſche Anmerkung erwiderte Amphitryo, daß Hercules auch noch andre Thaten ungeheiſſen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx,

des Antäus, des Buſiris, des Geryon. „Und „auch du Lycus, wirſt noch unter die Zahl dieſer „Ermordeten kommen, die doch durch keine Schän„dung ſein Ehebette zu beflecken geſucht.“

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt iſt, iſt auch dem Könige vergönt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir ſoll auch der König eine bekommen ꝛc. — Hier treibt Lycus ſeine Ruchloſigkeit auf das Höchſte. Er wirft dem guten Alten ſeine gefällige Nachſicht gegen den Jupiter vor, und will, daß ſich Megara nur ein Exempel an der Alkmene nehmen ſolle. Er droht ſogar Gewalt zu brauchen, und ſagt, was ich keinem tragiſchen Dichter jeziger Zeit zu ſagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt ſich, daß ſie in dieſem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermneſtra, welches die einzige von den funfzig Schweſtern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes ſchonte. Auf dieſe Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Weil du den alſo unſere „Verbindung ſo hartnäkig ausſchlägſt, ſo erfahre „es, was ein König vermag. Umfaſſe nur den „Altar; kein Gott ſoll dich mir entreiſſen; und „wen auch Alcides ſelbſt triumphirend aus der „Tiefe zurükkehrte.“ — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen ſolle. Er will das ganze Geſchlecht des Hercules in ſeinem Schuzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reiſſen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerſt ſterben dürfe. „Sterben? „ſpricht Lycus. — Wer alle zum Sterben verdamt, iſt kein Tiran. Die Strafen müßen ver„ſchieden ſein. Es ſterbe der Glükliche; der Elende

„ lebe!“ Mit dieſen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weiß weiter nichts zu thun, als die Götter wider dieſen Wüthrich anzurufen. „Doch „ was flehe ich umſonſt die Götter an! Höre mich, „ Sohn, wo du auch biſt! — Welch plözliches „ Erſchüttern! Der Tempel wankt; der Boden „ brüllet! Welcher Donner ſchallt aus der Tiefe „ hervor? — Wir ſind erhört! — Ich höre, ich „ höre ſie, des Hercules nahende Tritte.“

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Geſang deſſelben iſt eine Apoſtrophe an das Glük, welches ſeine Wohlthaten ſo ungleich austheile und den Euriſtheus in leichter Ruhe herſchen laſſe, während der Zeit, da Hercules mit Ungeheuern kämpfen müße. Hierauf wird die Anrede an dieſen Helden ſelbſt gerichtet. Er wird ermuntert, ſiegend aus der Hölle hervorzugehen, und nichts geringeres zu thun, als die Bande des Schikſals zu zerreiſſen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von dem unerbittlichen Richter, obſchon unter einer allzu ſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſei.

Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des Hercules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweiten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird. Megara und Amphitryo ſind nicht von der Bühne gekommen.

Hercules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus an's Licht gebracht habe. Er wendet ſich darauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irdiſche herabſehen. Dem Jupiter gibt er den Rath, weñ er dieſes Ungeheuer nicht ſehen wolle, ſich unterdeſſen den Bliz vor die Augen zu halten: visus fulmine opposito rege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren; und den übrigen, das Geſicht wegzuwenden. „Der Anblik dieſes Scheuſals, fährt „er fort, iſt nur für zwei; für den, der es her„vorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen „befohlen." Dieſer, der Juno nämlich, ſpricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt ſich, daß Chaos der ewigen Nacht und, was noch ärger als Nacht ſei, der Finſterniß ſchrekliche Götter, und das Schikſal überwunden zu haben. Er fordert ſie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert ſich, daß ſie ſeine Hände ſo lange müßig laſſe. — Doch in dem Augenblike wird er die Anſtalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen laſſen. Er ſieht den Tempel mit bewafneter Mañſchaft umfezt; und da er noch darüber erſtaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieſer zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Hercules, oder nur der Schatten deſſelben ſei. Doch endlich erkeñt er ihn. Hercules fragt ſogleich, was dieſe traurige Tracht ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und der ſchmuzige Aufzug ſeiner Kinder bedeute. „Welch Unglük „drükt das Haus?" Amphitryo antwortet auf dieſe Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet ſei, daß Lycus herſche, und daß dieſer Tyrañ Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Hercules. Undankbare Erde! So iſt niemand dem herculiſchen Hauſe zu Hülfe gekommen? So kon̄te die von mir vertheidigte Welt ſolches Unrecht mit anſehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es ſterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theſeus, den er aus der Hölle mit zurükgebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erſchienen, in's Wort. „Dieſen Flek „ſollte deine Tapferkeit tragen? Lycus ſollte ein „würdiger Feind Alcidens ſein? Nein; ich muß „ſein verhaßtes Blut vergießen.“

Doch Hercules hält den Theſeus zurük, entreißt ſich den Umarmungen ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe „Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich ange„kommen ſei.“ — So ſagt er, und gehet ab. Theſeus wendet ſich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, ſein Geſicht aufzuheitern, und die herabfallenden Thränen zurükzuhalten. „Wen̄ „ich, ſagt er, den Hercules kenne, ſo wird er ge„wiß an dem Lycus, des ermordeten Creons wegen, „Rache üben. Er wird? Nein, er übt ſie ſchon. „Doch auch dieſes iſt für ihn zu langſam: er hat „ſie bereits geübt.“ — Hierauf wünſcht der alte Amphitryo, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andre Seite. Er verlangt nämlich von dem Gefährten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirdiſchen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wiſſen. Theſeus weigert ſich anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmſten Gottheiten um Erlaubniß gebeten, fängt er eine lange und prächtige Beſchreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das lezte Stük derſelben

beſonders, welches den Kampf des Hercules mit dem hölliſchen Ungeheuer ſchildert, iſt von einer auſſerordentlichen Stärke. Die ganze deutſche Sprache, — wenigſtens ſo wie ich derſelben mächtig bin, — iſt zu ſchwach und zu arm, die meiſterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glüklichen Kürze auszudrüken. Das ſtarrende Waſſer des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte ſcheußliche Fährmañ ſchreken in den traurigſten Farben. — Charon war eben an dem diesſeitigen Ufer mit dem Nachen angelangt, als ſich Hercules durch die Schaar wartender Schatten drängte, und zuerſt hinübergeſezt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener? ſchrie „der gräßliche Charon. Hemme die eilenden Schritte!" — Doch nichts koñte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entriſſenen Ruder, und ſtieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, ſank unter der Laſt des einzigen tiefer herab, und ſchöpfte, überladen, mit ſchwankendem Rande, letheiſche Fluth. — Endlich näherten ſie ſich den Wohnungen des geizigen Pluto, die der ſtygiſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreiköpfigen Wächters iſt die gräßlichſte, und die Geſtalt gleicht ſeiner Wuth. Fähig, auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpizten Ohren auf das Geräuſch nahender Füße. Er blieb ungewiß in ſeiner Höhle ſizen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm ſtand; und beide fürchteten ſich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umziſchen das dreifache Haupt, die ſtillen Wohnungen ertönen, und auch die ſeligen Schatten entſezen ſich. Hercules löſet unerſchroken den cleonäiſchen Raub von der linken Schulter, und ſchüzt ſich hinter dem noch ſchrekenden Nachen des Löwen.

Er ſchwingt mit ſiegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trift das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern ſinken, und räumet ſeinem Überwinder den Eingang. Die unterirdiſchen Gottheiten entſezen ſich, und laſſen den Cerberus abfolgen; „und auch mich, „ſpricht Theſeus, ſchenkte Pluto dem bittenden Al„cides.“ Dieſer ſtreichelt des Ungeheuers gebändigten Naken, und feſſelt ſie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Hölle ſei, ließ furchtſam die Ohren ſinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekañten Lichtes die Augen traf, ſträubte es ſich, faßte neue Kräfte, ſchüttelte wüthend die tönenden Ketten, und faſt hätte es den Sieger zurükgeſchlept. Doch hier nahm Hercules die Fäuſte des Theſeus zu Hülfe, und ſo riſſen beide den vergebens raſenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug ſezt der Dichter zu dieſem Bilde, der gewiß wenige ſeinesgleichen hat. Er ſagt nämlich: der Höllenhund habe die Köpfe in dem Schatten des Hercules verborgen, um das Tageslicht ſo wenig als möglich in die verſchloſſenen Augen zu laſſen:

— — — Sub Herculea caput
Abscondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurükkunft des Hercules frohlokenden Volkes macht der Beſchreibung ein Ende. Mit viel mattern Beſchreibungen und ziemlich kalten Sittenſprüchen iſt der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirdiſche Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin abſteigen müßen. „Niemand, „heißt es, kömt dahin zu ſpät, von wannen er,

„ weñ er einmal dahin gekommen iſt, nicht wieder „ zurük kañ. — Schone doch, o Tod, der Men„ſchen, die dir ohnedies zueilen! — — Die erſte „Stunde, die uns das Leben ſchenkte, hat es „auch wieder genommen ꝛc.“ Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es iſt geſchehen. Hercules hat den Lycus mit allen ſeinen Anhängern ermordet, und macht ſich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft ſie insgeſamt dazu an, und nur die Kinder der Juno ſchließt er davon aus. Er will ganze Heerden ſchlachten, und ganze Ärnten von Weihrauch anzünden. Amphitryo, der noch das Blut an den Händen ſeines Sohnes kleben ſieht, erinnert ihn, ſie vorher zu reinigen; doch Hercules antwortet: „Ich wünſchte, ſelbſt das Blut „des verhaßten Hauptes den Göttern opfern zu „können. Kein angenehmeres Naß würde je den Al„tar benezt haben: deñ dem Jupiter kañ kein fetteres „Opfer geſchlachtet werden; als ein ungerechter „König.“ — Hierauf will er ſelbſt das Opfergebet anfangen; ein Gebet, das, wie er ſagt, des Jupiters und ſeiner würdig ſei. Er fängt auch wirklich an, und bittet nicht geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Geſtirne ihren Lauf ungeſtört fortſezen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Bliz aus der Hand des Jupiters ſchieße, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überſchwemme, und daß nirgends ein wilder Tirañ regiere ꝛc. — Schon dieſes Gebet iſt unſinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen

Raſerei zu ſein. Dieſe äuſſert ſich nunmehr auf einmal. „Doch wie? welche Finſterniſſe umhüllen „den Mittag? Warum ſchießt Phöbus ſo trübe „Blike, ohne von einer Wolke verdunkelt zu ſein? „Wer treibet den Tag zu ſeiner Dämmerung zu„rük? Welche unbekañte Nacht breitet ihr ſchwar„zes Geſieder aus? Woher dieſe zu frühen Sterne, „die den Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet „das erſte der von mir gebändigten Ungeheuer, „der Löwe, ein weites Gefilde! Er glühet vor „Zorn, und drohet tödliche Biſſe. Er speiet aus „dem offenen Rachen Feuer, und schüttelt die „röthliche Mähne. Jezt wird er ein Geſtirn her„abreiſſen; jezt wird er des harten Herbſtes und „des froſtigen Winters breite Zeichen überſpringen, „den Stier im Felde des Frühlings anfallen, und „ſeinen Naken zermalmen.“ — Amphitryo erſtaunet über dieſen plözlichen Wahnwiz; doch Hercules fährt fort. Er kömt auf ſeine Thaten, und will ſich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröfnen. Er drohet, weñ Jupiter geſchehen laſſe, daß ihm Juno noch länger zuwider ſei, den Saturn zu befreien, die Rieſen zu neuen Kriegen aufzufriſchen und ſie ſelbſt anzuführen. Dieſe Kriege glaubt er bereits mit allen ihren ſchreklichen Verwüſtungen zu ſehen, bis er endlich ſeine eignen Kinder, die mit der Megara bei dem Opfer gegenwärtig ſein ſollten, gewahr wird, und ſie für die Kinder des Lycus anſieht. Dieſer Wahn bringt ſeine Wuth auf's höchſte. Er ſpañt ſeinen Bogen, und durchſchießt das eine; und das andere, welches ſeine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Fauſt, ſchwenkt es in der Luft herum, und zerſchmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches ſeine Zu-

flucht zu ſeiner Mutter nimt, ſieht er dieſe für die Juno an. Erſt richtet er das Kind hin, und alsdan ſeine Gemahlin. — Alles dieſes, wird man ſagen, müße einen ſehr gräßlichen und blutigen Anblik machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römiſchen Bühne, deren Bauart von den unſrigen ganz unterſchieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nämlich Hercules ſeine Kinder nnd ſeine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuſchauern aus dem Geſichte kömt, ſo gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo ſie nur von den übrigen Perſonen auf der Bühne können geſehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles, was er ſieht, in eben dem Augenblike ſagt, und die Zuſchauer alſo eben ſo lebhaft davon unterrichtet, als ob ſie es ſelbſt geſehen hätten. Zum Exempel, weñ Hercules dem dritten Kinde nachgeht, ſo ſchreit Megara: „Wohin, Unſinniger? Du vergießeſt dein „eigenes Blut.“ Mit dieſen Worten eilt ſie beiden nach, daß ſie alſo bereits hinter der Scene iſt, weñ Amphitryo folgende Erzählung macht: „Das „zitternde Kind ſtirbt vor dem feurigen Blike des „Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die Furcht „hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun „ſchwenkt er die tödliche Keule auf ſeine Gemah„lin. Sie iſt zermalmt, und nirgends ſieht man „den Kopf des zerſtümmelten Körpers.“ — Amphitryo geräth hierüber auſſer ſich; er verwünſcht ſein Alter, daß ihn zu dieſem Unglüke geſpart; er will nicht länger leben, ſondern eilt den Pfeilen und der Keule des unſinnigen Mörders entgegen. Doch Theſeus hält ihn zurük, und beſchwört ihn, dem Hercules das lezte und gröſte Verbrechen zu erſparen. Dieſer kömt unterdeſſen allmählig wieder zu ſich, und Amphitryo erſtaunt, ihn in

einen tiefen Schlaf fallen zu ſehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödlicher Schlaf ſei, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das ſtarke Athemholen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es alſo für gut, ihn ruhen zu laſſen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er ſie nicht in einer neuen Raſerei brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kañ, beklaget die dem Hercules zugeſtoßene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreien, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die raſenden Aufwallun„gen ſeines Gemüths, und gib dem Helden Fröm„migkeit und Tugend wieder. Wo nicht, ſo laß „ihn fortraſen, und in ſteter Unſinnigkeit dahin „leben. In ihr allein beruhet ſeine Unſchuld. „Reinen Händen kommen diejenigen am nächſten, „die ihr Verbrechen nicht kennen.“ — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich Hercules anſtellen werde, weñ er wieder zu ſich ſelbſt kommen und ſein Unglük erfahren ſollte. Und zulezt beweinet er noch den zu frühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Hercules erwacht, und Amphitryo und Theſeus ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo bin ich? in „welchem Lande? unter welchem Himmelsſtriche? ꝛc. „welche Luft ſchöpfe ich? Ich bin doch wenigſtens „aus der Hölle wieder zurük? Aber, welche blutige „Leichname ſehe ich hier geſtrekt? Welche hölli„ſchen Schattenbilder ſchweben mir noch vor den Au=

„gen? Ich ſchäme mich, es zu ſagen: ich zittere.
„Ich weiß nicht, welcher ſchrekliche Unfall mir
„ahndet. Wo iſt mein Vater? Wo meine Ge-
„mahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthi-
„gen Kinder ſo ſtolz iſt? Warum vermiſſe ich an
„meiner Linken die Beute des überwundenen Lö-
„wen? — Wo ſind meine Pfeile? wo der Bogen?
„Ich lebe, und man hat mir meine Waffen ab-
„nehmen können? Wer hat dieſen Raub davon
„getragen? Wer hat auch den ſchlafenden Her-
„cules nicht geſcheuet? Ich muß ihn doch ſehen,
„meinen Sieger: ich muß ihn doch ſehen. Stelle
„dich, Sieger, den zu zeugen der Vater den
„Himmel nochmals verlaſſen, und dem zu gefallen
„die Nacht länger, als mir, ſtille geſtanden! —
„Was ſehe ich? Meine Kinder ermordet? Meine
„Gemahlin todt? Welcher zweite Lycus hat ſich
„des Reichs bemächtiget? Hercules iſt wieder ge-
„kommen, und doch erkühnt man ſich zu Theben
„ſolcher Verbrechen? Herbei Boeotier, Phryger
„xc., zeiget mir den Urheber dieſer gräßlichen
„Morde! — So breche deñ mein Zorn auf meine
„Feinde los! Alle ſind meine Feinde, die mir
„meinen Feind nicht zeigen. — Du verbirgeſt dich,
„Alcidens Sieger? Erſcheine xc. Laß uns ohne
„Anſtand kämpfen. Hier ſtehe ich frei und bloß.
„Auf! greife mich mit meinen eigenen Waffen
„an. — Doch warum entziehet ſich Theſeus;
„warum entzieht ſich der Vater meinen Bliken?
„Warum verbergen ſie ihr Antliz? Hemmet dies
„Winſeln! Saget, wer hat meine Söhne ermor-
„det? Vater, warum ſchweigſt du? Rede, Theſeus,
„aber rede ſo, wie ich es vom Theſeus gewohnt
„bin. Schweigt ihr noch? Noch wendet ihr voll
„Scham euer Geſicht weg? Noch fallen verſtohlne
„Thränen herab? — Weſſen hat man ſich bei

„ ſolchem Unglüke zu ſchämen? Iſt es Euryſtheus; „ iſt es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, „ von dem dieſe Niederlage kömt? Ich bitte dich, „ Vater, bei allen meinen ruhmvollen Thaten bitte „ ich dich, ſage, wer iſt der Mörder meines Ge„ſchlechts? Als weſſen Beute habe ich unterge„legen?

Amphitryo. Laß uns dies Unglük mit Stillſchweigen übergehen.

Hercules. Und ich ſollte ungerochen ſein?

Amphitryo. Schon oft iſt die Rache ſchädlich geweſen.

Hercules. Wer war je träge genug, dergleichen Unglük zu erdulden?

Amphitryo. Der, welcher noch größeres Unglük zu fürchten hatte.

Hercules. Kan̄ wohl ein größeres Unglük zu fürchten ſein, als dieſes?

Amphitryo. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil iſt es.

Hercules. Erbarme dich, Vater! Flehend ſtreke ich meine Hände gegen dich aus. — — Indem Hercules dieſes thut, wird er gewahr, daß ſeine eigenen Hände voller Blut ſind. Er wird gewahr, daß es ſeine eigenen Pfeile ſind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er ſelbſt, ſeinen Bogen habe ſpannen können, iſt er genöthiget, ſich ſelbſt für den Mörder zu erkennen. „ Wie? Vater, „ Freund, ſo bin ich es ſelbſt, der dieſes Verbrechen „ begangen hat? Ach! ſie ſchweigen: ich bin es.“ Amphitryo will ihn tröſten, und ſchiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umſonſt; er geräth in eine ſo wüthende Verzweiflung, daß es ſcheint, die Raſerei habe ihn nicht ſowohl verlaſſen, als nur ihre Richtung verändert, und ſich gegen ihn ſelbſt

gewendet. Er bittet ſeinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergeſſen und zornig von dem geſtirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucaſus gefeſſelt, oder zwiſchen den Symplegaden zerſchmettert ſein. Er will Wälder zuſammenhäufen, und ſich, beflekt vom ſträflichen Blute, in den brennenden Holzſtoß ſtürzen. Er will den Hercules der Hölle wieder zurükgeben. Dieſe ſoll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenſeits des Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekañt ſei. — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſei, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen köñten. Er will ſein Schwert, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keule, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — Hier wagt es Theſeus ihm zuzureden.

Theſeus. Wer hat dem Irrtume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Hercules. Oft iſt ein zu großer Irrtum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſeus. Hier iſt Hercules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Übeln!

Hercules. Noch habe ich in der Raſerei nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abſcheulichen Anblik nicht vor allen Völkern verbergen ſollte, die ihn ohnedies fliehen müßten. Meine Waffen, Theſeus, meine Waffen, die man mir ſo ſchimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Raſe ich nicht mehr, ſo gib mir ſie zurük. Raſe ich aber noch, ſo entferne dich, Vater. Ich will ſchon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Hercules auf das zärtlichſte zu bitten. Er beſchwört

ihn bei allen den Verbindungen, die zwiſchen ihnen beiden obwalten; es ſei nun, daß er ihn als ſeinen Vater, oder als ſeinen Pfleger betrachte. Er ſtellt ihm vor, daß er die einzige Stüze ſeines Hauſes ſei; daß er ihn noch nie genoſſen habe, ſondern immer in der äuſſerſten Furcht ſeinetwegen habe leben müßen.

Hercules. Und warum ſollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verloren? — Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raſerei ſelbſt, habe ich verloren. Es iſt kein Rath für meine beflekte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büßen.

Theſeus. Du wirſt deinen Vater um's Leben bringen.

Hercules. Damit ich es nicht etwa thu, eben deßwegen will ich ſterben.

Theſeus. In Gegenwart des Vaters?

Hercules. Solchen Greuel anzuſehen, habe ich ihn ſchon gelehrt.

Amphitryo. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurük, und verzeihe dir ſelbſt dieſe einzige Schuld.

Hercules. Der ſollte ſich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieſes einzige that ich von mir ſelbſt. —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm ſeine Waffen wieder zurük geben ſolle. Umſonſt verbindet Theſeus ſeine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Hercules unanſtändig ſei, irgend einem Unglüke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe mein „Verbrechen nicht freiwillig, ſondern gezwungen ge„than. Jenes würde man glauben, weñ ich leben „bliebe; dieſes kañ nur mein Tod bekräftigen.“ —

Der Dichter hat dieſes in wenig Worten auszudrüken gewußt: Si vivo, feci scelera; si morior, tuli. — Hercules fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müße. Er drohet, weñ ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bakchus geheiligten Haine auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf ſich zu reiſſen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſein, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpunkte der Erde erdrüken. — Dieſe Hartnäkigkeit des Hercules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauren, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrſcheinlicher Weiſe die andere ſagen ſoll; bald hat man aus zwei Reden eine, und bald aus einer zwei Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kañ, iſt dieſes, daß Amphitryo ſelbſt ſich einen von den Pfeilen an die Bruſt ſezt, und ſich zu durchſtechen drohet, weñ Hercules ſeinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, ſpricht er, du lebſt, oder du wirſt auch „an mir zum Mörder. Schon ſchwebt meine durch „Unglük und Alter geſchwächte Seele auf den äuſ„ſerſten Lipen. Wer überlegt es ſo lange, ob er „ſeinem Vater das Leben ſchenken wolle? Jezt „drüke ich, des Verzögerns ſatt, das tödliche Ei„ſen durch die Bruſt. Hier, hier wird des ver„nünftigen Hercules Verbrechen liegen.“ Und hiermit gelingt es dem Amphitryo, den Hercu-

les ſo zu erweichen, daß er ſich zu leben, und dieſen Sieg über ſich ſelbſt zu ſeinen übrigen Siegen hinzuzuthun, entſchließt. Er iſt nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlaſſen. „Doch wohin ſoll ich fliehen? „Wo werde ich mich verbergen? „Welcher Tanais, „welcher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde „Rhein wird meine Rechte abwaſchen können? Und „wen̄ auch der ganze Ocean über meine Hände dahin „ſtrömte, ſo würden doch noch die gräßlichen Mor„de daran kleben.“ — Er erſucht hierauf den Theſeus, ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſein kön̄te, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirdiſche Reich wieder zurük zu bringen. „Da, da, will „ich mich verborgen halten. Doch auch da bin ich „bekan̄t.“ — Theſeus ſchlägt ihm ſein eignes Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deßwegen, weil es das Land ſei, wo Mars ſelbſt, wegen Ermordung ſeines Sohnes, losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der Götter „richtet; dieſes Land, Alcides, rufet dich.“

Und ſo ſchließt der raſende Hercules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Überhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Übermuth des Hercules, das Unglük einer blinden Naſerei, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines

Vaters gefühlt: ſo kañ der Dichter gewiß ſein, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird. Und was ſind es deñ endlich auch für Fehler? Er iſt mit den poetiſchen Farben allzu verſchwenderiſch geweſen; er iſt oft in ſeiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zur Schwulſt; und die Natur ſcheinet bei ihm allzu viel von der Kunſt zu haben. Lauter Fehler, in die ein ſchlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden ſie, weñ man ſie nach dem Stoffe des Trauerſpiels beurtheilet, welcher, wie man geſehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt iſt. Die Thaten des Hercules ſind für uns unſinnige Erdichtungen, und bei den Heiden waren ſie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, weñ ſie hörten, daß er Gebirge zerriſſen, daß er die Hölle geſtürmt, daß er den Himmel getragen; und wir wollen uns kaum des Lachens dabei enthalten können. Allein, iſt es billig, einen Dichter anders, als nach den Umſtänden ſeiner Zeit, zu beurtheilen? Iſt es billig, daß wir das, was ſeine Zeitverwandten in dem Munde des Hercules für ſchrekliche Drohungen hielten, für unſinnige Groſſprechereien halten, und ſie als ſolche, mit ſamt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf dieſen Umſtand nicht weiter dringen, weil man ſchon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unſer Verfaſſer ſonſt die Regeln der Bühne gekañt, und ſich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, iſt nicht zu läugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſei, beweiſet die Stelle der Juno im erſten Aufzuge. Z. 124.

— — — Clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit.

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 930.

— — Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wen̄ es alſo da noch Mittag iſt, ſo bleibt für den Schlaf des Hercules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kan̄. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene iſt bei dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Palaſte des Hercules aufgebaut war. Zu dieſem nehmen Amphitryo und Megara nebſt ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An dieſem wollte ſie Lycus verbrennen laſſen, weil er ſie nicht mit Gewalt davon wegreiſſen durfte. Bei dieſem findet ſich Hercules, als er plözlich erſcheinet. Auf dieſem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich iſt auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus iſt eine bloße Epiſode, welche mit vieler Kunſt in das Ganze eingewebt worden. Sie iſt nicht die Haupthandlung, ſondern blos die Gelegenheit zu derſelben. — Dieſer Umſtand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides raſendem Hercules.

Der Ἡρακλης μαινομενος iſt das achtzehnte unter den übriggebliebenen Trauerſpielen des Griechen. Daß ſich der Römer daſſelbe zum Muſter vorgeſtellet habe, iſt nicht zu läugnen. Allein er hat nicht als ein Sclave, ſondern als ein Kopf, welcher ſelbſt denkt, nachgeahmt, und verſchiedene Fehler, welche in dem Vorbilde ſind, glüklich verbeſſert. Ich kan̄ mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechiſchen Stüks einlaſſen; ſo viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar

verdopelt hat. Bei ihm eröfnet Amphitryo das Stük, welcher die Zuhörer von den nöthigſten hiſtoriſchen Umſtänden unterrichtet. Megara kömt dazu, und beide beklagen ihr Unglük. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil mit den bitterſten Verſpottungen des Hercules. Megara und Amphitryo ergeben ſich in ihr Schikſal, und bitten nur noch um eine kurze Friſt, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieſes geſchehen, und ſie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erſcheint Hercules, welcher unerkant in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglük, welches ſeinem Hauſe drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man ſich's verſieht, erſcheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie ſoll dem Hercules auf Befehl der Juno den Verſtand verrüken; die Furie weigert ſich, doch endlich muß ſie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Naſerei des Hercules nur erzählt, und in dem fünften kömt Theſeus dazu, welcher ſeinen Freund, der ſich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurecht bringt. — Nun ſehe man, wie geſchikt der römiſche Dichter durch eine kleine Veränderung ein zuſammenhangendes Stük daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen ſolchen gefährlichen Ruhepunkt findet, ſondern bis an's Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nämlich mit dem grauſamen Entſchluſſe der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuſchauern zeigen will. Es iſt wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu ſehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — Einen andern Kunſtgrif des latei-

niſchen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nämlich, wie er die Grauſamkeiten des Hercules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt ſie blos erzählen, und unterrichtet den Zuſchauer nicht einmal ſo lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, deſſen Geſchrei, da er auſſer der Bühne ermordet wird, man doch wenigſtens vernim̃t. Wie viel beſſer läßt der Römer blos den Tod des Lycus erzählen, und ſpart ſeine Theaterſpiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieſes aber, was ich jezt geſagt habe, muß man nicht ſo auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stüken eben ſo wenig, als in dieſen mechaniſchen Einrichtungen, den Vorzug zugeſtehen wollte. Er hat eigentümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer ſonſt ſein Nachahmer iſt, nur ſelten gekañt zu haben ſcheinet. Der Affect drükt ſich bei ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weiß nicht, was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Wiz erſezen. Aber glüklich ſind die, welche ihn noch ſo erſezen können! Sie entgehen doch wenigſtens der Gefahr, platt, ekel und wäßricht zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht ſein, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienſt dieſes Jeſuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich geweſen, ſeinen Auszügen aus den griechiſchen Trauerſpielen Auszüge aus den ähnlichen römiſchen Tragödien beigefügt. Man kañ alſo leicht glauben, das er auch unſern raſenden Hercules, bei Gelegenheit des euripidiſchen, nicht

werde vergeſſen haben. Ich habe nichts dawider, daß er dieſen weit vorzieht; allein, daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen ſucht, wo er es nicht iſt: dieſes kan̄ ich unmöglich ſo hingehen laſſen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jeſuit ſelbſt iſt. Man wird ſich der Stelle erinnern, die ich oben, Seite 335, aus dem dritten Aufzuge angeführet habe:

— — — Si novi Herculem,
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theſeus will dem Amphitryo damit Troſt zuſprechen. Ich habe ſchon ſo viel Zutrauen zu meinem Geſchmake, daß ich mich nicht zu geſtehen ſchäme, dieſe Zeilen allezeit für ſehr ſchön gehalten zu haben. Mußte ich alſo nicht erſtaunt ſein, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las: „Das: ich ſterbe, „ich bin todt, ich bin begraben, des Gei„zigen bei dem Moliere (Aufz. 4. Auftr. 7.) iſt „ohne Zwifel aus dieſer Quelle entſprungen. „Allein dieſes ſagt ein Narr, welchen der Dichter „in einer lächerlichen Unſinnigkeit ſeinem Charakter „gemäß ſprechen läßt; und Theſeus hätte ſich, „wo nicht als ein König, doch wenigſtens als ein „vernünftiger Man̄ ausdrüken ſollen.„ — Wen̄ es auch wahr wäre, daß Moliere bei Gelegenheit dieſer Stelle auf ſeinen Einfall gerathen ſei: ſo würde dieſes doch nichts mehr beweiſen, als ſo viel, daß kein ernſthafter Gedanke, keine Wendung ſo ſchön ſei, die ſich nicht ziemlich luſtig parodiren laſſe. Hieraus aber zu ſchließen, daß die Parodie und die parodirte Stelle gleich ungereimt ſein müßten, iſt eine ſehr kindiſche Über-

eilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax ſelbſt, ſondern darin, daß er einen Narren von ſich etwas ſagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von ſich ſagen kan̄, widerlegt wird: nicht darin, daß der Tod ſo geſchwind auf das Sterben, und das Begräbniß ſo geſchwind auf den Tod folgt; ſondern darin, daß er einen Menſchen vorgeben läßt, dieſes alles widerfahre ihm bei lebendigem Leibe. Was hat den̄ nun alſo die Rede des Theſeus, auſſer dem dreifachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder iſt ſie an und für ſich ſelbſt abgeſchmakt? Hätte doch der Pater dieſes gezeigt; hätte er doch auch beiläufig gezeigt, wie es der Dichter ſchöner ausdrüken ſollen, daß Hercules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich ſtrafen werde! — Mit eben ſo wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Hercules raſet. „Hercules, ſagt er, bildet ſich ein, den him̄liſchen Löwen, den er in dem nemeäiſchen Walde „überwunden, zu ſehen, wie er eben bereit iſt, „die Zeichen des Herbſtes und des Winters zu „überſpringen, um den Stier zu zerreiſſen, welcher „ein Zeichen des Frühlings iſt. Das iſt wahrhaftig eine gelehrte Naſerei!“ — Wie artig der Jeſuit ſpottet! Aber warum iſt ſie den̄ gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jeſuitenſchüler nicht ganz und gar ein Ignorant ſein muß, wen̄ er wiſſen will, daß Hercules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrſamkeit braucht den̄ Hercules, dieſes von ſich ſelbſt zu wiſſen? Oder ſtekt etwa die Gelehrſamkeit in der Ken̄tniß der Zeichen des Thierkreiſes? Wen̄ das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſein. — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Überei-

kung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömt Hercules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äuſſerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerei begangen. Man könte ſagen, er werde auf's neue raſend; ſo ſchrekliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt. „Allein, ſagt Brumoy, „ſeiner Gewohnheit gemäß mengt er auch lächerliches Zeug darunter. Er will ſeine Keule, ſeine „Pfeile, und ſelbſt die Hände der Juno, die ſie „ſo unglüklich geführt haben, verbrennen.“ — Nun ſehe man, ob es wahr iſt, daß ihn der Dichter dieſes ſagen läßt. Die Stelle iſt dieſe:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *o novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder eines nach dem andern an, und will zu deſſen Genugthuung die Pfeile, zu deſſen den Bogen, zu deſſen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch, „ſpricht er, auch euch, unſelige ſtiefmütterliche Hän„de, will ich mit meinen Pfeilen verbrennen.“ — Wer heißt deñ nun hier den Jeſuiten, unter *novercales manus* die Hände der Juno verſtehen? Warum können es deñ nicht die eignen Hände des Hercules ſein? Ja freilich wäre alsdañ die Stelle nicht mehr lächerlich! Auf's höchſte liegt in dem Worte *novercales* blos eine Anſpielung auf die Juno, und er neñt ſeine Hände blos darum ſtiefmütterlich, weil ſie nicht minder grauſam gegen ſeine Kinder geweſen waren, als die Juno gegen

ihn zu ſein pflegte. — Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten.

Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Hercules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stof bearbeitet haben. Bei den Franzoſen führen eine Menge Tragödien den Titel Hercules; ich kañ es aber jezt nur von zweien mit Gewißheit ſagen, daß ſie den raſenden Hercules angeben. Die mehreſten werden ohne Zweifel den ſterbenden Hercules aufſtellen. Roland Briſſet iſt der erſte, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weiß. Sein Theater iſt zu Tours 1589 in Quart gedrukt, und enthält auſſer genañtem Stüke noch folgende: Baptiste, Agamemnon, Octavie und Thyeste. der zweite Franzoſe iſt Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638 ein Trauerſpiel unter der Aufſchrift: Amphitryon ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bei der Hand, und kañ alſo nicht urtheilen, wie ſie zu Werke gegangen ſind; ob ſie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob ſie gar nur einen von beiden überſezt haben. Auf dem italiäniſchen Theater finde ich einen Ercole furioso von Lodovico Dolce: allein von dieſem weiß ich es zuverläßig, daß es blos eine poetiſche Überſezung des Seneca iſt. Dolce hat noch ſieben Trauerſpiele unſeres lateiniſchen Dichters überſezt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich alſo nicht eigentlich ſagen kañ, mit wie viel Glük man in den neuern Zeiten den raſenden Hercules auf die Bühne gebracht habe; ſo will ich wenigſtens meine Gedanken entdeken, wie er am beſten darauf zu bringen ſei.

Vorſchlag für einen heutigen Dichter.

So viel iſt augenſcheinlich, daß aus dem Stüke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine volkommene Oper zu machen sei. Die Maſchinen finden ihren natürlichen Plaz darin, und weñ die bloße Erſcheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, ſo köñte man die Erſcheinungen aus dem Euripides borgen. Dieſer nämlich, wie ich ſchon angemerkt habe, führt anſtatt der Juno die Iris, ihre Botſchafterin, und eine Furie auf: zwei Gegenſtände, an welchen Maſchinenmeiſter und Maler ihre Kunſt hinlänglich zeigen köñten. Auch der Tonkünſtler würde ſich nicht beſchweren dürfen, daß man ſeine Kunſt durch eine verhaßte Monotonie der Leidenſchaften einſchränkte. Sie ſind durchgängig in dem ſtärkſten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Raſende, das Zärtliche, das Geſezte, das Freundſchaftliche, wechſeln unaufhörlich ab, und oft treffen ſie ſo glüklich zuſammen, daß ſie der ſchönſten Abſtechungen unter einander fähig ſind. Auch die Erfindung des Baletmeiſters würde ſich hier nicht auf dem Trokenen befinden, auf welchen man in einem Schauſpiele, das ſo vorzüglich zum Vergnügen des Geſichts und des Gehörs beſtiñt iſt, billig auch mit ſehen muß. Doch da die Oper mehr in das muſikaliſche, als in das poetiſche Fach gehöret, ſo will ich mich nicht weiter damit einlaſſen. Ich will vielmehr meine Abſicht auf ein regelmäßiges Stük richten. Die mechaniſche Einrichtung deſſelben würde man gänzlich dem Seneca abſehen können. Nur mit der Juno, welche bei ihm ziemlich das Anſehen eines Prologen hat, müßte man eine Änderung treffen. Unſere neuere tragiſche Bühne will die Gottheiten

nicht mehr leiden. Man hat ſie in die allegoriſchen Stüke verwieſen, und das mit Recht. Was alſo zu thun? Ich wollte rathen, die perſönliche Erſcheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Prieſters zu verwandeln. Er müßte ſelbſt kommen, und es dem herculiſchen Hauſe erzählen, was er in ſeiner Entzükung geſehen, und welche ſchrekliche Drohungen er gehöret. Dieſe Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrüken abgefaßt ſein; ſie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit ſie den Ausgang ſo wenig als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Hercules bei ſeiner Zurükkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Anſehung der Sitten, wollte ich, daß ſich der neuere Dichter den Euripides zum Muſter vorſtellte; doch mit Beibehaltung des ſenecaſchen Lycus. Dieſer iſt bei dem Griechen viel gröber und grauſamer geſchildert. Er ſagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Hercules umbringen müße, weñ er ſicher herſchen wolle, und thut der Megara den Vorſchlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Da hingegen ſind in dem Griechiſchen der Hercules weit menſchlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theſeus weit freundſchaftlicher gebildet. Das Abenteuerliche des erſtern iſt da ungemein verſtekt, und aller ſeiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht ſo ſehr in die Augen fällt. Die prächtige Beſchreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als ein unnöthiger Zierat, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund, ſie zu wagen, ob er gleich freilich beſſer gethan hätte, weñ er hier der vorſichtigen Anſtändigkeit ſeines Muſters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern; und welcher Dichter läßt ſich nicht gern von der Begierde,

ſeine Stärke zu zeigen, dahinreiſſen? Was die Perſon des Theſeus anbelangt, ſo würde man auch bei dieſer beſſer der Einrichtung des lateiniſchen als des griechiſchen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Hercules auf die Bühne; dieſer aber läßt ihn erſt in dem fünften Aufzuge dazu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Weñ der neuere Dichter übrigens eine Vermehrung der Perſonen vorzunehmen für nöthig befände, ſo würde er, vielleicht nicht ohne Glük, eines von den Kindern des Hercules, welche ſeine beiden Vorgänger nur ſtum̃ aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter deſſelben aus Zärtlichkeit und Unſchuld zuſammenſezen, um unſer Mitleiden deſto ſchmerzlicher zu machen, weñ wir es von den blinden Händen ſeines geliebten Vaters ſterben ſehen. Doch würde es wohl unſere Bühne zulaſſen, in Anſehung der Ermordung ſelbſt, das Kunſtſtük des Römers anzubringen? In ſeinem ganzen Umfange möchte ſie es wohl ſchwerlich zulaſſen; doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuſchauer deßwegen dieſen ganzen ſchreklichen Anblik zu entziehen ſuchte. Wenigſtens müßte den Hercules auf der Bühne die Raſerei befallen; voller Beſtürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtſam vor ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und ſie auſſer dem Geſichte des Zuſchauers töden. Dieſes würde das Mittel zwiſchen dem, was der römiſche und was der griechiſche Dichter geſchehen laſſen, ſein. Amphitryo kõnte alsdañ den folgenden Aufzug mit der traurigſten und lebhafteſten Beſchreibung anfangen; er kõnte ſich mit dem Theſeus berathſchlagen, wie ſie ſich gegen den ſchlafenden Hercules verhalten ſollten, und während der Berathſchlagung kõnte der erwachte Hercules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer ſpielen läßt, ausführen. — Doch, wird man nun-

mehr fragen, iſt den überhaupt ein Held, den eine haſſende Gottheit, in einer plözlichen Naſerei, Grauſamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauſpiel? Iſt es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben ſo abſcheuliche und die Menſchen zur Verzweiflung bringende Grundſäze, als der Ödip? Dieſer iſt zu den ſchreklichſten Verbrechen beſtim̃t, und kan̄ ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nüzlicher Man̄ zu ſein, und wird mitten unter dieſen Beſtrebungen, durch die Eiferſucht einer obern Macht, der Elendeſte. Soll dies das Schikſal derer ſein, die auf dem ſauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine ſchöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laſter überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen! — Dieſen Einwurf wegzuſchaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des raſenden Hercules

unterſuchen; ſowohl die, welche jezt darin liegt, als die, welche darein gelegt werden kan̄. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre fließen müße, wen̄ uns nur einzelne Stellen von nüzlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſein, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — liegt allerdings in dem raſenden Hercules. Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darin, oder eine abgeſchmakte. Entweder die Lehre: daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen;

oder die Lehre: daß man ſich hüten müße, von dem Jupiter aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, weñ man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bei dem Euripides zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdekt haben. Weil bey dem Griechen Hercules, der durch die Freundſchaft des Theſeus gerühret worden, das ganze Stük mit den Worten ſchließet: „Unglüklich iſt der, welcher „Güter oder Ehre einem wahren Freunde vorzieht!“ ſo ſezt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke iſt, „wie mich dünkt, die Moral dieſes Trauerſpiels, „weil alles darin auf die Entwiklung des Theſeus abzuzielen ſcheinet.“ — Doch es iſt offenbar, daß Brumoy den lezten Sittenſpruch für die Hauptlehre genommen hat. Weñ ſeine Meinung wahr wäre, ſo hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger paſſende Fabel, als durch dieſe, erläutern können. Die ganzen vier erſten Aufzüge würden in dieſer Abſicht umſonſt geſchrieben ſein. Alles, was man alſo zur Entſchuldigung dieſer beiden alten Muſter anführen kañ, iſt dieſes, daß ſie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß ſie ihre Tragödien nicht ſo gemacht haben, wie ſie uns eine ſogenañte kritiſche Dichtkunſt zu machen lehret. Erſt eine Wahrheit ſich vorzuſtellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu ſuchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bei jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche ſich beſonders darin ausnehmen würden.

Da ſie übrigens in gewiſſen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geſchichte zu bleiben gezwungen waren, ſo mußte es ihnen entweder gleichgültig ſein, ob die moraliſche Folge aus der Begebenheit ſelbſt gut oder böſe ſei, oder ſie mußten überhaupt von der Aufführung gewiſſer Begebenheiten abſtehen. Allein kañ ein neuer Dichter eben dieſe Entſchuldigung haben? und iſt ſeine Freiheit eben ſo eingeſchränkt? Gewiß nicht; er kañ ändern, was er will, und es liegt nur an ihm, weñ das Ganze bei ihm nicht eben ſo lehrreich iſt, als die beſondern Theile. — Nun kömt es darauf an, was er in dieſer Abſicht mit dem raſenden Hercules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieſes Charakters ſelbſt ankommen. Seine Naſerei müßte eine natürliche Folge aus demſelben werden. Juno müßte ſich daran nur erfreuen, nicht aber ſie ſelbſt bewirken. Und dieſes iſt leicht: deñ was iſt näher verbunden, als Tapferkeit und Übermuth, als Übermuth und Wahnwiz? Man ſchildere alſo den Hercules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man laſſe ihn die größten Thaten glüklich ausgeführt haben; man laſſe ihn noch größere ſich vorſezen. Allein ſein allzu großes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer ſtolzen Verachtung der Götter. Man laſſe ihn nach und nach ſich in ſeine eigne Anſchläge verwikeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobſprüche das ohnedies geringe Gefühl ſeiner Menſchheit unterdrükt. Weñ der Dichter alle dieſe Staffeln glüklich hinan zu gehen weiß, ſo bin ich gewiß, der Zuſchauer wird endlich geneigt ſein, die völlige Naſerei des Hercules als einen ganz natürlichen Erfolg anzuſehen. Ich habe ſchon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Rö-

mer in den Mund gibt, eine ſehr feine Vorbereitung iſt: und weñ man auch das Gebet wieder vorbereitet, ſo wird ſich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — Welche ſchrekliche Lection würde dieſes für unſere wilden Helden, für unſre aufgeblaſenen Sieger ſein!

Ehe ich dieſes Trauerſpiel ganz verlaſſe, will ich vorher noch einen

Verſuch über das in Unordnung gebrachte Stük des lateiniſchen Dichters,

deſſen ich auf der 346 Seite gedacht habe, wagen. Er gehet von der 1295 Zeile bies zu der 1315. Ich ordne die Perſonen darin folgender Geſtalt.

Amph. Redde arma. Herc. Vox est digna genitore Herculis.
Amph. Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. Th. Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
Amph. Aptata arundo est; ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Paude quid fieri jubes?
Herc. Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
Amph. Natum potes servare tu solus mihi,
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque senio, nec minus quassam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.
Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.
Herc. Jam parce, genitor etc.

Hercules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtüm zurük. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt Redde arma ſagen und legen das folgende: Vox est etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch weñ man dieſen leztern Worten weder eine abgeſchmakte noch eine zu weit hergeholte Erklärung geben will, ſo muß ſie kein anderer als Hercules ſagen, zu Bezeigung nämlich ſeiner Zufriedenheit über das Redde arma ſeines Vaters. Gronov hat dieſes durch Hülfe ſeiner Handſchriften ſehr wohl eingeſehen, nur daß er das Redde in Reddo verwandelt. Er glaubt nämlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Hercules ſeine Waffen wiedergebe, und dieſer Irrtum hat gemacht, daß er alles andere unrecht, obgleich ſcharfſinnig genug, erklärt hat. Ich ſchmeichle mir den rechten Punkt getroffen zu haben. Da nämlich Amphitryo ſieht, daß Hercules unbeweglich iſt, ſo ſagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: Redde arma. Daß er dieſes zu einem Diener ſagen könne, beweiſe ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem ſchlafenden Hercules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig verſteht, wird nunmehr gleich einſehen, daß die Zweideutigkeit des Redde arma ein vortrefliches Spiel ausmache. Hercules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben, und ſagt daher ſich und dem Amphitryo die Schmeichelei: Vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verſtanden und gibt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Hercules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo den-

ſelben weg, und ſezt ihn mit den Worten an ſeine eigene Bruſt: Hoc en peremptus spiculo etc. „Dieſer Pfeil war es, durch den dein Sohn „fiel; dieſer war es, den Juno ſelbſt durch deine „Hände abſchoß: dieſer ſoll es ſein, den ich „nun gegen mich ſelbſt brauchen will.“ Die folgenden Worte: Ecce jam miserum, bis sollicitum ferit, kañ weder Hercules noch Amphitryo ſagen. Sie müßen dem Theſeus zugehören, und ich nehme ſie ſo an, daß ſie den erbärmlichen Anblik des ſich zu erſtechen drohenden Alten ſchildern, und den Hercules zur Barmherzigkeit bewegen ſollen. Doch weil dieſer ſchweigt, ſo fährt der Vater fort: Aptata arundo est etc. „Der Pfeil iſt angeſezt. „Siehe, dieſes Verbrechen wirſt du mit Wiſſen und „Willen begehen. Sprich, was ſoll ich thun? — Ich „ſchreibe dir nichts vor, antwortet ihm Hercules. „Mein Schmerz iſt geſichert.“ Alles das übrige laſſe ich nunmehr den Amphitryo ſagen. Das Eripere nec tu iſt eine Verbeſſerung, welche Gronov aus ſeiner Handſchrift vorgebracht hat, und die ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo feſt entſchloſſen iſt, ſich zu durchſtechen, weñ Hercules bei dem Vorſaze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf keine Weiſe von ihm will trennen laſſen; ſo kañ man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den „Sohn mir erhalten, das kañſt du allein; aber „mir ihn rauben, kañſt du nicht. Der größten „Furcht bin ich entledigt. Elend kañſt du mich „nicht machen: glüklich machen kañſt du mich ꝛc.“ d. i. Da ich einmal beſchloſſen habe, dir zu folgen, ſo kañſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kañſt mich glüklich machen, weñ du leben bleibſt: aber nicht elend, weñ du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht

ſterben ſollſt. — Die folgenden Zeilen paſſen in den Mund des Amphitryo eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo köñte man ſie durchſchneiden, und die Worte: Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theſeus ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: Non feram ulterius moram etc., bis endlich Hercules Jam parce genitor ſaget. Das Jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederholt wird, zeigt genugſam wider Gronoven, daß Amphitryo ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwei Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich vom Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihn, und nicht den Hercules, das Hoc nunc ego utar, und das Aptata arundo est müße ſagen laſſen. Leſer von Geſchmak werden mir gewiß Recht geben, weñ ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stüken meine Ordnung der Perſonen mit der ſeinigen zu vergleichen. Andere Kunſtrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — Ich komme zu dem zweiten Trauerſpiele.

2.

Thyeſt.

Inhalt.

Atreus und Thyeſt, die Söhne des Pelops, regirten beide zu Argos, ein Jahr um das andere. Thyeſt verliebte ſich in die Gemahlin ſeines Bruders, in die Ärope, und entwendete durch deren Hülfe den goldenen Widder, mit deſſen Beſiz das Schikſal des Reiches verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieſer dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derſelben,

und hielt endlich eine verſtellte Verſöhnung für das ſicherſte Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyeſt bereden, daß er ſicher zurükkommen könne, weil ſein Bruder alle Feindſchaft bei Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig iſt, weñ ſie eine leichtgläubige Beute in ihr Nez lokt. Allein, wie unmenſchlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder ſeines Bruders am Altar, und machte ſeinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird ſich zu entſezen. — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stük ſelbſt, nicht zu wiſſen.

Auszug.

Die Bühne eröfnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyeſt. Man kennet ſeine Verbrechen, und ſeine Strafe in der Hölle. Jezt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erſtaunt, und glaubt, daß man eine Veränderung der Qualen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdekt ihm gar bald, daß er ſeine Familie mit Wuth und Haß anſteken und zu den grauſamſten Verbrechen geneigt machen ſolle. „In dieſen werde um den Vorzug gekämpft, und wechſelsweiſe züke man den Dolch. Der Zorn kenne weder Maß noch Scham, und blinde Raſerei reize die Gemüther. Die Wuth der Eltern daure fort, und anhaltende Bosheit pflanze ſich von einem Enkel auf den andern. Ohne jemanden Zeit zu gönnen, ſein Verbrechen zu haſſen, fehle es nie an einem neuen, und nie ſei eines allein in einem allein. Es wachſe, indem es ge-

„ſtraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle „das Scepter, und ein zweifelhaftes Glük ſcheine „ſich ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke be„trügeriſch zwiſchen ihnen, und mache jezt aus dem „Mächtigen den Unglüklichen, und jezt aus dem „Unglüklichen den Mächtigen. Ein beſtändiger „Wechſel triebe ihr Reich umher. Abſcheulicher La„ſter wegen mögen ſie vertrieben werden, und in „eben ſo abſcheuliche Laſter mögen ſie wieder fallen, „weñ ſie Gott in ihr Vaterland zurük bringt. Al„len müßen ſie ſo verhaßt ſein, als ſich ſelbſt. „Nichts halte ſich ihr Zorn für unerlaubt. Der „Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Va„ter, und den Vater der Sohn. Böſe ſollen die „Kinder umkommen, und noch böſer erzeugt wer„den. Die feindſelige Gattin laure auf ihren Mañ. „Man führe den Krieg über das Meer; vergoßnes „Blut überſchwemme die Länder, und die ſiegen„de Wohlluſt triumphire über mächtige Führer der „Völker. Unzucht ſei in dem gottloſen Hauſe das „Geringſte ꝛc." Alle dieſe Verwünſchungen, und noch mehrere, ſind prophetiſch, und beziehen ſich weit auf das Zukünftige hinaus: auf das, zum Exempel, was ſich mit der Klytemnäſtra, mit dem Oreſt, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des pelopeïiſchen Hauſes zutragen ſollte. Endlich kömt Megära auf die näheren Greuel mit mehr Deutlichkeit, und verkündigt dem Tantalus das grauſame Mahl, vor welchem ſich die Sonne zurükziehen werde. „An dieſem ſollſt du „deinen Hunger ſtillen. Vor deinen Augen ſoll „der mit Blut gemiſchte Wein getrunken werden. „Endlich habe ich die Speiſen gefunden, die du „ſelbſt fliehen wirſt." — Auf dieſe ſchreklichen Worte will der Schatten davon eilen, und alle ſeine hölliſchen Strafen ſcheinen ihm dagegen ge-

ringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordluſt vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umſonſt wendet er ein, es ſei zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umſonſt beklagt er ſich, daß er gleichſam als ein giftiger Dampf aus der geborſtenen Erde geſchikt werde, welcher Peſt und Seuchen unter die Völker bringen müße. Umſonſt will er es wagen, nochmals ſchwazhaft zu ſein, und ſeine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie drohet, und vermehret in dem Schatten das innere Gefühl ſeiner Qualen ſo heftig, daß er ihr in den Palaſt folgen muß, wo er überall Raſerei und Blutdurſt verbreitet. — Man muß ſich einbilden, daß dieſes ſogleich geſchieht, ſobald er über die Schwelle getreten. Der Palaſt empfindet es, daß er von einem unſeligen Geiſte berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug ſei, und befiehlt ihm, in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurükzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſeze. Sie beſchreibt dieſes Entſezen in ein Duzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem Chore Plaz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Großvater ein ſchlimmerer Enkel folge. Er ſagt, es ſei bereits genug geſündiget worden; und führt, dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgeſezt. Von der Strafe des leztern macht er ein ſehr künſtliches Gemälde, welches aber den Leſer kalt läßt, und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter

zu glauben bewogen worden, es müße das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweiter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus iſt gleich anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jezt, wegen den ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſei. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſezt. Wie gern hätte er ſich wollen unter dem einſtürzenden Palaſte begraben laſſen, weñ er nur zugleich auch den Bruder zerſchmettert hätte. „Auf! Atreus, beginne „etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch „keine verſchweige. Auf! erkühne dich einer blu„tigen, gräßlichen Schandthat; einer Schandthat, „auf die mein Bruder neidiſch werde, die er ſelbſt „begangen zu haben wünſchen möchte. Du kañſt „ſeine Verbrechen nicht rächen, ohne ſie zu über„treffen. Doch durch welche Abſcheulichkeit werde „ich ihm überlegen ſein können? Auch in ſeinem „Elende ruhet er nicht. Das Unglük macht ihn „eben ſo hartnäkig, als übermüthig ihn das Glük „macht. Ich kenne ſeinen ungelehrigen Geiſt. „Biegen läßt er ſich nicht, aber brechen läßt er „ſich. Ehe er ſich alſo wieder erholt, ehe er neue „Kräfte ſammelt, muß ich ihn angreifen; deñ „bleibe ich ruhig, ſo greift er mich an. Ich kom„me durch ihn um, oder er muß durch mich um„kommen. Das Verbrechen iſt mitten zwiſchen uns, „gleich einem Preiſe, aufgeſtellt, welcher dem „gehört, der es zuerſt unternimt."

Der Vertraute. So kañ dich das widrige Urtheil des Volkes nicht ſchreken?

Atreus. Das iſt eben das Beſte an einem Reiche, daß das Volk die Thaten ſeines Beherſchers eben ſowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe ſtrebt, will ſich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben laſſen.

Atreus. Ein wahres Lob kañ auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falſches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müßen wohl wollen, was ſie nicht wollen.

Der Vertraute. Weñ der König, was recht iſt, will, ſo wird ſein Wille gern Aller Wille ſein.

Atreus. Derjenige König iſt nur halb König, welcher nur das, was recht iſt, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube iſt, da ruhet das Reich auf ſchwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu' und Glaube ſind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thu, was ihm nüzt.

Der Vertraute. Auch einem böſen Bruder zu ſchaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles iſt gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig iſt. Deñ welcher Verbrechen hat er ſich enthalten? Von welcher Schandthat iſt er abgeſtanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch Liſt das Reich entriſſen. — Mit dieſem leztern zielet Atreus auf die ſchon erwähnte Raubung des goldnen Widders, mit deſſen Beſize das Reich verbunden war. Es gehen verſchiedene Zeilen auf die Beſchreibung

deſſelben, bis er endlich wieder ſchließt: „Meine „Gemahlin iſt verführt; die Sicherheit des Rei„ches iſt untergraben; das Haus iſt beſchimpft; „das Blut iſt ungewiß geworden. Und nichts iſt „gewiß, als daß mein Bruder mein Feind iſt.“ — „Du zitterſt?“ — fährt er zu dem Vertrauten fort — „Sieh auf den Tantalus und Pelops. „Dieſer ihren Beiſpielen zu folgen, werden meine „Hände aufgeboten. Sprich, wie ſoll ich das „verhaßte Haupt verderben?“

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergieße ſein feindliches Blut.

Atreus. Du redeſt von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe ſelbſt hören. Ein ſanftmüthiger Tirañ mag umbringen laſſen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So iſt alle Frömmigkeit bei dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! weñ du anders jemals in unſerm Hauſe geweſen biſt. Das wüthende Heer der Furien, die zwiſtliebende Erynnis, und ſie, die in beiden Händen ſchrekliche Fakeln ſchüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürſte nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — Der Vertraute fragt ihn, worin dieſe Verbrechen beſtehen ſollen, und ob er ſich des Schwertes oder des Feuers zu ſeiner Rache bedienen werde. Doch beides iſt ihm zu geringe; Thyeſt ſelbſt ſoll das Werkzeug ſeiner Rache ſein. Er entdekt hierauf ſein unmenſchliches Vorhaben, und ermuntert ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt, den Muth darüber nicht ſinken zu laſſen, ſondern es, ſo gräßlich es auch ſei, unerſchroken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es ſehr ſchwer halten werde,

ſeinen Bruder in das Nez zu loken, antwortet er, daß er ihn ſchon durch das anzukörnen wiſſen werde, was ihm wichtig genug ſcheine, ſich der äuſſerſten Gefahr deßwegen auszuſezen; nämlich durch die Hofnung zu regiren. „Voll von dieſer Hof„nung, wird er dem Blize des drohenden Jupiters „entgegenzueilen kein Bedenken tragen. Voll „von dieſer Hofnung, wird er, was er für das „größte Übel hält, ſelbſt den Bruder zu ſehen, „nicht anſtehen.“ — Und dieſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nämlich, die er mit der Ärope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen dazu zu erwählen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jezt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus iſt von der Ruchloſigkeit ſeines Blutes ſchon ſo überzeugt, daß er zur Antwort gibt: „Weñ ſie auch nie„mand die Wege des Betrugs und der Verbrechen „lehret, ſo wird ſie doch das Reich dieſelben leh„ren. Du fürchteſt, ſie möchten böſe werden? „Sie wurden böſe geboren.“ — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und gibt ihm zu überlegen, ob er ſich auch wohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? „Oder, ſpricht er, willſt du ſie etwa ſelbſt hin„tergehen, und ihnen deine wahre Abſicht nicht „entdeken? — „Ja, antwortet Atreus; ſie ſol„len keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. „Und was iſt es auch nöthig, daß ich ſie zu Mit„ſchuldigen machen will?“ — Doch den Augenblik beſiñt er ſich, daß dieſes für ihn zu gut gedacht ſei. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und vermuthet, daß, weñ er ſeiner Kinder hierin ſchonen wolle, er auch ſeines Bruders ſchonen werde. Agamemnon

und Menelaus ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ſind. „Weñ ſie „ihn nicht verfolgen, weñ ſie ihn nicht haſſen „wollen, weñ ſie ihn Vetter nennen: ſo iſt er „ihr Vater.“ — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch plözlich anders beſinnet. „Ein „ſchüchternes Geſicht, ſagt er, pflegt manches zu „entdeken, und große Anſchläge verrathen ſich wi„der Willen. Nein; ſie ſollen es nicht wiſſen, zu „welcher That ſie die Werkzeuge werden. Und „du — (zum Vertrauten) halte unſer Vorhaben ge„heim!“ — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht als aus Treue verſchwiegen ſein werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimt von der Herſchſucht der zwei Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeiz anzubringen, und mehr ſpizig als gründlich zu beſtimmen, worin das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es nicht, die ihr nach Schlöſ„ſern geizet! Nicht der Reichtum, nicht der „Glanz des tyriſchen Purpurs, nicht das ſtrah„lende Diadem macht den König. Nur der iſt „König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles „Böſe aus der wilden Bruſt vertrieben hat. Nur „der, welchen nicht der ohnmächtige Ehrzeiz, wel„chen nicht die immer wankende Gunſt des Pöbels „bewegt. — Nur der, welcher von ſeiner ſichern „Höhe alles weit unter ſich ſieht. Nur der, wel„cher ſeinem Schikſale willig entgegen eilt, und „ohne zu klagen ſtirbt. — Es erſteige, wer da „will, die ſchlüpfrige Spize des Hofes; mich ſoll „die ſüße Ruhe ſättigen, und verborgen will ich „in ſanfter Stille dahin leben. Allen Quiriten „unbekañt, ſollen meine Jahre ſachte vorüber flie-

„ſen. Und weñ meine Tage ohne Geräuſch verſchwunden ſind, will ich lebensſatt und ohne „Titel erblaſſen. Auf den wartet ein harter Tod, „der, weñ er ſterben muß, allen viel zu bekañt „iſt, ſich ſelbſt aber nicht kennet.“

Dritter Aufzug.

Dieſen eröfnet Thyeſt mit ſeinen Söhnen, und unter dieſen führet Pliſthenes das Wort. Sie langen, auf die betrügeriſche Einladung des Atreus, an. Thyeſt erfreuet ſich anfangs, daß er endlich ſeine Vaterſtadt, und die Götter ſeiner Väter, „weñ anders, ſezt er hinzu, Götter ſind,“ wieder ſiehet. „Bald, ſpricht er, wird mir nun „das Volk aus Argos fröhlich entgegen kommen. „Doch auch Atreus wird mit kommen. O, fliehe „Thyeſt, und ſuche die dunkeln Wälder wieder, „wo du unter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben „führteſt. Laß dich nicht den falſchen Glanz des „Reiches blenden. Weñ du auf das ſieheſt, was „dir angeboten wird, ſo ſiehe auch auf den, der „dir es anbietet. Unter den härteſten Beſchwerlichkeiten bin ich bisher muthig und fröhlich ge„weſen. Doch nun falle ich in marternde Furcht „zurük; der Geiſt iſt in banger Erwartung, und „möchte den Körper nur allzu gern zurük bewegen. „Jeder Schritt ſtokt, den ich thun will.“ — Pliſthenes erſtaunt über die Unentſchloſſenheit ſeines Vaters; doch Thyeſt fährt fort: „Warum ſtehe ich „noch an? Warum quäle ich mich noch über einen ſo „leichten Entſchluß? Da ich niemanden trauen darf, „ſoll ich meinem Bruder, ſoll ich der Hofnung zu re„giren trauen? Was fürchte ich ſchon überwundene, „von mir ſchon gebändigte Übel? Warum fliehe „ich Trübſale, in die ich mich bereits geſchikt? Ich

„will, ich will elend ſein. Zurük alſo, Thyeſt, zurük, „und rette dich, da es dir noch vergöñt iſt.“

Pliſthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblikten väterlichen Burg zurük zu wenden? Warum willſt du dich ſelbſt ſo großen angebotenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat ſeinen Zorn abgelegt, und wird auf's neue dein Bruder. Er gibt dir deinen Antheil an dem Reiche zurük, ſammelt die Glieder des zerrütteten Hauſes, und ſezt dich wieder in den Beſiz deiner ſelbſt.

Thyeſt. Du willſt die Urſache der Furcht wiſſen, die ich ſelbſt nicht weiß. Ich ſehe nichts, wovor ich mich fürchten ſollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen; aber die Knie ſinken unter mir zuſammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurük getrieben, zu dem ich doch will.

Pliſthenes. O ſchlage alles nieder, was dein Gemüth ſo unentſchlüſſig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kañſt regiren, Vater — —

Thyeſt. Unter beſtändiger Furcht des Todes.

Pliſthenes. Du ſollſt die höchſte Gewalt erlangen.

Thyeſt. Die höchſte Gewalt iſt die, nichts zu begehren.

Pliſthenes. Du kañſt nun deinen Kindern ein Reich laſſen.

Thyeſt. Kein Reich faſſet zwei Regenten.

Pliſthenes. Wer will wohl elend ſein, weñ er glüklich ſein kañ?

Thyeſt. Glaube mir: das Große gefällt nur durch die falſchen Namen, die wir ihm beilegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schikſal. So lange ich auf der Spize der Ehren ſtand, habe ich nicht einen Augenblik zu zittern

aufgehört, und mich ſelbſt vor meinem eignen Schwert an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glük iſt es, niemanden im Wege zu ſtehen, und, auf den Boden hingeſtrekt, ſichere Speiſen zu genießen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kañ. Das Gift wird aus Gold getrunken; und ich weiß aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glük dem guten vorzuziehen iſt. — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Üpigkeit der Großen. Sie iſt ſchön, und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deßwegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle „Reiche, das Reich entbehren zu können.“

Pliſthenes. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, weñ es Gott gibt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten

Pliſthenes. Dein Bruder bittet dich ja, zu regiren.

Thyeſt. Er bittet, und das iſt ſchreklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſthenes. Die brüderliche Liebe kañ ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlornen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Frieden ſchließen.

Pliſthenes. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich deñ aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kañ ich meiner

Furcht für Gränzen ſezen? da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſthenes. Was kañ er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts; ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſthenes. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich davor zu hüten.

Thyeſt. So kom̃t deñ. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: ich folge euch; nicht ihr mir.

Pliſthenes. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Seze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kom̃t Atreus dazu, und macht durch ſeine
Erſcheinung die zweite Scene dieſes Aufzuges. In
den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung
vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder
nunmehr im Neze habe; und zwar ganz, mit al=
len ſeinen drei Söhnen. Der zweite dieſer Söhne
hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören wer=
den; der Name des dritten aber köm̃t in dem
Stüke nicht vor. „Kaum, ſagt Atreus, daß ich
„mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zu=
„rük halten kañ. So wie ein Spürhund, der
„an dem langen Leitbande das Wild ausſpürt,
„und mit gebükter Schnauze die Wege beſchnau=
„bert. So lange er noch durch den ſchwachen Geruch
„ſich weit von dem Eber merkt, iſt er folgſam,
„und durchirret ſchweigend die Spur. Doch kaum
„fühlt er ſich der Beute näher, ſo ſtem̃t er ſich,
„kämpfet mit dem unbändigen Naken, und ruft win=
„ſelnd ſeinen ſäumenden Führer, bis er ſich ihm ent=
„reißt. Weñ der Zorn Blut wittert, wer kañ ihn
„verbergen? und doch muß ich ihn verbergen.“ —
In dem Munde des Dichters würde dieſes Gleichniß

ſehr ſchön ſein; aber in dem Munde der Perſon ſelbſt, welche dieſe ſchwer zu zähmende Wuth fühlet, iſt es ohne Zweifel zu geſucht und zu unnatürlich. Je näher Atreus ſeinem Bruder kömt, deſto mehr verändert er ſeine Rede. Jezt, da er ungefähr von ihm gehört werden kan, beklagt er ihn ſchon, und erſtaunt über ſeinen armſeligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, „fährt er fort. — Und wo iſt er den, mein Bru„der? — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, ſehnlichſt gewünſchter Bruder! „Aller Zorn ſei nunmehr zwiſchen uns vorbei. „An dieſem Tage feire man den Sieg des Bluts „und der Liebe. Weg mit allem Haſſe aus unſern „Gemüthern!“

Thyeſt. Ach, Atreus, ich könte alles rechtfertigen, wen du dich jezt nicht ſo erzeigteſt! Ja, Bruder, ich geſtehe es; ich geſtehe es, ich habe alles verbrochen, deſſen du mich ſchuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur ſchlimſten Sache. Der muß ganz ſchuldig ſein, den ein ſo guter Bruder hat für ſchuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füßen! Laß dieſe Hände, die noch Keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfaſſen. Laß uns allen Zorn bei Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange dieſe Unſchuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß dieſe erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stüzen unſeres Alters, edle Jünglinge, laßt euch an meine Bruſt drüken. Lege das ſchmuzige Kleid ab; verſchone meine Augen mit einem ſolchen Anblike; laß dir einen Schmuk reichen, der dem meinen gleich iſt, und tritt freudig in den

Beſiz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des größern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverlezt der väterlichen Würde wieder hergeſtellt zu haben. Ein Reich beſizen, iſt Zufall; ein Reich ſchenken, iſt Tugend.

Thyeſt. Möchten dir doch, Bruder, dieſe deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armſeligkeit ſchlägt es aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglükliche Hand ſcheuet ſich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke vorborgen leben darf.

Atreus. Unſer Reich leidet zwei Regenten.

Thyeſt. Was du haſt, ſoll mir ſo gut ſein, als ob ich es ſelbſt hätte.

Atreus. Wer wollte die freiwillig zufließenden Güter des Glüks verſchmähen?

Thyeſt. Der, welcher es erfahren hat, wie ſchnell ſie wieder dahin ſind.

Atreus. So willſt du deinen Bruder die unſchäzbarſte Ehre nicht erlangen laſſen?

Thyeſt. Deine Ehre hat bereits die erhabenſte Staffel erreicht, und nun iſt es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es feſt beſchloſſen, das Reich auszuſchlagen.

Atreus. Weñ du deinen Antheil nicht wieder nimſt, ſo will ich meinen verlaſſen.

Thyeſt. Wohl, ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herſchaft führen; dir aber allein ſollen Geſeze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir deñ um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die verſprochnen Opfer bringen.

Hiermit gehen beide Theile ab, und der zu dieſem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüder-

liche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derſelben hätte zutrauen ſollen. Er vergleicht dieſe, nach langen Verfolgungen wieder hergeſtellte Freundſchaft, einer angenehmen Meerſtille, welche auf einen ſchreklichen Sturm folgt. Er macht dabei Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zerſtreuen. Vielleicht zwar, daß ſie dieſen Fehler nicht geäuſſert haben, weñ die Alten anders die Kunſt, etwas ſo zierlich herzuſingen, daß man kein Wort davon errathen kañ, eben ſo gut verſtanden haben, als wir Neuern ſie verſtehen. — Der Schluß dieſes Chors ſind abermals einige moraliſche Anwendungen über das veränderliche Glük, beſonders der Großen. „O ihr, welchen der Herſcher über Erde „und Meer das große Recht des Lebens und des „Todes anvertrauet hat, entſaget den ſtolzen aufgeblaſenen Gebärden. Was der Geringere von euch „fürchtet, eben das drohet euch ein größerer Herr. „Jedes Reich ſtehet unter einem noch mächtigern „Reiche. Oft ſah einen, den der anbrechende „Tag im Glanze fand, der untergehende im „Staube. Niemand traue dem ihn anlachenden „Glüke; niemand verzweifle, weñ es ihm den „Rüken zukehret. Klotho miſcht Gutes und Böſes, und treibt unaufhörlich das Rad des Schikſals um ꝛc.“

Vierter Aufzug.

In dem Zwiſchenraume dieſes und des vorhergehenden Aufzuges, muß man ſich vorſtellen, daß Atreus ſeine Grauſamkeiten begangen habe. Sie waren zu ſchreklich, als daß ſie der Dichter, der ſich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidet:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;

dem Zuſchauer hätte zeigen ſollen. Er läßt ſie alſo blos erzählen, und gibt ſich, dieſe Erzählung mit dem Ganzen auf eine kunſtmäßige Art zu verbinden, ſo wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mañ, den er Nuncius neñt, herauskommen und dem Chore von dem, was er geſehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird alſo hier zu einer ſpielenden Perſon, welches in den alten Trauerſpielen nichts ungewöhnliches iſt. Gemeiniglich führte alsdañ der Koryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile deſſelben, zurük blieb, nachdem es die Umſtände erforderten. Wir werden unten ſehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurük geblieben ſei. Seine Reden ſind ſehr kurz, und geben blos dem Erzähler Gelegenheit, ſo umſtändlich, als es nöthig iſt, zu ſein. Dieſer tritt nun voller Schreken und Entſezen hervor, und wünſcht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte geriſſen und in eine finſtre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblike eines ſo gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, deſſen ſich ſelbſt Pelops und Tantalus ſchämen müßen!“

Der Chor. Was bringſt du neues?

Der Erzähler. Wo bin ich? Iſt dieſes das Land, in welchem Argos, Korinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Iſter unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauhen Hircaniens? Oder unter den ſchweifenden Scythen? Was iſt es für eine Gegend, die zur Mitſchuldigen ſo abſcheulicher Verbrecher gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdeke doch —

Der Erzähler. Noch ſtaunet meine ganze Seele, noch iſt der vor Furcht ſtarrende Körper ſeiner Glieder nicht mächtig. Noch ſchwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterſt uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entſezeſt, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es ſein; aber welcher? Rede doch! —

Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzähler ſogleich zur Sache käme, und dieſe geſchwind in wenigen kurzen und affectvollen Worten entdekte, ehe er ſich mit Beſchreibung kleiner Umſtände, die vielleicht ganz und gar unnöthig ſind, beſchäftigte. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beſchreibt in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hain, hinter der mitternächtlichen Seite des pelopejiſchen Palaſtes, in welchem Atreus die blutigen Opfer geſchlachtet hatte, ohne dieſer mit einer Silbe zu gedenken. Er ſagt uns, aus was für Bäumen dieſer Wald beſtehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet, mit was für gelobten Geſchenken und Denkmälern er ausgezieret und behängt ſei. Er meldet, daß es darin umgehe, und malt faſt jede Art von Erſcheinungen, die den Tag ſowohl als die Nacht darin ſchreklich machten. — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbei muß gedacht haben; noch viel weniger begreife ich, wie ſich die Zuſchauer eine ſolche Verzögerung können gefallen laſſen. Eine kleine Vorbereitung, weñ etwas ſehr wichtiges zu erzählen iſt, wird gar wohl erlaubt; ſie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerkſamkeit auf das, was folgen ſoll, gefaßt zu halten. Allein ſie muß dieſe Aufmerkſamkeit nicht

vorweg ermüden; ſie muß das, was in einer Zeile eine ſehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, ſo will ich das Gemälde des Hains an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzähler fortfahren, der „raſende Atreus in Begleitung der Kinder ſeines „Bruders in den Hain gekommen war, wurden „die Altäre ſogleich geſchmükt. Aber nun, wo „werde ich Worte finden? — Die Hände werden „den edlen Jünglingen auf den Nüken gebunden, „und um ihre Stirn wird die traurige Opferbinde „geſchlagen. Da fehlt kein Weihrauch, kein ge„heiligter Wein; das Opfer wird mit Salzmehl „beſtreuet, ehe es das Schlachtmeſſer berühren „darf. Alle Ordnung wird beibehalten, damit ja „eine ſolche Laſterthat nicht anders als auf die „beſte Weiſe geſchehe.“

Der Chor. Und weſſen Hand führte das Eiſen?

Der Erzähler. Er ſelbſt iſt Prieſter; er ſelbſt hält das blutige Gebet, und läßt aus ſchreklichem Munde das Sterbelied tönen. Er ſelbſt ſtehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt ſie zurecht, und ergreift den Stahl. Er ſelbſt gibt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hain erzittert; der ganze Palaſt ſchwankt auf dem durchſchütterten Boden, und drohet bald hier, bald dahin zu ſtürzen. Oben zur Linken ſchießt ein Stern durch den Himmel, und ein ſchwarzer Schweif bemerkt ſeine Bahn. Der in das Feuer geſprizte Wein wird Blut; dreimal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildſäulen weinen, und ein jeder wird von dieſen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt

unbeweglich und ſich ſelbſt gleich, und hört nicht auf, die drohenden Götter zu ſchreken. Länger will er nicht verweilen; er ſpringt wieder zu dem Altare, und ſchielet mit grimmigen Bliken um ſich. So irret ein hungriges Tigerthier in den gangetiſchen Wäldern zwiſchen zwei jungen Stieren. Es iſt auf den einen Raub ſo begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerſt zerreiſſen ſolle. Jezt blekt es den Rachen auf dieſen; jezt blekt es ihn auf jenen zurük, und hält ſeinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchloſe Atreus die Schlachtopfer ſeines verfluchten Zornes, und ſteht bei ſich an, welches er zuerſt, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel; aber doch ſteht er bei ſich an, und freuet ſich, über ſeine verruchte That zu künſteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerſt?

Der Erzähler. Das erſte Opfer — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermiſſen möge — wird dem Großvater geweihet. Tantalus iſt dieſes erſte Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Geſichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzähler. Unbeſorgt für ſich ſelbſt ſtand er da, und verſchwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütherich ſtieß und drükte ſo lange nach, bis ſich der Stahl in der Wunde verlor, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eiſen zurükzog, ſtand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf dieſe oder auf jene Seite fallen ſollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieſer hierauf den Pliſthenes zum Altare, und ſchikte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf

fiel vor ſich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverſtändlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er dieſen dopelten Mord vollbracht, was that er alsdañ? Schonte er des Knaben? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzähler. So wie ein Löwe in armeniſchen Wäldern mit ſiegender Wuth unter den Rindern tobt, und mit blutigem Rachen, auch nach geſtilltem Hunger, ſeinen Grim̃ nicht ablegt; ſondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben ſo wüthet Atreus, und ſchwillet vor Zorn. Er hält das vom dopelten Morde blutige Eiſen, vergißt, was für ein ſchwaches Kind es zu durchſtoßen habe, und holt weit von dem Körper aus. [1]) Der Stahl drang in die

1) Die Worte heiſſen in dem Orkginale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret; infesta manu
Exegit ultra corpus — —

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden worden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weiß wohl, was bei dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heiſſen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bei irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infesta manu zu leſen infestam manum; ſo daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiſſe, und daß es gar wohl ausholen heiſſen könne, wird man

Bruſt ein, und fuhr durch den Rüken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat.

Der Erzähler. Ihr entſezet euch? Weñ er hier inne gehalten hätte; ſo wäre er noch froṁ.

Der Chor. Was kaň noch verruchteres in der Natur gefunden werden?

Der Erzähler. Ihr glaubt, es ſei das Ende ſeines Verbrechens? Es iſt nur eine Staffel deſſelben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreiſſen vorgeworfen, und ihnen den Holzſtoß verſagt.

Der Erzähler. Wäre es doch nichts als das! — Nunmehr folgt eine ſehr gräßliche Beſchreibung, die aber ſo ekel iſt, daß ich meine Leſer damit verſchonen will. Man ſieht darin, wie Atreus die todten Körper in Stüken zerhakt: wie er einen Theil derſelben an die Spieße geſtekt, und den andern in Keſſel geworfen, um jene zu braten und dieſe zu kochen; wie das Feuer dieſen grauſamen Dienſt verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe geſtiegen. Der Erzähler fügt endlich hinzu, daß Thyeſt in der Trunkenheit wirklich von dieſen abſcheulichen Gerichten gegeſſen; daß ihm oft die Biſſen in dem Schlunde ſteken geblieben; daß ſich die Sonne, obgleich zu ſpät, darüber zurükgezogen; daß Thyeſt ſein Unglük zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber ſchwerlich lange verborgen bleiben werde.

leicht einſehen. Vielleicht köñte auch die Bedeutung, da exigere verſuchen, probiren heißt, hier zu ſtatten kommen.

Mehr hat der Erzähler nicht zu ſagen. Er geht alſo wieder fort, und die vorhin abgegangene Hälfte des Chors tritt herein, ihren Geſang anzuſtimmen. Er enthält lauter Bewunderung und Entſezen über das Zurükfliehen der Sonne. Sie wiſſen gar nicht, welcher Urſache ſie daſſelbe zuſchreiben ſollen, und vermuthen nichts geringeres, als daß die Rieſen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe ſei. Hieraus alſo, daß ſie nicht wiſſen, daß die Sonne aus Abſcheu über die Verbrechen des Atreus zurükgeflohen, iſt es klar, daß ſie bei der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig geweſen ſein. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Perſon dabei iſt, ſo muß man entweder einen dopelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es iſt erſtaunlich, daß die Kunſtrichter ſolcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, weñ ſie hier ein Wörtchen und da einen Umſtand, mit Auskramung aller ihrer Gelehrſamkeit, erklären. — Vielleicht köñte man auch ſagen, daß der einzige Koryphäus nur mit dem Erzähler geſprochen, und daß auſſer ihm der ganze Chor abgegangen ſei. Vielleicht köñte man ſich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzähler ſelbſt ihn als eine einzelne Perſon betrachtet, und in der einfachen Zahl mit ihm ſpricht; als Zeile 746.

— Sceleris hunc ſinem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, weñ er ihn in der 744 Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieſes exhorruistis wäre ſehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedies

der Gleichförmigkeit wegen höchſt nöthig iſt. — Von dem Chore ſelbſt will ich nicht viel ſagen, weil er faſt aus nichts als aus poetiſchen Blümchen beſtehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kañ, reichlich genug darbietet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreis durch, und bedauert gleichſam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabſtürzen und in das alte Chaos zurükfallen würde. Zum Schluſſe kömt er wieder auf einige moraliſche Sprüche. „So ſind wir deñ, nach einer unzähligen „Menge von Sterblichen, die, welche man für „würdig erkañt hat, von den Trümmern der „Welt zerſchmettert zu werden? So ſind wir es, „die auf die lezten Zeiten verſpart wurden? Ach, „wie hart iſt unſer Schikſal; es ſei nun, daß „wir die Sonne verloren, oder ſie vertrieben ha„ben! Doch, weg ihr Klagen! weg Furcht! „Der iſt auf das Leben zu begierig, der nicht ein„mal ſterben will, weñ die Welt mit ihm unter„geht.“

Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbei. Atreus kañ ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömt heraus, ſich ſeinen abſcheulichen Frohlokungen zu überlaſſen. Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will dem Thyeſt, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Palaſts zu eröfnen, und man ſieht in der Entfernung den Thyeſt am Tiſche liegen. Atreus hatte bei Zermezlung der Kinder ihre Köpfe zurükgelegt,

um ſie dem Vater, bei Eröfnung ſeines Unglüks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entfärbung des Geſichts, mit welcher ſie Thyeſt erbliken werde. „Das, ſpricht er, muß ich mit „anſehen. Ich muß es mit anhören, welche Worte „ſein Schmerz zuerſt ausſtoßen wird. Ich muß „dabei ſein, weñ er ſtarr und vor Entſezen wie „entſeelt da ſtehen wird. Das iſt die Frucht mei„ner That! Ich mag ihn nicht ſowohl elend „ſein, als elend werden ſehn.“ — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyeſt ſchon faſt trunken iſt, und hoft daher, daß ihm ſeine Liſt mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer ſtarken Farbe miſchen wolle, deſto eher gelingen werde. — „Ein ſolches Mahl muß mit einem „ſolchen Trunke beſchloſſen werden. Er, der lie„ber mein Blut getrunken hätte, ſoll das Blut „der Seinen trinken. Hört, ſchon ſtimt er feſt„liche Geſänge an, und iſt ſeines Verſtandes „kaum mehr mächtig.“

Hier nun kömt Thyeſt langſam hervor, und ſein Geſang iſt eine Ermunterung ſeiner ſelbſt, alle traurige Vorſtellungen fahren zu laſſen. „Heitere „deine Blike zur gegenwärtigen Freude auf, und „verjage den alten Thyeſt aus deinem Gemü„the! Aber ſo ſind die Elenden! Sie trauen „dem Glüke nie, weñ es ſie gleich wieder an„lacht, und freuen ſich mit Widerwillen. Wel„cher ohne Urſache erregte Schmerz verbeut mir, „dieſen feſtlichen Tag zu feiern, und befiehlt mir, „zu weinen? Was iſt es, das mir mein Haupt „mit friſchen Blumen zu kränzen nicht erlauben „will? Es will nicht; es will nicht! — Uner„wartete Thränen rollen die Wangen herab, und „mitten unter meine Worte miſchen ſich Seuf„zer — Ach, der ſein Unglük ahndende Geiſt

„verkündiget mit dieſen Zeichen ein nahes Lei-
„den! — Doch mit was für traurigen Erwar-
„tungen quälſt du dich, Unſinniger? Überlaß dich
„deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es
„ſei nun was es ſei, ſo fürchteſt du dich entweder
„ohne Grund, oder zu ſpät. Gern wollt' ich
„Unglüklicher mich nicht fürchten; aber mein In-
„nerſtes bebt vor Schreken. Schnell ſtrömet aus
„den Augen eine Fluth von Zähren, und strö-
„met ohne Urſache. Iſt es Schmerz, oder iſt es
„Furcht? Oder hat auch eine heftige Freude ihre
„Thränen?“

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns,
„Bruder, unſere Freude verbinden, dieſen glük-
„lichen Tag würdig zu begehen. Heute wird mein
„Thron befeſtiget; heute wird ein Friede geſtif-
„tet, wie er unſerer brüderlichen Treue geziemet.“

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genug
geſättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie un-
endlich köñte meine Freude vermehrt werden, weñ
ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt
ſind, als ob du ſie in deinen Armen hielteſt. Sie
ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen
Kindern ſoll dir nichts verloren gehen. Ich will
dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt,
ſehen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget wer-
den; fürchte nichts. Sie liegen noch jezt, mit
meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche;
aber man ſoll ſie gleich herholen. Nim̃ nur unter-
deſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bakchus
Gaben erfüllet, aus meiner Hand. — Thyeſt ver-
muthet bei dieſen zweideutigen Reden noch nichts
arges. Er greift mit Dankſagung nach dem Be-
cher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Göt-
ter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt

eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als ſeine fürchterlichen Ahndungen zunehmen. „Was iſt das? die Hand will nicht gehorchen? die „Schwere des Bechers wächſt und ziehet die Rechte „mit nieder? Ich bringe ihn dem Munde näher, „und vergieße zitternd den Wein, ohne die betrognen Lipen zu nezen. Sieh! Selbſt der „Tiſch ſpringt von dem erſchütterten Boden in „die Höhe! Kaum erleuchtet das Feuer! Die „ſchwere öde Luft erſtarret ſchreklich zwiſchen Tag „und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels drohet zu ſtürzen! Schwarze Schatten verdiken die Finſterniß, und die Nacht verbirgt ſich „in die Nacht! Alles Geſtirne flieht! Es drohe, „was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, nur daß es meine Kinder verſchone! Auf „mein unwürdiges Haupt allein breche das Wetter „los! Ach, jezt, jezt gib mir meine Kinder „wieder!“

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemals wieder rauben. — Hier muß man ſich vorſtellen, daß Atreus einen Wink gibt, und die zurükgelegten Häupter und Hände der Kinder herbei bringen läßt, unterdeſſen daß Thyeſt in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch „ein Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? Was „zittert in meinem Innern? Ich fühle eine ungeduldige Laſt, und aus meiner Bruſt ſteigen „Seufzer auf, die nicht meine ſind. Komt doch „meine Söhne! Euer unglüklicher Vater ruft „euch. Komt doch! Euer Anblik wird dieſen „Schmerz verjagen. Hörte ich ſie nicht? Wo „ſprachen ſie?“ — Nunmehr ſind ihre traurigen Überbleibſel da, und Atreus ſiehet ſich an ſeinem erwünſchten Augenblike.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen

bereit! Hier ſind ſie! (indem er ſie ihm zeigt) Erkeñſt du deine Söhne?

Thyeſt. Ich erkenne den Bruder! Erde! und ſo eine Schandthat koñteſt du auf dir dulden? —

Dieſes iſt der Anfang von den gräßlichſten Verwünſchungen ſeines Bruders und ſeiner ſelbſt. Das: Ich erkenne den Bruder! iſt ohne Zweifel ein Meiſterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyeſt hier kañ empfunden haben. Er ſcheinet zwar etwas von einer ſpizigen Gegenrede an ſich zu haben; aber gleichwohl muß ſeine Wirkung in dem Munde des Schauſpielers vortreflich geweſen ſein, weñ er das dazu gehörige ſtarrende Erſtaunen mit genug Bitterkeit und Abſcheu hat ausdrüken können. — Es fehlt ſo viel, daß Atreus von den Verwünſchungen ſeines Bruders ſollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die ſpöttiſchſte Art unterbricht:

Atreus. Nim̃ ſie doch lieber hin, die ſo lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieße ſie; küſſe ſie; theile unter alle drei die Zeichen deiner Liebe.

Thyeſt. War das der Bund? war das die Ausſöhnung? iſt das die brüderliche Treue? ſo legſt du deinen Haß ab? Ich kañ dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu laſſen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Haſſe unbeſchadet, verſtatten kañſt. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweiſen. Gib mir ihre Körper wieder, und du ſollſt ſie ſogleich auf dem Scheiterhaufen brennen ſehen. Ich bitte dich um nichts, was ich beſizen, ſondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig iſt,

ſollſt du haben; was von ihnen nicht mehr übrig iſt, das haſt du ſchon.

Thyeſt. Haſt du ſie den Vögeln zur Speiſe hinwerfen laſſen? Oder werden ſie zum Fraße für wilde Thiere geſpart?

Atreus. Du ſelbſt haſt deine Söhne in ruchloſen Gerichten genoſſen.

Thyeſt. Das war es, wovor ſich die Götter entſezten! Das trieb den Tag in ſein öſtliches Thor zurük! In welche Klagen ſoll ich Elender ausbrechen? Welche Worte ſoll mein Schmerz wählen? Hier ſehe ich ſie, die abgehauenen Köpfe und die vom zerſchmetterten Arme getreñten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie wälzet ſich das Eingeweide in mir! Der verſchloſſene Greuel tobt, und ſucht einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute ſchon trunkene Schwert, um mit dem Eiſen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man verſagt mir das Schwert? So mag deñ die hohle Bruſt von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglüklicher! Verſchone die Schatten. Wer hat dergleichen Abſcheulichkeit geſehen? Welcher Heniochе auf den rauhen Felſen des unwirthbaren Kaukaſus? welcher Prokruſtes, das Schreken der attiſchen Gegenden? Ich Vater drüke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kañteſt du deñ bei deinem Verbrechen kein Maß?

Atreus. Maß muß man in Verbrechen halten, weñ man ſie begeht, nicht aber, weñ man ſie rächt. Auch das iſt mir noch zu geringe. Aus den Wunden ſelbſt hätte ich das warme Blut in deinen Mund ſollen fließen laſſen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in den deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu ſchnell; ich that nichts, als daß ich ſie

mit dem Stahle am Altare niederſtieß, und die Hausgötter mit dieſem ihnen gelobten Opfer verſöhnte. Ich treñte die Glieder von den todten Körpern, und hieb ſie in kleine Stüken. Dieſe warf ich in ſiedende Keſſel, und jene ließ ich om langſamen Feuer braten. Ich hörte ſie an dem Spieße ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieſes hätte ihr Vater weit beſſer thun können. Meine Rache iſt falſch ausgeſchlagen. Er hat mit ruchloſem Munde ſeine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber ſie wußten es nicht. — Thyeſt hebt hierauf neue Verwünſchungen an, und alles, was er von dem Beherſcher des Himmels bittet, iſt dieſes, daß er ihn mit dem Feuer ſeines Blizes verzehren möge. Auf dieſe einzige Art könne ſeinen Kindern der lezte Dienſt, ſie zu verbrennen, erwieſen werden. Oder weñ keine Gottheit die Ruchloſen zerſchmettern wolle, ſo wünſcht er, daß wenigſtens die Sonne niemals wieder zurükkehren, ſondern eine ewige Nacht dieſe unmenſchlichen Verbrechen bedeken möge.

Atreus. Nun preiſe ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laſter wären umſonſt, weñ es dich nicht ſo ſchmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder geboren. Nun dünket mich, dem keuſchen Ehebette die verlezte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyeſt. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyeſt. Dem Vater ſeine Söhne —

Atreus. Ja, und was mich freuet, ſeine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf' ich an, ihr Schuzgötter der Frommen —

Atreus. Warum nicht lieber die Schuzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinem unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſezen, und mit Hülfe der Mutter meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; weñ du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſein; und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu ſtrafen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchrekliche Trauerſpiel, deſſen bloßer Inhalt, weñ er auch noch ſo troken erzählt wird, ſchon Entſezen erweken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verließen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwikelung fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zweke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und Atreus rächet ſich. Das iſt es alle; aber bleibt deßwegen irgendwo unſere Aufmerkſamkeit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht wenig Sce-

nen; allein, wer hat es uns deñ befohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzählung auf Erzählung, und vergeſſen es, ſo zu reden, mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, weñ man viel empfinden ſoll. Weñ der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und weñ ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — Die Rache des Atreus iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, ſie glaubwürdig genug zu machen. Aus dieſem Geſichtspuncte muß man den ganzen erſten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deßwegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachſucht ſeines Herzens, getrieben zu werden ſcheine. Ein Theil der Hölle und das Schikſal des pelopejiſchen Hauſes muß ihn zu den Verbrechen gleichſam zwingen, die alle Natur auf eine ſo gewaltige Art überſchreiten. Zu der Handlung ſelbſt trägt dieſer Aufzug ſonſt gar nichts bei, und das Trauerſpiel würde eben ſo vollſtändig ſein, weñ es auch erſt bei dem zweiten Aufzuge ſeinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen. — Die Einheit des Orts hat der Dichter glüklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Palaſte vor ſich gehen, und nur in dem lezten Aufzuge wird dieſer Ort gleichſam erweitert, indem ſich der Palaſt ſelbſt öfnet, und den Thyeſt an der Tafel zeiget. Es muß dieſes ein ganz anderer Anblik geweſen ſein, als weñ ein jeziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen laſſen. Nur wollte ich, daß der

Römer bei dieſer prächtigen Ausſicht in einen ſtark erleuchteten Speiſeſaal des Palaſts, ein wenig mehr Kunſt angebracht hätte. Atreus iſt drauſſen vor dem Palaſte, und gibt ſelbſt den Befehl, ihn zu öfnen: (Z. 901.)

— turba famularis fores
Templi relaxa; festa pateſiat domus.

Warum befiehlt er aber dieſes? Der Zuſchauer wegen, ohne Zweifel, und weñ keine Zuſchauer da wären, ſo würde er vielleicht ohne dieſe weite Eröfnung zu ſeinem Bruder hinein gegangen ſein. Ich würde es viel lieber ſehen, weñ der Palaſt gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus köñte in der Entfernung doch wohl noch ſagen, was er wollte, ohne von dem Thyeſt gehört zu werden. So gut ſich dieſes bei der lezten Hälfte ſeiner Rede thun ließ, eben ſo gut hätte es auch bei der erſten geſchehen können. — — Es wäre gut, weñ ich bei der Einheit der Zeit weiter nichts als nur eben ſo eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden ſein können. Er ſezt den Anfang ſeines Stüks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geiſter wollte erſcheinen laſſen, und dieſe, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erſcheinen durften. Die lezten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus ſagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne alſo geht eben auf, als die Geiſter von der Bühne verſchwinden, und die Berathſchlagungen des Atreus in dem zweiten Aufzuge

fallen am frühesten Morgen vor. Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit. Aber nunmehr kömt ein Punkt, bei welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweiten Aufzuges beſchließt Atreus, ſeine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyeſt abzuſchiken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erſcheinet Thyeſt bereits mit ſeinen Söhnen. Was muß alſo in dem Zwiſchenraume vorgefallen ſein? Atreus hat ſeinen Söhnen das Geſchäft aufgetragen; ſie haben es über ſich genommen; ſie haben den Thyeſt aufgeſucht; ſie haben ihn gefunden; ſie haben ihn überredet; er macht ſich auf den Weg; er iſt da. Und wie viel Zeit kañ man auf dieſes alles rechnen? Wir wollen es gleich ſehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyeſt empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleien einer verſtellten Ausſöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen laſſen, nachdem er ſein grauſames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenſchliche Mahl zubereitet: nach allem dieſem, ſage ich, iſt es, weñ die Sonne vor Entſezen zurüke flieht, eben Mittag. Der Dichter gibt dieſen Zeitpunkt in der 777 Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merseris coelo diem etc.

und in der 792

— quo vertis iter
Medioque diem perdis *Olympo?*

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß Thyeſt noch einige Stunden vor Mittag gekommen ſein. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward er geholt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchenraume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hierbei ein-

fallen kan̄, iſt dieſe, daß man ſagte, Thyeſt müßſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſein. Und wie nahe iſt er den̄ wirklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stüke zwei Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaßen beſtimmen läßt. Die erſte ſind die Worte des Atreus, Z. 297.

— relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet etc.

Wen̄ hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Länderu, und exul einen, der ſich auſſer ſeinem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll: ſo wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, ſondern unendlich vergrößert. Nicht Argos allein, der ganze Peloponneſus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyeſt gehört, ſo lange er mit ſeinem Bruder zugleich regirte. Soll ſich dieſer alſo auſſerhalb deſſelben befunden haben, ſo kon̄te er nicht in einigen Stunden, ſondern kaum in einigen Tagen herbei geſchaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erſte in einem engern Verſtande nehmen müße. Thyeſt ſagt zu ſich ſelbſt:

— repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt ſich alſo nur in Wäldern verborgen, die freilich nicht allzu weit, aber auch nicht allzu nahe ſein durften. Und in dieſen mögen ihn die Söhne des Atreus geſucht und ſogleich gefunden haben, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich ein Man̄, der ſich einmal verbergen muß, nicht beſſer verbergen werde. Dennoch wird man ſchwerlich die ſchleunige Ankunft deſſelben ſo leicht begreifen

können, als man ſie, ohne anſtößig zu ſein, begreifen ſollte. Ich will mich hierbei nicht länger aufhalten, ſondern nur noch ein Wort von den Charakteren ſagen. — Sie ſind ohne Zweifel ſo vollkommen ausgedrükt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kañ. Die Abſtechung, in welche übrigens der Dichter die beiden Brüder geſezt hat, iſt unvergleichlich. In dem Atreus ſieht man einen Unmenſchen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyeſt eines von den rechtſchaffenen Herzen, die ſich durch den geringſten Anſchein von Güte hintergehen laſſen, auch weñ ihnen die Vernunft noch ſo viel Urſachen, nicht allzu leichtgläubig zu ſein, darbietet. Was für zärtliche und edle Gedanken äuſſert er, da er ſich auf einmal blos deßwegen für ſchuldig erkennet, weil ſein Bruder ſich jezt ſo gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine beſorgte Liebe für dieſen ruchloſen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben ſein Unglük erfahren ſoll, welches durch die ganze Natur ein ſchrekliches Entſezen verbreitet, und noch ſagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella! —

Aber nun möchte ich wiſſen, warum der Dichter dieſen vortreflichen Charakter durch einen Zug hat ſchänden müßen, der den Thyeſt zu nichts geringerem, als zu einem Gotteslängner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno —

Dieſes ſind faſt ſeine erſten Worte, und ich geſtehe es ganz gern, daß, als ich ſie zuerſt las, ich mir einen ſehr abſcheulichen Thyeſt verſprach.

Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts.

Das Altertum hat mehr als eine Tragödie von der abſcheulichen Rache des Atreus gehabt, obgleich nicht mehr als dieſe einzige auf uns gekommen iſt. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis (nicht aber der Sittendichter), Kleophon, und andere, dieſen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerſt hätte nennen ſollen. Weñ uns das Stük dieſes Meiſters übrig geblieben wäre, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß ihm der Römer Verſchiedenes abgeborgt habe. Doch auch in ſeiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Muſtern, wenigſtens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Feſtus führen einen Thyeſt des Ennius an; Fulgentius einen Thyeſt des Pacuvius; Cenſorinus einen Thyeſt des Junius Gracchus, und Quintilian einen von dem L. Valerius. Weñ man dem Donat und Servius glauben darf, ſo iſt der eigentliche Verfaſſer dieſes leztern Virgil geweſen. Er ſoll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt und ihr ſein Stük gegeben haben. Von der Frau habe es der Mañ bekommen, und dieſer habe es alsdañ unter ſeinem eigenen Namen öffentlich abgeleſen. Virgil ſelbſt ſoll auf dieſe Begebenheit mit folgender Zeile in ſeinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Weñ aber die Begebenheit eben ſo ungewiß iſt, als die Anſpielung, ſo kañ man ſie ganz ſicher unter diejenigen Märchen rechnen, welche der Neid ſo gar gern auf die Rechnung großer Gei-

ſter ſchreibet. — Doch nicht diejenigen Stüke allein, welche den Namen Thyeſt führen, gehören hieher, ſondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überſchrieben waren. Unter dem erſten Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerſpiel verfertiget, deſſen Nonius und Priſcian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die ſie daraus anführen, kañ man nicht undeutlich ſchließen, daß es mit unſerm Thyeſt viel Gleichheit gehabt haben müße. Über eine Stelle aber daraus kañ ich nicht unterlaſſen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömt bei dem Nonius unter dem Worte vesci vor, und iſt dieſe:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſein werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyeſt bei einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abſcheulichen Gerichten habe eſſen können. Haben andere mit ihm zu Tiſche gelegen, und ſind ſie ihm nur allein vorgeſezt worden, ſo hat er ja natürlicher Weiſe müßen Verdacht faſſen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Geſellſchaft geleiſtet, wie es in unſerm obigen Stüke zu ſein ſcheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm ſpeiſet, ſo hat ja dieſe Abſonderung nothwendig auch Gedanken erregen müßen. Dieſe Schwierigkeit alſo hatte der alte Attius vielleicht, wer weißt durch welchen glüklichen Einfall, gehoben. Wenigſtens ſind die angeführten Worte ein ausdrüklicher Befehl, daß ſich niemand mit dem Thyeſt zu Tiſche legen, noch mit ihm von eben denſelben Gerichten eſſen ſolle. Eine Urſache dieſes Befehls wird

er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine ſolche, die allem Argwohne wegen der wahren Urſache vorzubeugen fähig war. Deñ ohne dieſe wäre der bloße Befehl noch weit ſchlimmer, als das völlige Stillſchweigen über den bedenklichen Umſtand geweſen: wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einſehen wird.

Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Hercules und der Thyeſt Einen Verfaſſer haben.

Es iſt hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieſer zwei Trauerſpiele von alten Schriftſtellern beigelegt worden. Ich will thun, als ob man gar keine Zeugniſſe hätte, und blos aus ihren inneren Keñzeichen ſo viel zu ſchließen ſuchen, als in der Folge nöthig ſein wird, ein jedes von den zehn Stüken keñtlich genug zu machen, um es mit Einſicht dieſem oder jenem beilegen zu können. Drei Stüke ſind es, welche im Thyeſt ebendenſelben Verfaſſer verrathen, den man im raſenden Hercules hat kennen lernen: die Schreibart, die Kunſt, die Fehler. Die Schreibart iſt in beiden Stüken gleich kurz, gleich ſtark, gleich kühn, gleich geſucht. Es herſcht durchaus einerlei tragiſcher Pomp darin, einerlei Wohlklang und einerlei Art der Fügung. Alles dieſes läßt ſich ohne Mühe entdeken; und will man dieſe Unterſuchung in's Kleine treiben, ſo wird man auch gar leicht gewiſſe Worte antreffen, die dem Verfaſſer ſo eigentümlich ſind, daß man ſie ſchwerlich anderwärts wiederholt finden kañ, ohne ſich zu überreden, daß ſie wohl das einemal wie das andere aus ebenderſelben Feder könten gefloſſen

ſein. Ich will eine einzige Probe von ſolchen Worten anführen. Man halte den 1193 Vers des Hercules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473 des Thyeſt:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beiden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beidemal ſo viel als subesse, und ich wenigſtens kaũ mich nicht erinnern, es bei irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerkungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweiten Punkte wenden. Überhaupt zwar wird man die Anmerkung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Ökonomie des Thyeſt weniger Kunſt zeigt, als in dem raſenden Hercules; gleichwohl aber iſt in beiden ein gewiſſer Kunſtgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgrif in dem erſten Aufzuge ſowohl des einen als des andern; und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerkung darüber beibringen will. Die Juno, welche in dem Hercules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyeſt thun. Beide ſind als eine Art von Prologen anzuſehen, ich ſage, als eine Art, um ſie von den gewöhnlichen Prologen bei den Alten zu unterſcheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts beſtim̃t waren, und mehr den Mangel der Kunſt, als die Kunſt verrathen. Der römiſche Dichter hatte ſeine Stüke ſo einge-

richtet, daß ſie aus ſich ſelbſt ſattſam verſtändlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren koñten; wie es deñ offenbar iſt, daß das eine wie das andere auch ohne die erſten Aufzüge ganz ſein würde. Nur gewiſſe Wahrſcheinlichkeiten würden beiden ohne dieſelben fehlen, die ihnen zwei verſchiedene Schriftſteller wohl ſchwerlich auf eine und ebendieſelbe Art möchten gegeben haben. In dem Hercules würde, wie wir ſchon geſehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyeſt, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrſcheinlichkeit der Handlung, ſo ſehr auch die Wahrheit derſelben durch die Geſchichte auſſer allem Zweifel geſezt ſein koñte. Dieſe Gleichheit nun, die erſten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloßen trokkenen hiſtoriſchen Einleitungen, welches ſie in den meiſten alten Trauerſpielen ſind, zu machen, und durch ſie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen: beweiſet, ſollte ich meinen, ſo ziemlich einerlei Denkungsart, die ſich in beſondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere iſt der Verfaſſer des Hercules vollkommen der Verfaſſer des Thyeſt. Man erinnere ſich aus jenem des Lycus, und aus dieſem des Atreus. Es ſind nicht nur beides Tirannen, ſondern auch beides Tirannen von einerlei Grundſäzen, welches ſie ſchwerlich ſein würden, weñ es nicht die wiederholten Einfälle ebendeſſelben Dichters wären. Lycus ſagt:

Qui morte cunctos luere supplicium jubet,
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus ſagt:

De ſine poenae loqueris, ego poenam volo,
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Dieſe Gedanken kōnten ohne Zweifel einander nicht gleicher ſein, und nur der Verfaſſer ſelbſt kan̄ das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier auch um deßwillen nicht vermuthen, weil auſſerdem weder der Dichter des Hercules, noch der Dichter des Thyeſt, als zwei verſchiedene Dichter betrachtet, an Sin̄ſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen. — Der dritte Punkt, in welchem ich beide Stüke ſehr ähnlich finde, ſind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beſchreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beſchreibung des unterirdiſchen Reiches und der Thaten des Hercules, in dem dritten Aufzuge dieſes Trauerſpiels, etwas umſtändlicher mit der Beſchreibung des geheiligten Hains, im vierten Aufzuge des Thyeſt: ſo wird man ohne Schwierigkeit in beiden Schildereien ebendenſelben Pinſel, eben dieſelben Farben entdeken. Beide übrigens ſtehen auch vollkommen, die eine ſowohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu malen muß bei dem Dichter auſſerordentlich groß geweſen ſein, daß er ſie wenigſtens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unſern zwei Trauerſpielen, iſt die öftere Auskramung einer ziemlich geſuchten geographiſchen und aſtronomiſchen Gelehrſamkeit. An einem Orte in dem Hercules habe ich den Dichter zwar dieſerwegen gegen den Pater

Brumoy vertheidiget (ſiehe oben S. 353); allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal ſehr wohl zu entſchuldigen war, auch an allen andern Orten gut heiſſen wolle. Ich brauche dieſes hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich in einer ſo deutlichen Sache ſicher auf die Unterſcheidungskraft der Leſer verlaſſen kañ, und weil es überhaupt hier blos auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth, ankömt. Man halte alſo folgendes aus dem Hercules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentis unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgendes aus dem Thyeſt:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparta pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyeſt gegen den Anfang des Hercules; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beide Trauerſpiele einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal Ludwig Dolce auf, welcher den lateiniſchen Thyeſt nach ſeiner Art in Verſen überſezt hat. Delrio ſagt von ihm: italice tragoediam Thyestem

non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und ſcheint alſo die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eigenes, als für eine Überſezung zu halten. Als eine ſolche mag ſie auch wohl ſehr untreu gerathen ſein, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, ſogar das oben gerühmte agnosco fratrem entwiſcht iſt, deſſen Nachdruk er entweder nicht eingeſehen, oder in ſeine Sprache nicht überzutragen gewußt hat. — Von der franzöſiſchen Bühne haben wir ſchon bei Gelegenheit des Hercules auch den Thyeſt des Roland Briſſet angeführt; er iſt mit Chören, und wird alſo ſchwerlich etwas anderes ſein, als eine ſchlechte Überſezung, wie ſie es zu ſeiner Zeit alle waren. Auſſer dieſem hat auch ein gewiſſer Montleon 1633 einen Thyeſt druken laſſen. Deßgleichen will man von einem Thyeſt des Pouſſet de Montauban wiſſen, der ſich aber nicht in der Samlung ſeiner Schauſpiele (von 1654 in 12.) befindet. Man keñt dieſen Montauban als einen Freund des Racine, des Deſpreaux und Chapelle, und behauptet ſogar, daß er mit an des erſtern Luſtſpiele: les Plaideurs, arbeiten helfen. Doch alle dieſe drei franzöſiſchen Schriftſteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in dieſen Schranken erwerben ſollte. Ich würde mir daher einen großen Fehler der Unterlaſſung vorzuwerfen haben, weñ ich nicht

Von dem Atreus und Thyeſt des ältern Herrn von Crebillon

etwas umſtändlicher handelte. Dieſer ſchöne Geiſt, welcher, ſo zu reden, mit dem Herrn von Fontenelle um die Wette lebt, kañ, weñ er will, auf

den 29 December dieſes Jahres ſein theatraliſches Jubiläum feiern. An dieſem Tage nämlich, vor funfzig Jahren, ward ſein erſtes Trauerſpiel in Paris zum erſtenmale aufgeführt. Es war dieſes ſein Idomeneus, mit welchem er Beifall genug erhielt, um ſich aufmuntern zu laſſen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in ſeiner Perſon einen neuen würdigen Dichter zu verſchaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben dieſe Bahn durchlaufen wollten, zur Bewunderung nicht minder als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig, dieſen großen Meiſtern zu folgen, und gaben ſich alſo nur mit den kleinen Theilen dieſer Dichtungsart ab. Einige mehr ſchimmernde als natürliche Stellen, einige ziemlich wohl ausgedrükte Verſe, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Übrigens war weder glükliche Wahl des Stofs, noch künſtliche Einrichtung darin zu ſpüren; die Charaktere waren entweder falſch, oder verfehlt; die Verſification war hart und proſaiſch. Das iſt der wahre Abriß der Stüke, welche eine Mademoiſelle Barbier, ein la Grange Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von dieſem Schlage lieferten. Unter dieſen war alſo Crebillon gleich anfangs eine ſehr wichtige Erſcheinung, und man muß es ihm zugeſtehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuſchte. Man will ſogar behaupten, daß er ſich auf dem neuen Wege, welchen er erwählte, kühnlich zwiſchen den Corneille und Racine zu ſezen gewußt habe. Es iſt mein Vorſaz nicht, dieſen Lobſpruch hier zu unterſuchen, wo ich mich allein mit ſeinem Atreus und Thyeſt beſchäftigen will. Dieſem Trauerſpiele hat er zum Theil das-

jenige Beiwort zu danken, durch welches ihn ſeine Landsleute vorzüglich zu charakteriſiren pflegen. So wie ihnen Corneille der Große, Racine der Zärtliche, Voltaire der Prächtige heißt: ſo heißt ihnen Crebillon der Schrekliche. Wer ſollte alſo nicht vermuthen, daß er ein ſehr ſtarker und kühner Copiſt des lateiniſchen Thyeſt ſein werde? Unter ſeiner Nation wenigſtens mangelt es an Schriftſtellern nicht (z. E. der Verfaſſer des Dictionnaire portatif des Théâtres), welche mit ausdrüklichen Worten ſagen: Ce cruel sujet, traîté par Senèque, n'a pas été adouci par Mr. de Crébillon. Wie ſehr ſich dieſe Herren aber betrügen, werden wir bald ſehen. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſie das lateiniſche Original gar nicht mögen geleſen haben; aber auch alsdañ hätten ſie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit ſo weit zu verfehlen, weñ ſie nur bei dem eignen Geſtändniſſe des Herrn Crebillon geblieben wären. Er iſt mit dem ganzen Stoffe auf eine ſehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat ſo viele Veränderungen damit vorgenommen, daß ich ſie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus ſeinem Stüke wird verſtehen können. Die Zeit der Handlung ſezt er zwanzig Jahre nach dem Verbrechen des Thyeſt, welcher die Ärope ſeinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er niñt an, Atreus habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſei entſchloſſen geweſen, ſie dem ungeachtet ſeiner Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem Thyeſt ſchon zu weit eingelaſſen gehabt, und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beibringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer

Briefe erſehen, daß Thyeſt der Vater ihres Sohnes ſei, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geſchichte, Pliſthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus dieſen Prinzen als ſein eigenes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſaze, ihn künftig zu dem Werkzeuge ſeiner Rache zu machen. Thyeſt ſei unterdeſſen nach Athen geflohen, wo er Schuz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamie, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubt, daß Pliſthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ſich in verſchiedenen Feldzügen ſchon rühmlich hervorgethan, reif genug ſei, der Mörder ſeines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Verſprechen von ihm erhalten, daß er ſeinen Bruder ausgeliefert bekommen ſolle: nur müße er ſelbſt vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen ſcheinen. Atreus geht alſo ſogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Inſel Euböa nehmen läßt, damit Thyeſt nicht zu zeitig von ſeinem Vorhaben Nachricht bekommen, und ſich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdañ plözlich wieder zurük ſegeln, und vor Athen ſein, ehe es ſich jemand verſehen könne. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, erfährt Thyeſt das ihm drohende Unglük; flüchtet nebſt ſeiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will ſich während der Abweſenheit ſeines Bruders wieder in Argos feſtſezen, um den Atreus durch dieſe Diverſion wenigſtens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzuſtehen. Allein das Unglük verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Inſel Euböa, da Atreus wegen widrigen Windes mit ſeiner

Flotte noch vor derſelben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Pliſthenes ſelbſt, unerkañter Weiſe, aus dem Waſſer gerettet; und nun müßte man die franzöſiſche Tragödie ganz und gar nicht kennen, weñ man etwas anderes vermuthen köñte, als daß ſich der Bruder in ſeine Stiefſchweſter werde verliebt haben. Richtig! Unter dieſen Umſtänden fängt das Trauerſpiel an, welches, Dank ſei unter andern dem Schifbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euböa, vorgehen kañ: da man doch ganz gewiß vermuthen ſollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycene vorgehen. Von dieſer Erzählung, ſieht man alſo wohl, ſtiṁt das allerwenigſte mit der Geſchichte überein. Doch da man dem tragiſchen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, dieſe zu verändern, ſo würde es mir ſehr übel ſtehen, weñ ich den Herrn Crebillon deßwegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen köñte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deßwegen nämlich, daß er die geographiſche Wahrſcheinlichkeit hin und wieder gar merklich verlezt hat. Deñ man darf nur die Karte von Griechenland vor ſich nehmen, ſo wird man ſich gar bald wundern, was Thyeſt, der von Athen nach Argos ſchiffen wollte, in dem Euripus zu ſuchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verſchlagen können? Man kañ wohl die Geſchichte ändern; aber die Erdbeſchreibung muß man ungeändert laſſen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängſtlicher Deutſcher ſeine Werke ſo genau betrachten werde? Kein Wort alſo mehr davon. Man wirft denen, die ſich an ſolche Schwierigkeiten ſtoßen, nur allzu oft vor, daß ſie unfähig wären, weſentlichere Schönheiten zu empfinden. Dieſen Vorwurf möch-

te ich nicht gern zu verdienen ſcheinen. Ich komme auf den Auszug des Stükes ſelbſt.

Erſter Aufzug. Atreus gibt Befehl, daß ſich die Flotte fertig halten ſolle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit ſeinem Vertrauten, dem Euryſthenes, allein, und entdekt ihm ſein Vorhaben; daß Pliſthenes ſein Sohn nicht ſei, ſondern daß er ihn nur deßwegen ſo lange dafür ausgegeben, um ſich an dem Thyeſt, durch die eigene Frucht ſeiner laſterhaften Liebe, rächen zu können. Dieſe Scene iſt zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateiniſchen Dichters. In der folgenden erſcheint Pliſthenes, welchen ſein vermeinter Vater vor ſich kommen laſſen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an ſeinem Feinde rächen wolle. Pliſthenes iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er noch weiß, wer der Feind des Atreus ſey. Er hört endlich, daß es Thyeſt iſt, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung zielet; er erſchrikt, und will ſein Wort wieder zurüknehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſein; aber nicht ſein Henker. Doch Atreus hält ihn bei ſeinem Eide, und geht ab. Pliſthenes beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten, den Theſſander, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor Athen ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erklärt er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglükliche Unbekañte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie iſt es ſelbſt, die dieſen Auftritt unterbricht. Theodamie kömt mit ihrer Vertrauten, der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heute von Euböa abſtoßen ſolle. Der Prinz bedauert, daß er für ſich nichts thun dürfe, und verweiſet ſie an den Atreus, von dem

ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beiſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder zu ſehen bekomme. Er erkundiget ſich nach ihrem Vaterlande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant: ob ihre Reize nur das einzige ſein ſollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie gibt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen will, verſpricht aber dennoch, bei ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſein möge. Er geht ab, und läßt die beiden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt es der Zuhörer, wer Theodamie und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des Pliſthenes nicht eben unempfindlich iſt. Sie bittet die Götter, den Thyeſt vor dem Atreus zu verbergen, und hält es ſchon für Unglük genug, daß die Tochter des Thyeſt den Sohn des Atreus liebe, für welchen ſie ihren Prinzen nicht anders als noch halten kañ. Sie begibt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte Nachricht zu geben.

Zweiter Aufzug. Thyeſt und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bei dem Atreus um ein Schif bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabei zu beſorgen ſei, ſind umſonſt. Er will auf dem Schiffe, weñ er es bekommen ſollte, nach Athen wieder zurük gehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, dieſem ſeinem einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beizuſpringen. Er ſieht ſeinen Bruder kommen, und

entfernt ſich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß ſich Thyeſt ſchon ſeit einem Monate nicht mehr daſelbſt aufhalte. Er will den Patron des Schiffes ſelbſt ſprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbei zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren ſei? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verſchiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reiſe, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er ſich, daß er dieſen leztern noch nicht geſehen, und will wiſſen, warum er ſich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entſchuldiget ihn mit ſeinen kränklichen Umſtänden; doch dieſer Entſchuldigung ungeachtet ſchikt er einen von ſeiner Wache ab, und will den unglüklichen Fremdling mit aller Gewalt ſehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Fragen an ihn, die er an ſeine Tochter gethan hatte; bekömt aber ganz widerſprechende Antworten darauf. Endlich erkent er den Thyeſt an der Stimme, und noch mehr, wie er ſagt, an den plözlichen Aufwallungen ſeines Zornes. Thyeſt verläugnet ſich nicht lange, und Atreus will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem Pliſthenes dieſen Mord vorbehalten müße. Pliſthenes erſcheint, erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten Thyeſt ſei, und nimt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdruke an, daß Atreus genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber gibt Atreus dem Euryſthenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bei Seite zu bringen, welche dem Pliſthenes etwa am

meiſten ergeben ſein köñten, und ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bei ihm einzufinden.

Dritter Aufzug. Atreus freuet ſich, daß er den Thyeſt nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Pliſthenes die Theodamie liebe, und iſt entſchloſſen, beide dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſei. Ja, dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſogar das Mittel werden, wodurch er den Pliſthenes deſto eher zur Ermordung des Thyeſt zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euryſthenes vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe, und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyeſt ſogleich ſelbſt ermorden, oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen wolle. Vergebens beruft ſich der Prinz auf die geſchehene Ausſöhnung, und will lieber ſelbſt ſterben, als das Werkzeug zu einer ſo unmenſchlichen That ſein: Atreus ſieht den Thyeſt kommen, wiederholt ſeinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieſer dankt dem Pliſthenes für ſeine ihm erwieſene Freundſchaft, und verſichert ihn einer Liebe, die ſeiner väterlichen Liebe gegen ſeine Tochter gleich komme. Pliſthenes thut deßgleichen, und geſteht, gegen den Thyeſt eine Zuneigung zu fühlen, die ſein Herz mit ganz unbekañten Regungen erfülle. Er gibt ihm von weitem alles das Unglük zu verſtehn, das über ſeinem Haupte hänge, und gibt ihm eben den Rath, zu fliehen, als Atreus wieder hereintritt. Er ſagt ihm mit wenig Worten, daß er ſeinen Ungehorſam ſchon zu beſtrafen wiſſen wolle, und ſchikt ihn fort. Thyeſt erſtaunt über dieſe Drohungen, wird aber auf eine gebieteriſche Art von ſeinem Bruder erinnert, daß er ſich deßwegen zufrieden ſtellen ſolle, weil ſie nichts beträfen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein iſt, läßt

er ſeinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entſchließt ſich, den Thyeſt zwar leben zu laſſen, aber ihn ſonſt auf eine weit ſchreklichere Art zu ſtrafen.

Vierter Aufzug. Pliſthenes erſcheint mit ſeinem Vertrauten voller Wuth, nachdem er alle Anſtalten zu einer plözlichen Flucht nehmen laſſen. Er kañ weder den Thyeſt noch die Theodamie finden, und iſt beſonders wegen der leztern in der grauſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend auf ſich zukommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres Vaters in den äuſſerſten Sorgen ſei, welcher wie raſend in dem Palaſte herumirre, und dem Atreus den Dolch in das Herz ſtoßen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tirañ ſowohl ſeinen als des Pliſthenes Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen; aber Thyeſt erſcheinet ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergeblich geweſen, in der er den Pliſthenes ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch Thyeſt hält es für ſeine Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr ſeinetwegen ausgeſezt zu wiſſen. Während dieſes großmüthigen Weigerns kömmt Atreus dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimmt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilgt; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekeñtniſſes überzeugen möge, entdekt er, wer Pliſthenes ſei, und zu was für einer grau-

ſamen That er ihn beſtim̃t gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und Pliſthenes ſieht mit Entſezen auf die Laſter zurük, in die ihn ſein grauſames Schikſal beinahe geſtürzt hatte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch Atreus will dieſes, daß er dem Thyeſt ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſein laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das ſei, was den Göttern der Schwur bei dem Styx zu ſein pflege. Thyeſt nimmt dieſes Erbieten an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Pliſthenes behält Verdacht, und gibt ſeinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitſchaft zu halten.

Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieſes Aufzuges kämpfet er noch mit ſchreklichen Ahndungen. Theſſander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil dieſe Flucht den Atreus auf's neue aufbringen möchte, welcher ſich jezt gegen den Thyeſt ganz ausnehmend freundſchaftlich bezeige und ein prächtiges Feſt ihm zu Ehren anſtellen laſſe. Doch dem ungeachtet hört Pliſthenes nicht auf, zu fürchten, und ſchikt den Theſſander fort, die Theodamie abzuholen, und ſich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er ſelbſt will den Thyeſt in gleicher Abſicht aufſuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit ſeiner Wache hereintritt, und ihm aus der vorgeſezten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter deſſen Vorwande er ihn zum Tode verdam̃t. Pliſthenes entſchuldiget ſich nur wenig, und iſt blos für ſeinen Vater und ſeine Schweſter beſorgt, von welchen er verſichert,

daß ſie keinen Antheil an ſeiner Veranſtaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für ſie; doch der Tirañ läßt ihn von der Wache fortſchlepen, um ihn in der ſchmerzlichſten Ungewißheit über das Schikſal dieſer geliebten Perſonen hinrichten zu laſſen. Nunmehr frohloket Atreus vor ſich ſelbſt, und kizelt ſich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beinahe erſchrikt er zwar ſelbſt über ſeinen grauſamen Anſchlag; doch er erinnert ſich gar bald wieder, daß er Atreus ſei, und den Thyeſt, weñ er ihn ſtrafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art ſtrafen müße. Der unglükliche Bruder erſcheint mit einem Geſichte, auf welchem ſich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man ſeine Kinder zu ihm laſſe, und Atreus hält ihn ſo lange mit zweideutigen Tröſtungen auf, bis der väterliche Becher herbei gebracht wird. Thyeſt ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darin gewahr wird. Er erſchrikt; ſeine Tochter komt dazu, und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut ſeines Sohnes ſei, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünſchungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Laſt ſei, will es ihm der Tirañ laſſen. Doch Thyeſt verſchmähet dieſe grauſame Gnade, und erſticht ſich ſelbſt. Sterbend beruhiget er noch ſeine Tochter, und läßt ſie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht, mit ſeiner Bosheit zufrieden, ab, und das Stük ſchließt.

Ich habe dieſen troknen Auszug nicht in der Abſicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu beſtimmen; ich würde ſonſt eben ſo thöricht

ſein, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigſtens auf etwas ſchließen kañ, nämlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder: ſo wird auch mein Auszug wenigſtens dazu nüzen können, daß man ungefähr die Art und Weiſe ſieht, mit welcher ein neuer Dichter einen ſo alten, und von den Sitten unſrer Zeit ſo abweichenden Stof habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kañ man dem Herrn Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er ſeinen Atreus und Thyeſt ein wenig gar zu neumodiſch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Epiſode, und zwar mit einer verliebten Epiſode, geſchwächt, und das Ganze durch die Einführung ſo vieler Vertrauten, welches immer nichts anderes als ſehr froſtige Perſonen ſind, die blos die Monologen müßen vermeiden helfen, matt gemacht hat. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schreklichen des lateiniſchen Dichters geblieben ſei, wird man ſchon von ſich ſelbſt abgenommen haben. Er hat die ſtärkſten Züge in ſeinem Muſter unberührt gelaſſen, und auſſer dem ſo gelinderten Hauptinhalte kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demſelben erborgt. Doch auch dieſe hat er oft ziemlich gewäſſert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die ſchönſten und prächtigſten Gedanken der römiſchen Trauerſpiele in ſeine überzutragen wußte. Einigemal iſt es ihm ſo ziemlich gelungen, beſonders bei dem Agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrükt hat.

A. Méconnois-tu ce sang? Th. Je reconnois mon frère.

Auch noch eine Stelle hat er ſehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine ſolche, welche manchem Ausleger des alten Dichters ſelbſt nicht recht verſtändlich geweſen iſt. Ich meine die 1052 Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas —

welche er ſehr kurz und ſchön ſo überſezt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schluſſe noch das mittheilen, was Herr Crebillon ſelbſt von dieſem ſeinem Stüke ſagt. Es iſt ein Theil der Vorrede, in welchem man verſchiedene hieher gehörige Gedanken finden wird. „Faſt ein jeder, ſagt er, hat ſich wider „den Inhalt dieſes Trauerſpiels empört. Ich „kañ weiter nichts darauf antworten, als dieſes, „daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich ſehe „wohl, daß ich unrecht gethan habe, mir die „Tragödie allzu ſehr als eine ſchrekliche Handlung „vorzuſtellen, die den Zuſchauern unter rühren„den Bildern müße gezeigt werden, und die ſie „zum Mitleiden und Schreken bewegen ſolle, doch „ohne Züge, welche den Wohlſtand und die Zärt„lichkeit beleidigen köñten. Es kömt alſo nur „darauf an, ob ich dieſen ſo nöthigen Wohlſtand „beobachtet habe. Ich glaube mir dies ſchmeicheln „zu dürfen. Ich habe nichts vergeſſen, was mei„nen Stof lindern und unſern Sitten gemäß „einrichten könne. Um den Atreus unter keiner „unangenehmen Geſtalt zu zeigen, laſſe ich die „Arope von dem Altare ſelbſt entführet werden, „und ſeze dieſen Prinzen (weñ ich hier dieſe Ver„gleichung brauchen darf,) gerade in eben den

„Fall des bezauberten Bechers bei dem la Fon„taine:“

L'étoit-il? ne l'étoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um ſei„ne Rache weniger ſchreklich zu machen, und „mein Atreus iſt bei weitem nicht ſo grauſam, „als der Atreus des Seneca. Ich habe mich „begnügt, für den Thyeſt allen den Greuel des „von ſeinem Bruder ihm beſtim̃ten Bechers fürch„ten zu laſſen, und er bringt nicht einmal ſei„ne Lipen daran. Ich geſtehe es zwar, daß „mir dieſe Scene ſelbſt ſchreklich ſchien. Es „überfiel mich ein Schauder; aber nichts deſto „weniger glaubte ich, daß ſie ſich in ein Trau„erſpiel ſehr wohl ſchike. Ich ſehe nicht, wa„rum man ſie mehr davon ausſchließen ſolle, „als die Scene in der Rodogune, wo Kleopatra, „nachdem ſie einen von ihren Söhnen ſchon er„mordet, den andern vor den Augen der Zu„ſchauer vergiften will. So unwillig man auch „gegen die Grauſamkeit des Atreus geweſen, „ſo glaube ich doch nicht, daß man ein vollkom̃„neres Bild auf die tragiſche Scene bringen kön„ne, als das Bild von der Stellung des unglük„lichen Thyeſt, welcher ſich ohne Hülfe der Wuth „des barbariſchſten unter allen Menſchen ausge„ſezt ſieht. Ob man ſich nun aber ſchon von „ſeinen Thränen und ſeinem Jammer erweichen „ließ; ſo blieb man mir dennoch deßwegen auf„ſäzig. Man hatte die Güte, mir alle Abſcheu„lichkeit der Erfindung zu laſſen, und rechnete „mir alle die Laſterthaten des Atreus an. An ei„nigen Orten betrachtet man mich auch noch als „einen fürchterlichen Menſchen, bei welchem man „nicht recht ſicher ſei; gleich ob alles, was der

„ Wiz erdenkt, ſeine Quelle in dem Herzen ha-
„ ben müße. Eine ſchöne Lection für die Schrift-
„ ſteller, welche ſie nicht nachdrüklich genug wird
„ lehren können, mit wie vieler Behutſamkeit ſie
„ vor dem Publico erſcheinen müßen! Ein arti-
„ ges Frauenzimmer, welches ſich in Geſellſchaft
„ mit ehrbaren Scheinſpröden befindet, darf ſich
„ lange nicht mit ſo vieler Sorgfalt beobachten.
„ Und endlich hätte ich mir es nimmermehr
„ vorgeſtellt, daß in einem Lande, in welchem
„ es ſo viele gemißhandelte Ehemänner gibt, Atre-
„ us ſo wenige Vertheidiger finden ſollte. Was
„ die dopelte Ausſöhnung, die man mir vor-
„ wirft, anbelangt, ſo erkläre ich gleich voraus,
„ daß ich mich in dieſem Punkte niemals für ſchul-
„ dig erkennen werde. Atreus erziehet den Pliſthe-
„ nes, um einmal den Thyeſt durch die Hände
„ ſeines eigenen Sohnes umbringen zu laſſen; er
„ erſchleicht einen Eid von dieſem jungen Prin-
„ zen, welcher aber gleichwohl bei Erblikung des
„ Thyeſt nicht gehorcht. Atreus kañ alſo zu nichts
„ anderm ſeine Zuflucht nehmen, als zur Verſtel-
„ lung; er erdichtet ein Mitleiden, welches er
„ nicht fähig iſt, zu empfinden; er bedient ſich
„ hierauf der allergewaltſamſten Mittel, den Pli-
„ ſthenes zur Vollziehung ſeines Eides zu vermö-
„ gen, von welcher dieſer aber durchaus nichts
„ wiſſen will. Atreus, welcher ſich an dem Thy-
„ eſt auf eine ſeiner würdige Art rächen will, muß
„ alſo nothwendig zu einer zweiten Verſöhnung
„ ſchreiten. Ich getraue mir zu ſagen, daß die-
„ ſer grauſame Prinz alle Geſchiklichkeit anwen-
„ det, die ein Betrüger nur immer anwenden
„ kañ. Es iſt unmöglich, daß Thyeſt dieſer Fal-
„ le entgehen ſollte, weñ er auch ſchon ſelbſt ein
„ eben ſo großer Betrüger wäre, als ſein Bru-

„der. Man darf das Stük nur ohne Vorurtheil „leſen, ſo wird man finden, daß ich nicht un„recht habe. Je betrügeriſcher aber Atreus iſt, „deſto beſſer habe ich ſeinen Charakter ausgedrükt; „weil Verrätherei und Verſtellung faſt immer „von Grauſamkeit unzertreñlich ſind ꝛc.“ 1)

1) (Leſſing hat dieſe Abhandlung nie vollendet.)

Abhandlung

von dem

Leben und den Werken

des

Marcus Accius Plautus.

1 7 5 0.

Abhandlung
von dem
Leben und den Werken
des
Marcus Accius Plautus.

Von dem Plautus 1) finden wir wenige Nachricht. Alles, was wir von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Feſtus, Servius und Hieronymus. Horaz, Plinius der Jüngere, Quintilian, Macrobius und Andre gedenken zwar auch ſeiner; allein alles was ſie uns von ihm ſagen, ſind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Accius 2) Plautus ſoll in Sarſina 3), einer

1) Man hat ſchon einige Lebensbeſchreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und überſezungen ſeiner Werke, theils in unterſchiedenen Nachrichten von den lateiniſchen Schriftſtellern findet, ſo hat Caſpar Sagittarius ein beſonderes Buch: de vita, ſcriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii, et Ciceronis, Altorfii 1672. in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben erſparen können, weñ ich es zu bekommen gewußt hätte.

2) Einige ſchreiben ihn auch Attius.

3) Man ſchreibt ſie auch Sarcina und Saſſina. Janus Parrhaſius neñt ſie gar Farſina; aus welchem Grunde weiß ich nicht. Sie führt noch bis jezt dieſen Namen, und liegt an dem apenniniſchen Gebirge an dem Fluſſe Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen weſtwärts von Rimini. Sie iſt ein biſchöflicher Siz, und gehört unter den Erzbiſchof von

Stadt in Umbrien, geboren ſein. Seine Eltern und die Zeit ſeiner Geburt ſind gleich unbekañt. Man glaubt gemeiniglich, daß ſeine Vorfahren Leute von ſehr geringem Stande, ja gar Sclaven ſollen geweſen ſein. Pareus beruft ſich deßhalb auf eine Stelle bei dem Minutius Felix, wo Plautinae prosapiae homo, einen Menſchen von der allerniedrigſten Herkunft anzeige. Ich weiß nicht, ob dieſes Beweis genug iſt. Weñ man übrigens von der Geſchiklichkeit und dem feinen Wize eines Menſchen auf ſeine gute Erziehung, und von dieſer auf ſeine Eltern einigermaßen ſchließen kañ, ſo möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am erſten wegfallen. Wenigſtens köñte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter geſitteten und artigen Leuten müße ſein auferzogen worden. Vielleicht iſt er zeitig nach Rom gekommen; vielleicht hat er eben das Glük gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten ſeiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das ſind Vermuthungen, die keinen gewiſſern Grund als die gegenſeitigen haben. Das Glük mag einen großen Geiſt aus einem Stande entſpringen laſſen, aus welchem es will, er wird ſich allezeit hervordringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, weñ er auch ſelbſt in ſeinen erſten Jahren ein Sclav geweſen wäre. Man bewundert den Epiktet; und ich ſollte faſt meinen, daß es ſchwerer ſei, in der Sclaverei ein Poet als ein Philoſoph zu werden. Das Unglük gibt oft die beſte Anleitung zur Weltweisheit; allein

Ravenna Limiers in der Lebensbeſchreibung des Plautus, die er ſeiner Überſezung vorgeſezt hat, meint alſo fälſchlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

ob es zum Dichten gleich nüzlich ſei, daran kañ man um ſo viel mehr zweifeln, je mehr man Beiſpiele von Dichtern anführen köñte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geſchlagen hat. So viel iſt gewiß, Plautus muß ſehr zeitig Komödien zu ſchreiben angefangen haben, weñ alle, die man für ſeine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm ſind. Im Anfange muß er mit ſeiner Arbeit glüklich geweſen ſein. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit ſo viel gewonnen, daß er einen Handel anfangen koñte. 1) Vielleicht, daß er ſeine Stüke an die Ädiles verkaufte; vielleicht, weñ dieſe Einrichtung damals noch nicht war, daß er ſie ſelbſt auf ſeine Unkoſten aufführen ließ, und den Nuzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kañ man nichts gewiſſes ſchließen. Das erſte iſt zwar wahrſcheinlicher, weil aus einigen Stellen in ſeinen Luſtſpielen klar iſt, 2) daß die Ädiles ſchon damals die Aufſicht über die Schauſpiele gehabt haben. Dem ſei, wie ihm wolle; Plautus war aus einem komiſchen Dichter ein Handelsmañ geworden. Er ſuchte ſich vielleicht dadurch in ſolche Glüksumſtände zu verſezen, worin er ſeiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun köñte. Allein ſeine

1) Gellius im 7 Hauptſtük des 1 Buchs ſeiner attiſchen Nächte: Saturionem et Addictum, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in pistrino Plautum scripsisse Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam rediisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

2) Siehe den Vorredner des Amphitruo, V. 72.

Hofnung ſchlug im fehl. Er verlor durch ſeinen Handel alles, was er ſich ſo rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurük. Hier nun nahm er ſeine erſtern Bemühungen wieder vor. Allein ein Luſtſpiel iſt nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit es unterzubringen. Die Noth zwang ihn alſo, ſich zu einem Beker zu vermiethen, bei dem er die Handmühlen [1]) drehte. Gewiß eine niedrige Beſchäftigung für einen Dichter. [2]) Allein die Schande fällt nicht auf ihn, ſondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeachtet dieſer knechtiſchen und faſt viehiſchen Arbeit, behielt Plautus noch immer einen genugſam aufgeräumten und muntern Geiſt, ſeine komiſchen Werke fortzuſezen. Er machte die Zeit über, da er ſich in der Mühle aufhielt, drei Luſtſpiele; zwei davon neñt uns Gellius, Saturio und Addictus. Er beruft ſich auf das Zeugniß des Varro, diligentissimi investigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero neñt. Die Stüke ſelbſt ſind verloren gegangen; auch von ihrem Inhalte weiß man nichts zu ſagen, und aus den Benennungen läßt ſich wenig oder gar nichts ſchließen. [3]) Aus dem

1) Dieſe Handmühlen hießen bei den Römern trusatiles sc. molae. Von dem alten Zeitworte trusari, dem frequentativo von trudi. Bei den Griechen heiſſen ſie χειρομυλα.

2) Athenäus erzählt ein gleiches von dem Weltweiſen Aſklepiades und Menedemus. Sonſt iſt auch aus dem Laertius bekañt, daß der ſtoiſche Weltweiſe Kleanthes des Nachts Waſſer, zur Begießung der Pflanzen, gepumpt, und damit ſeinen Unterhalt geſucht hat.

3) Herr Limiers überſezt Addictus durch: le Valet Obéissant. Ich kañ nicht begreifen, wie die wahre Bedeutung des Wortes Addictus einem überſezer des Plautus hat unbekañt ſein können. Ich will nicht

Addictus führt der ungenañte Ausleger des Virgils über das 1 Buch Georg. eine Zeile an:

> Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, weñ er vom Drehen ermüdet war, zur Erquikung lieber an ſeinen Luſtſpielen arbeiten, als ſchlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Feſtus unterſchiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus [1]), die ſie uns beide von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anſcheinenden Widerſpruch. Gellius nämlich ſpricht, wie wir ſchon angeführt, daß ihn ſeine eigene Noth ſo weit gebracht habe; Hieronymus aber ſagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müſſen. Allein ſie ſind leicht zu vergleichen. Es kañ

läugnen, daß es nicht dañ und wañ ergeben, gehorſam heißt; Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verſtande. Addicti wurden nämlich diejenigen genañt, die ihre Schuldner nicht befriedigen koñten, und ihnen deßwegen von dem Richter als Knechte zugeſprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frei, als bis ſie ihre Schulden bezahlt hatten. Man ſehe die Bacchides im 5 Aufzuge, im 2 Auftritt, V. 86. deßgleichen im Rudens, Aufzug 3 Auftritt 6. V. 53. Ohne Zweifel hat alſo Plautus in dieſem Stüke etwa einen Hurenwirth, der ſeinen Klägern von dem Prätor zum Sclaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio iſt der Name eines Schmarozers, dergleichen Plautus auch in der Perſa vorgeſtellet hat.

1) Hieronymus in der Chronik des Euſebius: Olymp. 145. Plautus ex Umbria Sarsinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, scribere fabulas et vendere solitus consueverat.

beides wahr ſein. Plautus kam von ſeinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglük war Theurung in Rom, ſo daß ihm ſeine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beiſpringen koñten. Es ſcheint, daß er von dieſem Zufalle einen beinahe ſchimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drei Handſchriften, die C. Langius zuſammen gehalten, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Aſinius benañt gefunden. Johannes Meurſius glaubt, daß es ein Verſehen der Abſchreiber ſei, und daß es heiſſen müße Asinus, weil alle diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet, und mit den Eſeln beinahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung Asini wären genañt worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zuſaz unbeſonnener Abſchreiber ſei, oder weñ ja Plautus auch bei ſeinen Lebzeiten dieſen Zunamen ſollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand, als der niedrigſte Pöbel, oder ſeine ärgſten Feinde, damit werden belegt haben. Weñ es ein Name geweſen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, ſo würde man ihn gewiß auch bei andern Sriftſtellern finden.

Durch die angeführten drei Luſtſpiele mochte ſich Plautus nun wohl wieder ſo viel verdient haben, daß er die Mühle verlaſſen, und für ſich leben koñte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er koñte nunmehr mehr Zeit auf ſeine Arbeit wenden, und ſeinem nachfolgenden Fleiſſe haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben iſt. Weñ ich nicht dem ſpaniſchen Schriftſteller, deſſen Taubmañ 1) gedenket, gleich werden, und in Er-

1) Zum Schluſſe ſeiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremas hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e bibliotheca

mangelung gegründeter Nachrichten von dem Plautus meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leſer aufhängen will, ſo kan̄ ich weiter nichts zur Lebensbeſchreibung unſers Dichters beifügen, als ſeinen Tod. Plautus ſtarb in Rom. Die Zeit ſeines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus ſagt in dem oben angeführten Orte, er ſei in der 145 Olympiade geſtorben. Er läßt uns alſo die Wahl, ob wir es auf das erſte, andere, dritte oder vierte Jahr dieſer Olympiade ſezen wollen. Cicero beſtim̄t das Jahr genauer, und zwar, wie wir ſehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterſchied. 1) Der Ort befindet ſich in dem 15 Hauptſtüke ſeines Brutus, wo er von dem Cethegus, und ſeinem Zeitgenoſſen dem Nävius redet. Er ſagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeiſteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweiten puniſchen Krieges, als M. Cato Quäſtor

Lud. Perſonii JC. et Elect. Sax. Conſil. ac Prof. primarii, libellus ab amico offertur nobilis cujusdam Hiſpani, in quo ille, pag. 19. germ. edit. ut rem certam ponit. Plautum noſtrum in juventute variis fuiſſe moribus: ſectatum eſſe militiam; per maria circumvectum eſſe; piſtorem fuiſſe; mercaturam et imprimis oleariam exercuiſſe; factum etiam veſtiarium et ſarcinatorem; tandemque in bonis literis acquieviſſe. Sed niſi potior ab aevo priſco juvet auctoritas, qui credam iſta omnia Taubmannus?
— — Credat Judaeus Appella, non ego.
Wo ich nicht irre, ſo iſt dieſer Spanier Antonius von Gevuara. Den̄ ſo viel ich mich beſinne, glaube ich an einem Orte ſeiner Schriften ein Gleiches geleſen zu haben.

1) Es lautet alſo: At hic Cethegus conſul cum P. Tuditano fuit bello Punico ſecundo. Quaeſtorque his conſulibus M. Cato, modo plane annis 140 ante me conſulem, et id ipſum niſi unius eſſet Ennii

war, geſtorben ſei. Er beſtim̃t uns dieſe Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahre vor ſeinem Conſulate. Und zwanzig Jahr hernach, ſpricht er, als P. Claudius und L. Porcius Conſuln, und Cato Cenſor waren, ſtarb Plautus. Wen̄ wir alſo das Jahr wiſſen, in welchem Cicero Conſul war, ſo iſt das Übrige leicht auszurechnen. Dieſes Jahr nun iſt das 690 nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550 alſo ſtarb Nävius, und 20 Jahre nachher, im Jahr 570, Plautus. Dieſes nun iſt das zweite Jahr der 148 Olympiade. Hieronymus läßt alſo den Plautus wenigſtens zehn Jahr zu früh ſterben. Wir wollen nicht unterſuchen, woher dieſer Unterſchied komme: ſo viel bleibt doch gewiß, daß ſich Plautus zur Zeit des zweiten puniſchen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch ſeinen komiſchen Geiſt beliebt gemacht hat. Rom hatte alſo damals zu einer Zeit zwei der größten Geiſter, die aber ihrer Gemüthsbeſchaffenheit nach, einander ſehr ungleich waren. Wer war ernſthafter als Cato? Wer war ſcherzhafter als Plautus?

Wen̄ wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, ſo iſt ſein Körper noch weit drolliger geweſen, als ſein Geiſt, und man kön̄te ſagen, daß ihn die Natur recht dazu ausgekün-

testimonio cognitum, hunc vetustas, ut alios fortasse multos, oblivione obruisset. Illius autem aetatis qui sermo fuerit, ex Naevianis scriptis intelligi potest. His enim consulibus, ut in veteribus commentariis scriptum est, Naevius est mortuus: quanquam Varro noster, diligentissimus investigator antiquitatis, putat in hoc erratum, vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio, L. Porcio, viginti annos post illos, quos ante dixi consules, mortuus est, Catone censore.

ſtelt habe, ſeine ernſthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein ſchwärzliches Geſicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar ſcharfe Augen, ein rother Mund; dieſe Stüke ſtelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit diken Waden, ſo möchte man ungefähr das Bild unſeres Komödienſchreibers haben. Allein woher weiß man deñ, daß er ſo ausgeſehen hat? Ich muß doch meinen Leſern den ſchönen Grund mittheilen. Plautus ſoll ſich ſelbſt ſo unter der Geſtalt des Pſeudolus, in dem Luſtſpiele, das von dieſem ſchlauen Betrüger den Namen hat, geſchildert haben. Er läßt daſelbſt den Harpax eine Beſchreibung von dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in dieſen Worten: (ſ. des 4 Aufz. 7 Auftr. V. 120.)

Rufus quidam, ventriosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus - - -

Hier fällt ihm der alte Simo in's Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes.
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieſes leztere, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man dieſe Stelle auf die Geſtalt des Plautus ſelbſt angewendet hat. Man behauptet nämlich, und dieſes zwar nicht ohne Grund, daß ſein eigentlicher Name Marcus Accius geweſen ſei, daß er aber von ſeinen platten Füßen den Zunamen [1]) Plautus bekommen habe. Weil nun

1). Feſtus ſagt: Ploti appellati sunt Umbri pedibus planis quod essent, unde soleas dimidiatas, quibus

hier das deutlichſte Keñzeichen des Pſeudolus gleichfalls die Beine ſind, ſo hat man ſich's gefallen laſſen, ſowohl dieſes, als das vorhergehende, auf den Verfaſſer ſelbſt zu deuten; obgleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht *große*, ſondern *platte* Füße ſoll gehabt haben. Die Herren Kunſtrichter ſind überhaupt ſehr ſcharfſichtig. In einer andern Stelle 1) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andere ehrliche Leute können nichts als eine froſtige Verwechslung des Wortes Umbra, da es bald der *Schatten*, bald eine *Weibsperſon aus Umbrien* heiſſen kañ, darin finden. Weñ man ſonſt nicht wüßte, daß Plautus aus Sarſina in Umbrien ge-

utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant *semiplotia*, et ab eadem causa M. Accius poëta, quia Umber Sarsinas erat, a pedum planitie initio *Plotus*, postea *Plautus* coeptus est dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbriſches Wort ſei, allein wahrſcheinlicher Weiſe kōmt es wohl von dem griechiſchen πλατυς her; und in der That heißt es auch nichts anders, als *breit*, *platt*, welches leztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man ſagt es auch von Hunden, und plauti canes heiſſen Hunde mit *breiten*, herabhangenden Ohren. Weñ man es von den Füßen ſagt, ſo heißen es Füße, wo die Fußſohlen nicht die gehörige Höhlung haben, und alſo ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier dieſen Fehler ſollen gehabt haben. Ich vermuthe alſo vielmehr, daß ſie von ihren Schuhen, die ſie vielleicht ganz *platt* machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Feſtus ſcheint dieſe Meinung zu beſtärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

1) Dieſe Stelle ſiehe in der *Moſtellaria*, im 3 Aufzug, 3 Auftr. V. 83.

weſen wäre, wie würde man es ewig daraus ſchließen können?

Gellius berichtet, daß ſich Plautus ſelbſt eine Grabſchrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig; allein kañ man es einem großen Manne verdenken, weñ auch er von ſeinen Verdienſten überzeugt iſt? Genug er hat die Wahrheit geſagt, und ſeine Prophezeihung iſt allerdings eingetroffen. Die Grabſchrift iſt dieſe:

Postquam est mortem aptus Plautus, Comoedia luget;
Scena est deserta. Hinc ludus risusque jocusque
Et numeri innumeri simul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehr auf die Werke des Plautus, wo wir ſchon ein viel weitläuftigeres Feld vor uns haben. Die Anzahl ſeiner Luſtſpiele iſt nicht geringe; allein es iſt unmöglich, ſie gewiß zu beſtimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundert und dreiſſig, die des Plautus Namen hatten. 1) Allein es war auch damals ſchon aus-

1) Gellius im 3 Buche ſeiner attiſchen Nächte, im 3 Hauptſtüke: Verum esse comperior, quod quosdam bene literatos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti comoedias curiose atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii super his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, sed ipsi Plauto moribusque ingenii, atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque esse usum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae Varronianae vocantur, quas idcirco a caeteris segregavit, quoniam dubiosae non erant, sed consensu omnium Plauti esse censebantur; quasdam item alias probavit adductus stylo atque facetia sermonis Plauto congruentis: easque

gemacht, daß die meiſten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein anderer römiſcher Komikus

jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit: sicuti istam, quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, si vel hos solos versus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam sunt, ut de illius more dicam, Plautinissimi, propterea et meminimus eos, et adscripsimus. Parasitus ibi esuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit. etc.

Favorinus quoque noster, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas est habita, et audisset ex ea comoedia versum hunc:

Strateae, scrupedae, strativolae, sordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates significantium: vel unus hercle, inquit, hic versus Plauti esse hanc fabulam satis potest fidei fecisse. Nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus Fretum (nomen est id comoediae, quam Plauti esse quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret, et omnium maxime genuina, ex qua duos hos versus exscripsimus, ut historia quaereremus Oraculi arietini:

Nunc illud est
Quod arietinum responsum magnis ludis dicitur:
Peribo, si non fecero:, si faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec Gemini, nec Lenones, nec Condalium, nec Anus Plauti, nec Bis compressa, nec Boeotia unquam fuit, neque adeo αγροικος, neque Commorientes; sed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque scriptum est, Plautium fuisse quempiam poëtam comoediarum, cujus quoniam fabulae Plautae inscriptae forent, acceptas esse quasi Plau-

geweſen ſei, mit Namen Plautius, deſſen Stüke man mit den ſeinigen vermengt habe. Es kañ ſein. Doch iſt auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß viele von dieſen Stüken die Arbeit älterer Poeten wären; Plautus aber habe ſie vielleicht durchgearbeitet und verbeſſert, daher man darin hin und wieder den plautiniſchen Ausdruk fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die ſich bemüht hätten, die wahren Stüke des Plautus auszuſuchen und ſie in richtige Verzeichniſſe zu bringen. Älius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius, und vornehmlich Varro, deſſen Buch von den plautiniſchen Komödien er anführt, welches ſich aber leider unter den verlornen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur ein und zwanzig für ächte plautiniſche Stüke erkañt, weßwegen

tinas, cum essent non a Plauto Plautinae, sed a Plautio Plautianae. Feruntur autem sub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditissimus L. Aelius quinque et viginti esse ejus solas existimavit. Non tamen dubium est, quin istae, et quae scriptae a Plauto non videntur, et nomini ejus addicuntur, veterum poëtarum fuerint, et ab eo retractae et expolitae sint, ac propterea recipiant dictum Plautinum. Dieſer Lucius Älius, welcher hier zu zweienmalen genañt wird, iſt ohne Zweifel wohl der, deſſen Suetonius in ſeinem Buche von berühmten Grammatikern gedenket. Er ſagt unter andern daſelbſt von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit; nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur: et Stilo, quod orationes nobilissimo cuique scribere solebat: tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus sit. Eben dieſer Lucius Älius Stilo, wie uns Quintilian im 10 Buche, im 1 Hauptſtüke, meldet, hat zuerſt das Urtheil von Plauto gefällt: Musas Plautino sermone locuturas fuisse, si Latine loqui vellent.

ſie die varronianiſchen heiſſen, und die auch in der That von allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkañt wurden. Er war aber nicht ſo ſtrenge, daß er nicht auch andere, in welchen er den Wiz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen ſollen. L. Älius, ein gelehrter Grammaticus, gab dem Plautus fünf und zwanzig Stüke. (Man leſe die angeführte Stelle des Gellius.) Servius berichtet uns in ſeinen Anmerkungen über das erſte Buch der Äneis, daß einige dem Plautus zwanzig, andere vierzig, und andere hundert Luſtſpiele zuſchrieben. Da alſo ſchon die Alten ſo gar ſehr uneinig hierüber geweſen ſind, ſo muß es uns genug ſein, weñ wir wiſſen, er habe ſehr viele gemacht, und daß die, die uns unter ſeinem Namen übrig geblieben ſind, die varronianiſchen, das iſt, diejenigen ſind, die er unſtreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stüke haben uns die alten lateiniſchen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen, oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es iſt aber in den meiſten dieſer Fragmente ſo wenig Saft und Kraft, daß es ſehr unnöthig ſein würde, ſie hier anzuführen.

Bei den Alten machte die Erklärung der Luſtſpiele einen großen Theil ihrer ſchönen Wiſſenſchaften aus. Daher kam es, daß ſich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, ſo ſehr darauf legten, daß ſie die Schreibart des Plautus, ſeine Art zu denken und zu ſcherzen, ſo genau inne hatten, daß ſie gleich ſagen koñten: dieſes oder jenes iſt von ihm, oder iſt nicht von ihm. Auſſer dem, was Gellius von dem Favorinus anführet, ſo verſichert ſchon Cicero, [1]) daß Servius Claudius,

1) Im 9 Buche ſeiner Briefe an Unterſchiedliche im

der Bruder des Papirius Pätus, an den wir unterſchiedene Briefe von ihm leſen, beſonders dieſe Stärke im Urtheilen beſeſſen habe. Die alten Römer ſchäzten den Plautus beſonders zweier Stüke wegen ſehr hoch, theils wegen ſeiner Schreibart, theils wegen ſeiner anmuthigen Scherze. Und gewiß beides iſt unverbeſſerlich, weñ man von dem erſten das allzu Alte und den poſſenhaften Ausdruk, von dieſem aber das allzu Freie wegnim̃t. Sie glaubten, die Muſen würden plautiniſches Latein' ſprechen, weñ ſie römiſch reden wollten. Hiermit ſtimmen die neuern Kritici durchgängig überein. Es würde unendliche Arbeit ſein, wenn ich alle die Lobserhebungen ſammeln wollte, die man ihm deßwegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beifall erworben. Cicero 1) ſtellet ſie den Scherzen der alten attiſchen Komödie und der ſokratiſchen Weltweiſen gleich. Der heilige Hieronymus ergözte ſich daran, weñ er in vielen Nachtwachen aus Reue über ſeine begangenen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergoſſen hatte. 2)

16 Briefe. Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium: et ut Servius frater tuus, quem literatissimum fuisse judico, (er war damals ſchon todt, deñ er iſt unter dem Conſulate des Metellus und Afranius geſtorben) facile diceret: hic versus Plauti non est, hic est; quod tritas aures haberet notandis generibus poëtarum, et consuetudine legendi etc.

1) Cicero im 29 Hauptſtüke des 1 Buchs von den Pflichten: Duplex omnino est jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscoenum: alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua comoedia, sed etiam philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

2) Hieronymus in ſeinem Buche von der Bewahrung

Man mag hierüber ſchelten oder ſpotten, wie man will, ich ſehe weder etwas unbegreifliches, noch viel weniger etwas verdam̃liches darin. Darf den̄ ein Chriſt keine Erholung genießen? Iſt es den̄ ein ſo großer Widerſpruch, das Laſter verlachen, und das Laſter beweinen? Ich ſollte vielmehr glauben, daß man beides zugleich ſehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laſter als etwas, das unſer unanſtändig iſt, das uns geringer macht, das uns in unzählige widerſinnige Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es als etwas, das wider unſere Pflicht iſt, das den Zorn Gottes erregt, und uns alſo nothwendig unglüklich machen muß. Im erſten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man ſich darüber betrüben. Zu jenem gibt ein Luſtſpiel, zu dieſem die heilige Schrift die beſte Gelegenheit. Wer ſeine Laſter nur beſtändig beweint und ſie niemals verlacht, von deſſen Abſcheu dagegen kan̄ ich mir in der That keinen allzu guten Begrif machen. Er beweint ſie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel dabei gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laſter verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiſet, daß er lebendig überzeugt iſt, Gott

der Keuſchheit: Post noctium crebras vigilias, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es ſind zwar einige, welche hier für Plautus lieber Plato leſen wollen, wie man den̄ auch dieſes in der baſeler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handſchriften haben ſonſt alle Plautus; übrigens leidet auch der Zuſammenhang dieſe Änderung nicht. Und da wir aus andern Stellen verſichert ſein können, daß Hieronymus den Plautus ſehr fleiſſig geleſen habe, ſo können wir wegen der gemeinen Leſeart um ſo viel gewiſſer ſein.

habe es nicht etwa aus einem deſpotiſchen Willen zu vermeiden befohlen, ſondern daß uns unſer eignes Wohl, unſere eigene Ehre es zu fliehen gebiete. Allein, man kañ mir einwerfen, wie hat Hieronymus ſo viele nicht allzu geſittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewiſſen leſen können? Die zulänglichſte Antwort darauf iſt: daß den Reinen alles rein iſt. Ich köñte zwar dieſen ſcheinheiligen Richtern ſagen, daß der Charakter derjenigen Perſonen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umſtände manchmal etwas freies erfordert hätten; ich köñte ihnen ſagen, daß vieles von dem, was ſie verdammen, nicht in der Abſicht geſchrieben ſei zu ärgern, ſondern vielmehr zu beſſern; allein hierzu möchten ſie mehr Überlegung nöthig haben, als ſie darauf wenden wollen. Sie müßen ſich alſo mit der Verſicherung begnügen laſſen, daß es Leute, auſſer ihnen, gibt, welche die ſogenañten anſtößigen Stellen in den plautiniſchen Luſtſpielen, mit gleich unſträflichen Gedanken leſen können, als ſie etwa die Geſchichte der Bethſaba. Und aus dieſer Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir dieſe kleine Ausſchweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, ſo hat er doch auch ſeinen Verächter gefunden. Das Übelſte dabei iſt, daß es ein Mañ iſt, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, ſondern auch als einen gründlichen Kunſtrichter bewundert, der alſo viele durch ſeinen Ausſpruch, ehe ſie ihn unterſuchen koñten, auf ſeine Seite gezogen hat. Es iſt Horaz, und ſein Urtheil iſt dieſes: (S. von der Dichtkunſt V. 270. f. f.)

At nostri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere sales: nimium patienter utrumque,

Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus, et aure.

Zwar unſrer Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; allein aus blinder Gunſt.
Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchäzet:
Dafern ich anders weiß, was euch und mich ergözet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garſtig iſt,
Und weñ ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Weñ wir das Silbenmaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrift, das Ohr zum Richter wählen.

Gottſched.

Gewiß es wird mir gleich ſchwer, ſowohl ihm zu widerſprechen, als ihm Recht zu geben. Weñ ich jenes thun wollte, ſo würde ich zwar nichts mehr thun, als was ſchon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger ſagt: Horatii judicium sine judicio est. Turnebus (im 25 Buche im 16 Hauptſtüke ſ. Advers.) ſpricht: in Plauti salibus existimandis accedo potius sententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venusini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar, wird durch die angeführte Stelle ſo erhizt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet: (S. ſeine Diſſert. von den Luſtſpielen des Plautus) Imo illi (proavi) merito et recti ac sapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt: tuque ad Graecitatem omnia, quasi regulam, poëmata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz

auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat beſonders Daniel Heinſius [1]) ſeine Sache auf ſich genommen. Und er geht ſogar noch weiter, als ſelbſt Horaz gegangen iſt. Weñ wir genau überlegen, was dieſer ſagt, ſo finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm ausſeze, als ſeine unharmoniſchen Verſe, und ſeine hin und wieder angebrachten froſtigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht köñte man ihm auch manchmal Recht geben, weñ er ſich nur nicht ſo gar unbeſtimt erklärt hätte; weñ es nur nicht ſchiene, er habe alle Verſe des Plautus für ſchlechte Verſe, und alle Scherze für ungeſittete Scherze gehalten. Gleichwohl kañ ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinſius zufrieden ſein ſollte, weñ er ſie leſen köñte. Er verwirft darin überhaupt die ganze Schreibart des Plautus; er behauptet, ſie ſei, auſſer dem Schauplaze, unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrüken geſucht hätte. Er gibt ihm übrigens unzählige Fehler, ſowohl wider die Wahrſcheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit, als auch wi-

1) Danielis Heinsii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Dissertatio. Man hat ſie unter andern auch der Ausgabe des Terentius, zum Gebrauch des Dauphins, vordruken laſſen. Er fängt mit den Worten des Horatius an, und ſpricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, summo critico, ac maximo poëta excidisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur etc. Man kañ leicht ſehen, auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti iſt widerlegt worden. Dieſer gab im Jahr 1618 in Octav heraus: Apologiam pro Plauto oppositam scaevo judicio Horatiano et Heinsiano. Wir wollen ſowohl die Abhandlung des Heinſius als dieſe Apologie dem Leſer ein andermal bekañt machen.

der das Sittliche der Luſtſpiele, ſchuld. Weñ man aber ſeine Vorwürfe prüft, ſo hat er oft den Plautus nicht verſtanden, oft auch ganz falſche Begriffe von der Komödie gehabt. Das Billigſte bei dieſer Streitigkeit iſt, daß man den Plautus nicht allzu unbehutſam, auf Unkoſten des Horaz, erhebt, noch auch dem Horaz, auf Unkokoſten des Plautus, völlig beifällt. Niemand iſt gründlicher dabei verfahren, als die Frau Dacier; dieſe macht in der Vorrede zu ihrer Überſezung einiger plautiniſchen Luſtſpiele drei Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. — Erſtlich, ſagt ſie, muß man erwägen, daß, als Plautus anfing ſeine Stüke zu verfertigen, das römiſche Volk noch an die Satyren, welche vorher den Schauplaz beſeſſen hatten, gewöhnt war. Dieſe Satyren waren zwar ein regelmäßiges Gedicht, aber es hatte noch ſo viel rauhes von ſeinem Urſprunge behalten, ſowohl was die Scherze als die Einrichtung ſelbſt anbelangte, daß es freilich, in einem ſo wenig artigen Jahrhunderte, noch ſehr hart ſein mußte. Plautus war alſo genöthiget, ſeinen Stüken Beifall zu verſchaffen, einen Theil von dieſen Scherzen beizubehalten. Dieſes war an ihm um ſo viel erträglicher, je weniger er ſich dadurch von der alten griechiſchen Komödie, die er nachzuahmen ſich vorgeſezt hatte, entfernte. — Zum andern machen die Verſe und die Scherze ſo wenig das Weſen der Luſtſpiele aus, daß ein Dichter ein vortreflicher Komikus ſein kañ, ob er gleich harte Verſe und einige ſchlimme Späſſe hat. — Endlich muß man die Stelle des Horaz nicht allzu ſehr nach dem Buchſtaben nehmen, als weñ dieſer Poet alle Scherze und alle luſtigen Einfälle des Plautus verdamte. Er konte unmöglich dieſer Meinung ſein, ohne Vernunft und Wahrheit

zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und ſeichte Scherzreden; allein er hat auch ſehr viele, die ſehr fein, zärtlich und wohl angebracht ſind. Dieſerwegen ſtellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nan̄ten, zum Muſter im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero ſehr unrecht thun würde, wen̄ man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, ſo wird man auch ſehr übel von dem Horaz urtheilen, wen̄ man meinet, er tadle das, was Cicero ſo ſehr erhoben hat. Sie haben beide recht. Der erſte redet nur von den Schönheiten, die man nicht leſen kan̄, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andere aber nim̄t nur die üble Seite, und berühret nichts als gewiſſe froſtige und unehrbare Poſſenreden, die er auch nicht einmal an und für ſich ſelbſt verdammet, und die man zwar entſchuldigen kön̄te, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterſchreiben dieſes Urtheil um ſo viel lieber, je gerner wir ſowohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet ſehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben, unſere Gedanken weitläuftiger von dem Vortreflichen und von dem Tadelhaften in den Luſtſpielen des Plautus zu entdeken, wen̄ wir vorher einige Stüke von ihm, wie wir ſchon verſprochen, werden überſezt haben, damit der Leſer zugleich mit uns urheilen könne. Jezt wollen wir uns etwas näher zu ſeinen uns hinterlaßnen Stüken machen, doch auf dieſesmal nichts mehr, als eine hiſtoriſche Nachricht davon ertheilen. Es ſind auf uns nicht mehr als zwanzig Luſtſpiele des Plautus gekommen. Wen̄ es alſo diejenigen ſind, die man die varronianiſchen genan̄t hat, ſo fehlt uns noch eines daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm ſein wird, wen̄

wir vorher die vornehmſten Ausgaben davon bekañt machen. Alsdañ wollen wir das Nöthigſte von ihren Überſezungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erſte gedrukte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieſer Mañ hat lange Zeit zu Venedig und Mailand gelehrt, und die plautiniſchen Komödien an dem erſtern Orte in Folio 1472 druken laſſen. Von dieſer Zeit an, bis zum Anfange dieſes jezigen Jahrhunderts, würde es uns etwas leichtes ſein, beinahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigſtens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine, anzumerken. Allein ſo ein Verzeichniß möchte den meiſten Leſern allzu troken vorkommen: wir berühren alſo nur die vorzüglichſten; und dieſe ſind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Folio, mit den Anmerkungen des Valla Saracenus.

1500 zu Mailand, in Folio, mit dem Commentar des Joh. Baptiſta Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Komödien des Plautus einzeln druken laſſen, als die Ciſtellaria, den Truculentus, den Stichus. Er war Profeſſor daſelbſt, und Joachim Camerarius hat bei ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den plautiniſchen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg in 4. ſind 5 Komödien des Plautus, mit dem Commentar des Pylades aus Brescia, gedrukt worden.

1522 in Venedig eine aldiniſche Ausgabe in 8. In eben dieſem Jahre kamen auch die 20 Luſtſpiele des Plautus cum acri judicio (wie es auf dem Titel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8. heraus.

1530 in Paris von Robert Stephanus gedrukt in Folio.

In eben dieſem Jahre des Giſb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius ſeine in Baſel heraus. Er iſt derjenige, dem wir das Meiſte in Verbeſſerung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wieder hergeſtellt; deñ die Menge derjenigen Kunſtrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbeſſert. Er klagt ſelbſt hierüber in ſeiner angeführten Diſſertation, wo er uns auch von einer Handſchrift des Plautus Nachricht gibt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer ſehr ungelehrten Hand mochte ſein verfertiget worden.

1566 kam Karl Langens Ausgabe mit den unterſchiedenen Leſearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antwerpen.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Folio. Seine Verbeſſerungen ſind oft allzu verwegen, und eigenmächtig. Man findet bei ihm viel Gelehrſamkeit, aber wenig Keñtniß des Komiſchen.

1590 des Janus Dauſa, in Lübeck in 8. Die erſte Ausgabe von ihm iſt zwar von 1589.

1593 in Frankfurt, mit Anmerkungen unterſchiedener Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4. von Friedrich Taubmañ. Der Fleiß, den dieſer Gelehrte daran gewendet hat, iſt ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmſten Gelehrten einen nüzlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem Seinen dazu geſezet hat, iſt allezeit gelehrt und ſiñreich. Es iſt kein Wunder, daß ein

Mañ, der ſelbſt ſo anmuthig geſcherzt, die Scherze des Plautus am beſten verſtanden hat.

1610 gab Phil. Pareus in Frankfurt in 8. den Plautus heraus. Er hat ſich ungemein verdient um ihn gemacht. Auſſer dieſer Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta Plautina, ein Lexicon Plautinum, eine Abhandlung de metris Plauti und eine andere de imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmt habe, geſteht er ſelbſt in der Vorrede zu ſeiner Andria:

Quorum (Plauti sc. Naevii, Ennii) aemulari exoptat negligentiam
Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weßwegen er 1620 Provocationem ad senatum criticum pro Plauto et Electis Plautinis herausgab.

1621 in 4. gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar des Taubmañs heraus. Dieſe Ausgabe iſt in der That die allerbrauchbarſte.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12. Buchnerus herausgegeben. Dieſe Ausgabe iſt zu unterſchiedenenmalen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leiden in 8. an's Licht. Sie iſt mit Anmerkungen unterſchiedener Gelehrten; dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leiden in 8. herausgab.

1679 ſah die Welt die Ausgabe des Jakob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weiß ſchon ohne mein Erinnern, wie dieſe Ausgaben beſchaffen ſind. Nach dieſer Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmer-

kungen des Operarius, hat in dieſem Säculo, 1724, Samuel Patrik in London vier Komödien: Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens, in 8. herausgegeben. Und auſſer dieſer iſt auch keine in dieſem Jahrhunderte merkwürdige, als etwa die noch, die 1725 in Padua, in des Joſephs Comius Buchdrukerei, nach der taubmanniſchen Ausgabe, in 8. an's Licht gekommen iſt.

Anſtatt ihn zu ediren, und ſich über ſeine dunkeln Stellen zu zanken, haben unſere neuen Gelehrten es für dienlicher gehalten, ihn theils zu überſezen, theils nachzuahmen. Unter den Franzoſen haben ſich beſonders in dieſem und zum Ausgange des leztern Säculi vier Federn bemühet, dieſen Vater aller Komödienſchreiber ihren Landsleuten in ihrer Mutterſprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier, und weiß was ſie für einen Fleiß auf die Überſezung des Terentius gewandt hat. Eben dieſen Fleiß fing ſie auch 1683 an den Plautus genießen zu laſſen. Sie gab nämlich drei vorzügliche Stüke: den Amphitruo, Rudens und Epidicus, in einer treuen und zierlichen Überſezung, mit Anmerkungen und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drei kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben ſchon etwas angeführt. Sie gibt auſſerdem noch darin eine kurze Nachricht von dem Urſprunge der Luſtſpiele, beſonders bei den Römern; und ſtellet aldañ eine kleine doch ſehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verſpricht darin, ſich nun auf gleiche Art an den Ariſtophanes zu machen, welches ſie auch gethan hat, alsdañ die griechiſchen Tragödienſchreiber durchzugehen, und von da wieder auf den Plautus zurükzukommen. Ich zweifle nicht, daß ſie ihr Verſprechen würde gehalten haben; allein wie manchen

ſchönen Vorſaz hat der Tod nicht ſchon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen ausführlicher zu reden. Der andere franzöſiſche Überſezer des Plautus iſt Herr Coſte, welcher uns die Gefangenen des Plautus franzöſiſch geliefert hat. Die Arbeit iſt glüklich gerathen. Herr Coſte alſo und die Frau Dacier haben ſich nur, wie wir ſehen, über einzelne Stüke gemacht; die Franzoſen ſind deßwegen dem Herrn von Limiers und dem Herrn Gueudeville beſondern Dank ſchuldig, welche ihnen in zwei verſchiedenen Überſezungen die ſämtlichen Stüke des Plautus zu leſen verſchaft haben. Beide Überſezungen ſind in einem Jahre, nämlich 1719, herausgekommen. Die des Herrn Limiers iſt in Amſterdam in 10 Octavbänden gedrukt worden. Er hat diejenigen Stüke ſich zugeeignet, welche ſchon, wie wir erwähnt, von dem Herrn Coſte und der Frau Dacier waren überſezt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben, und ertheilt von ſeiner Arbeit Nachricht. Der lateiniſche Text iſt mit beigedrukt. Er ſagt, daß er ſich beſonders einer aldiniſchen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stüke hat er nach Art der Frau Dacier eine wohlgeſchriebene Kritik und Zergliederung vorgeſezt, auch, wo es nöthig, kurze Anmerkungen beigefügt. Dieſe ſind zwar gröſtentheils aus dem taubmanniſchen Commentar genommen; doch hat er auch gewiſſe geſchriebene Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabei gebraucht. Die Überſezung ſelbſt iſt an den meiſten Orten treu; beſonders muß man ſeine Geſchiklichkeit loben, mit welcher er die anſtößigen Stellen eingekleidet hat. Zwei Stüke, nämlich Stichus und Trinummus, hat er in Verſen überſezt. Man hätte ihm vielleicht auſſer dieſer Probe geglaubt, daß er reimen könne. Übrigens

iſt es wohl ein franzöſiſches Vorurtheil, daß dieſes allein die rechte Art wäre, die Komikos zu überſezen. In dem zehnten Bande befinden ſich theils die Fragmente, theils eine Sam̃lung auserleſener Lehrſprüche [1]) aus dem Plautus, theils zwei ganz nüzliche Regiſter. Eine Stelle wollen wir doch aus ſeiner Vorrede anführen. „Ich habe „mich bemühet, ſagt er, ſo viel mir möglich ge„weſen iſt, die Lebhaftigkeit der Geſpräche zu „erhalten. Und meiner Überſezung deſto mehr An„muth zu geben, habe ich ſie dadurch zu unter„ſtüzen geglaubt, wen̄ ich mir die theatraliſche „Vorſtellung lebhaft dabei einbildete. Dieſerwegen „ſah ich allezeit auf Molieren zurük, und „unterſuchte, ſo weit ich's fähig war, welcher „Ausdrüke er ſich wohl würde bedient haben, wen̄ „er dieſe oder jene Gedanken hätte ausdrüken ſol„len. Alsdan̄ brachte ich die Perſonen des Plau„tus auf das franzöſiſche Theater, und ſtellte mir „die Bewegungen, mit welchen die beſten Schau„ſpieler in Paris etwa dieſe oder jene Perſon „vorſtellen würden, vor. Hatte ich einen poſſen„haften Knecht vor mir, ſo gedachte ich an la „Terilliere oder an Poiſſon. [2]) Sollte ich einen „Liebhaber oder einen Stuzer reden laſſen, ſo rief „ich mir das Bezeigen des Baron, oder des Beau„burg [3]) in's Gedächtniß zurük. Die la Beauval

1) Die Sittenſprüche aus dem Plautus haben auſſer ihm ſchon ſehr viele geſammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antwerpen 1597 gedrukt worden; deßgleichen des Heupolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Caſſanders Sententiae selectiores ex Plautinis comoed. und viel andere mehr.

2) Ein Paar vortrefliche Schauſpieler zu Paris für das Komiſche.

3) Sie waren beſonders in den ernſthaften Rollen ſtark.

„ und die la Desmar [1]) gaben mir den Begrif von „ einer geſchikten Buhlerin. Es iſt unglaublich, „ wie mich dieſe Beihülfe in meiner Arbeit unter„ſtüzt hat, und wie viele Ausdrüke ich dieſem „ Kunſtſtüke ſchuldig bin, auf die ich auſſerdem „ wohl ſchwerlich würde gefallen ſein.“ Dieſer Vortheil beſteht wirklich in keiner leeren Einbildung; er iſt gegründet, und man kañ ſich deſſelben mit eben ſo vielem Nuzen auch bei Verfertigung eigener Stüke bedienen. Diejenigen, welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfederin gekañt haben, werden leicht die Stellen der angeführten franzöſiſchen Schauſpieler mit ihnen beſezen können.

Ich komme auf die Überſezung des Herrn Gueudeville. Dieſe iſt zu Leiden gleichfalls in zehn Octavbänden herausgekommen, doch ohne den lateiniſchen Text. Er hat eine Vorrede vorgeſezt, in der er die Schauſpiele auf eine ſehr muntere Art vertheidigt. Die Überſezung ſelbſt iſt ſehr frei. Die Schreibart iſt zwar komiſch, und der Verſtand iſt größtentheils ſehr wohl beibehalten; allein es ſind ſo viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die plautiniſchen mit Mühe darunter erkennen kañ. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einem Poſſenreiſſer, als geſcheiden Komödienſchreiber gemacht. So viel muß ich zwar geſtehn, ſeine Überſezung läßt ſich angenehmer leſen, als die des Herrn von Limiers; nur muß man nicht ſagen, daß man den Plautus geleſen habe. Er hat jedem Stüke eine freie Zergliederung vorgeſezt, und jedem Stüke hat er auch eine wohl geſchriebene Unterſuchung ſeiner Charaktere beigefügt. Der lezte

1) Zwei unvergleichliche Schauſpielerinen für die verſchmizten Frauenrollen.

Band enthält die Fragmente, und ein Verzeichniß aller anſtößigen Stellen. Dieſes werden die Keuſchen ſowohl als die Unkeuſchen zu gebrauchen wiſſen. Auſſer dieſen Überſezungen haben die Franzoſen zwar ſchon lange Zeit vorher die Überſezungen des Michael von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in vier Octavbänden nebſt der Urſchrift iſt gedrukt worden; allein ſie iſt ſo ſchlecht, ſo unangenehm, ſo unverſtändlich, daß ſie in keine Erwägung zu ziehen iſt. Eine engliſche Überſezung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742, von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe ſie nicht geſehen, und bin alſo nicht im Stande davon zu urtheilen. Noch weniger kan̄ ich von Überſezungen in andere Sprachen ſagen; die deutſche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwei Stüke unſeres Poeten anzuführen weiß. Das eine iſt die Aulularia, doch hat man eine dopelte Überſezung davon. Die eine hat nur unlängſt ein geſchikter Schulman̄, mit dem Texte und Anmerkungen, herausgegeben. Ich habe ſie nicht bei der Hand, und kan̄ mich auch auf ſeinen Namen nicht beſinnen. Die andere aber iſt ſehr alt, und 1535 in Magdeburg gedrukt worden. Der Titel heißt: Eine ſchöne luſtige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genan̄t, durch Joachimum Greff, von Zwickau, deutſch gemacht und in Reimen verfaßt, faſt luſtig und kurzweilig zu leſen.

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nüzliche Sachen vor, woraus man ſieht, daß der Überſezer allerdings ein vernünftiger Man̄ muß geweſen ſein, der einen ſehr guten Begrif von den Komödien und ih-

rem Nuzen gehabt hat. Das größte Hinderniß der Aufnahmen des Theaters bei den Deutſchen, ſagt er, ſei, daß man die Leute, welche ſich damit zu thun machten, nicht unterſtüzte. Er glaubt, es würde ſehr nüzlich ſein, weñ man in Deutſchland fleiſſig ſpielte, und lobt deßwegen die Niederlande, wo faſt alle Soñtage Komödien gehalten würden, wodurch deñ manche Gotteslästerung, mancher Todtſchlag, Saufen, Freſſen und viel übels unterbleiben köñte. Die Überſezung iſt für die damaligen Zeiten noch ſehr gut. Der Anfang des Prologs klingt ſo:

„Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
„Wer ich doch ſei, woher ich quehm,
„Ich will's euch ſagen alſobald,
„So ihr ein wenig zuhören wollt ꝛc."

Das andere Stük des Plautus, von welchem man eine deutſche Überſezung hat, ſind die Gefangenen. Es iſt beinahe eben ſo alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hoyneccium überſezt. Ich kenne es blos aus den Verzeichniſſen der alten deutſchen Luſtſpiele, die wir dem Fleiſſe des Herrn Profeſſors Gottſched zu verdanken haben. In eben dieſen Verzeichniſſen finde ich von 1608 ein Luſtſpiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Titel: die Geburt des Herculis. Vielleicht iſt dieſes eine Überſezung oder wenigſtens eine Nachahmung des Amphitruo, ich will mich bemühen, daß ich es meinen Leſern ein andermal näher berichten kañ.

Wir wollen nunmehr den Stüken des Plautus ſelbſt etwas näher treten. Es ſind ihrer, wie wir ſchon geſagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchſtaben geordnet zu ſein ſcheinen. Das erſte iſt

Amphitruo. In der Abweſenheit des Amphitruo hatte Jupiter deſſelben Geſtalt angenommen, und ſeine Stelle bei der Alkmena vertreten. In dieſem Luſtſpiele nun werden die Unruhen bei der Ankunft des wahren Amphitruo vorgeſtellt, welche ſich mit der Entdekung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiklus endigen. Plautus neñt es eine Tragikomödie, weil hohe und niedrige Perſonen, Götter und Menſchen darin vermiſcht ſind. Es iſt in neuern Zeiten von Moliere, unter eben dieſem Titel, und im Engliſchen von Dryden unter der Benennung the two Sosias nachgeahmt worden. Von der erſten Nachahmung ſagt Bayle: weñ aus des Plautus und aus des Moliere Amphitruo der Vorzug der Alten oder der Neuern ſollte feſtgeſezt werden, ſo würde er nothwendig auf die leztern fallen. Ich wundere mich, wie dieſes Urtheil dieſem großen Manne entwiſcht iſt. Geſezt, Moliere hat einige ſiñreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; geſezt, ſeine ganze Einrichtung ſei vortreflicher: ſo bleibt doch, welches das Vornehmſte iſt, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Weñ ein Meiſter, wie Moliere war, einen Plautus zum Vorgänger hat, ſo iſt es ja kein Wunder, weñ er ihn übertrift. Wo man auf das Gute nicht ſinnen darf, da kañ man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Weñ der erwähnte Streit durch dieſe zwei Stüke ſollte ausgemacht werden, ſo müßte Moliere dieſen Stof nach ſeiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des Arnobius erhellet, daß dieſes Luſtſpiel noch zu Zeiten des Diocletians, das iſt dreihundert Jahre nach Chriſti Geburt, zu Rom iſt aufgeführet worden. Nach dem Amphitruo kommen die übrigen Stüke in folgender Ordnung.

Asinaria. Dieſes Luſtſpiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt, und nicht, wie gleichwohl die meiſten Ausgaben leſen, von dem Dimophilus. Von dem erſtern hat man auch noch einige Fragmente εκ της Ονηχȣ, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus geweſen iſt.

Inest lepos, ludusque in hac comoedia.

Ridicula res est.

Ein liſtiger Knecht nämlich betrügt ſeine Frau um das Geld, welches ihr für einige Eſel ſoll ausgezahlt werden. Mit dieſem Gelde befreit er die Liebſte ſeines jüngern Herrn, und dem Vater wird ſie, für ſeine Einwilligung, auf eine Nacht verſprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieſes iſt das bekañte Stük, woraus Moliere zu ſeinem G e i z i g e n die ſchönſten Züge erborgt hat. Es iſt nur zu bedauern, daß ſie nicht ganz zu uns gekommen iſt. Antonius Codrus, Profeſſor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs III. gelebt hat, hat ſie zwar ergänzt, allein ſeine und des Plautus Arbeit unterſcheiden ſich allzu ſehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieſes Stüks nichts gedenken, weil es das erſte ſein ſoll, welches wir unſern Leſern überſezt vorlegen wollen. Es iſt gewiß, daß es das vortreflichſte Stük iſt, welches jemals auf den Schauplaz gekommen iſt.

Curculio. Dieſes Stük hat von dem Schmarozer, der darin vorkömt, den Namen. Der Inhalt

iſt ſehr einfach, und die ganze Verwikelung beruhet auf dem Ringe, den dieſer entwendet, und dadurch ſeinem Patrone ſeine Liebſte ohne Entgeld in die Hände ſpielt.

Caſina. Dieſes iſt der Name der Magd, über welche in dieſem Luſtſpiele geſtritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es κλεϱȣμενοι genennet hatte, weil beide Parteien darin um die Caſina loſen. Es iſt ungemein komiſch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus ſelbſt iſt, iſt gleichwohl leſenswürdig. Wir wollen ein andermal über unterſchiedene Stellen daraus unſere Gedanken mittheilen.

Ciſtellaria. Dieſes Stük hat von dem Schmukkäſtchen (ciſtella), welches verloren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Eltern erkañt wird, den Namen.

Epidicus. Dieſes iſt der Name des betrügeriſchen Knechts, der die vornehmſte Rolle darin zu ſpielen hat. Man hat eine italiäniſche Nachahmung von dieſem Stüke, unter folgendem Titel: La Emilia, Comoedia nuova di Luigi Groto, Cieco di Hadria. Sie iſt in Paris 1609, nebſt der franzöſchen Überſezung, herausgekommen. Allein dieſe Nachahmung hat ihr vortrefliches Urbild ſehr ſchlecht erreicht. Wir werden ein andermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beiden Buhlerinen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieſes iſt der kurze Inhalt davon.

Moſtellaria. Wer des Regnard unvermuthete Wiederkunft geleſen hat, der hat von dieſem Stüke eine glükliche Nachahmung geleſen.

Es hat ſeinen Namen von den Abenteuern (monstris, wovon das diminutivum *mostellum*), die der Knecht ſeinem zurükkommenden Herrn weiß macht.

Menaechmi. So heiſſen die zwei ähnlichen Brüder, von welchen dieſes Luſtſpiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieſer Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieſes Stük iſt genugſam, wegen des von alten und neuen Poeten ſo oft nachgeahmten Charakters eines groſsſprecheriſchen Soldaten, bekañt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es ſchwerlich errathen, daß dieſes Stük von einem alten verliebten Narren handelt, der ſeinem Sohne ſeine Liebſte vor dem Maule wegnehmen will. Dieſes Stük iſt von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Komödie in Proſa, nachgeahmt worden, die nebſt ſeinen andern Schauſpielen 1550 zu Venedig iſt gedrukt worden.

Pseudolus. Über dieſes Stük und über den *Truculentus* ſoll ſich Plautus, nach dem Zeugniſſe des Cicero, am meiſten gefreuet haben. Es hat ſeinen Namen von dem Knechte, den Plautus darin in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrift ein paar Erkennungen, und weil dieſe Erkennungen durch einen puniſchen Knecht geſchehen, ſo hat dieſes Stük von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarozer betrügt einen Hurenwirth, indem er ihm ſeine Tochter als eine Sclavin verkauft, für das erhaltene Geld ſeines Patrones Liebſte von ihm befreiet, und ihm hernach ſeine Tochter, als eine Freigeborne, wieder entreißt. Sie hatte ſich müßen für eine Perſianerin

ausgeben, welcher Umſtand den dem Stüke ſeine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffſeil. Es ſollte vielmehr der glükliche Schifbruch heiſſen, und iſt eines von den anmuthigſten Stüken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es ſehr artig unter dem Titel le Naufrage nachgeahmt. Dieſe Nachahmung iſt zu Paris 1726 in 12. gedrukt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benent dieſes Stük in ſeiner Überſezung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt iſt auch ſo ziemlich dadurch ausgedrükt; ein paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlaſſen haben, wollen ſich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, ſondern beſtehen darauf, die Rükkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieſes Stük von dem Kechte, der dieſe Männer begleitet hat, und ſich den Tag der Rükkunft mit ſeinem Kameraden, und ihrer gemeinſchaftlichen Liebſten, luſtig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus iſt dieſes ſein vortreflichſtes Stük. Er hat es aus dem Griechiſchen des Philemo erborgt, bei dem es einen weit anſtändigern Titel hat; nämlich: der Schaz. Das lezte Stük des Plautus iſt endlich:

Truculentus. Dieſes Luſtſpiel iſt am allerfehlerhafteſten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verſchiedenen Kunſtgriffe aus, die eine Buhlerin anwendet, drei unterſchiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darin mit vorkömt.

Zu dieſen zwanzig Komödien fügen Pareus und

einige andere Ausgaben noch die ein und zwanzigſte unter dem Titel *Querulus*. Dieſes Stük hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erſtenmale herausgegeben. Auſſerdem iſt es auch 1595 mit Konrad Rittershuſius und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige Manuſcripte dieſes Stük dem Plautus zueignen, ſo haben doch die Kunſtrichter erwieſen, daß es weit neuer, und ungefähr zu den Zeiten des Theodoſius des Jüngern geſchrieben ſei. [1])

1) (Im zweiten Stüke der Beiträge ꝛc. folgt hierauf eine Überſezung von des Plautus Luſtſpiel die Gefangenen.)

Kritik
über
die Gefangenen
des Plautus.

Gleich als ich im Begrif war, die meinem Leſer verſprochene und mir ſehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umſtändlich zu beſprechen: ſo erhalte ich von einem Freunde unſerer Arbeit einen Brief, deſſen Inhalt mit meinem Vorhaben allzu viel Verwandtſchaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekañt machen ſollte. Er iſt zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man ſchließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht ſich auf drei Stüke. Erſtlich macht er überhaupt über unſer Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurtheilt er meine Überſezung des plautiſchen Luſtſpiels. Endlich tadelt er den Plautus ſelbſt. Was die erſten zwei Stüke angeht, darauf werde ich ihm in beigefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das lezte iſt das wichtigſte, und verdienet alſo eine beſondere Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Beleſenheit, welche ich, wie ſeine Einſicht in die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, nicht wenig loben würde, weñ er nicht mein Gegner wäre. Deñ ſeine Gegner zu loben, iſt eine ſehr kizliche Sache. Alles gute, das man ihnen beileget, entzieht man ſich, und — Doch ohne längre Vorrede, hier iſt der Brief.

Mein Herr!

Ich bin einer von denen, die Ihnen ſehr verbunden ſind, daß Sie „zur Aufnahme des Theaters," durch eine der artigſten Monatsſchriften unſerer Zeit, „den guten Geſchmak und die Liebe „zu den Werken des Wizes ausbreiten wollen." Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatiſchen Dichtkunſt gefunden, und weñ mich die Natur einen Dichter hätte laſſen geboren werden, ſo würde ich vielleicht in keiner andern als dieſer Art der Dichtkunſt meine Kräfte verſucht haben. Was Wunder alſo, daß Ihre Monatſchrift meinen Beifall erhalten hat?

Die Vorrede Ihres erſten Stüks [1]) hat mich in eine Verwunderung geſezt, welche dem Erſtaunen ſehr nahe war. Ich ſahe die faſt unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie ſich vorgeſezt, und welche alle zu erfüllen Sie ſich anheiſchig gemacht hatten. Sogleich aber fiel mir ein: ſollte wohl alles dieſes ſo leicht ſein, als man es ſich einbildet? und wird nicht dieſes ſchöne Vorhaben vielleicht ein bloßer ſchöner Vorſaz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich verſprach mir vielmehr viel davon. Der Geiſt, den man in Ihrer Vorrede wahrnimt, zeugt von Ihrer Stärke in Dingen dieſer Art. Allein ich hatte an einem andern Orte geleſen, daß eine Geſellſchaft, die wie die Ihrige iſt, und beinahe ein gleiches Abſehen gehabt hat, geſtehen müßen, daß ſie nicht eher begriffen habe, wie ſchwer es ſei, in Dingen dieſer Art etwas mehr als trokne Namen anzuführen, als bis ſie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber ſind ſo ſchön, daß

1) (Sie war nicht von Leſſing, ſondern von Mylius, und iſt deßhalb hier nicht mit abgedrukt worden.)

ich mich nicht enthalten kañ, ſolche hier anzuführen. Sie befinden ſich in der Vorrede des erſten Theils der Histoire du Théâtre françois, depuis son origine jusqu' â présent etc. Amsterdam, 1735. 8. Il est de certains tableaux, qui, considérés dans l'éloignement, présentent aux yeux des plaines charmantes, de côteaux rians, des montagnes superbement élevées, des rivières larges, profondes et remplies d'une eau argentine, enfin tous les agrémens d'une belle campagne. Approche-t-on de cette perspective, tout disparoit, et de traits couchés grossièrement sur une muraille, prennent la place des objets enchanteurs, que l'oeil, trompé par l'art du peintre, regardoit avec admiration. Voilà la juste comparaison de ce qui arrive à ceux qui forment le dessein de donner une histoire du Théâtre — Tout semble leur promettre une carrière aisée et brillante, pièces singulières, auteurs célèbres, faits, anecdotes intéressantes, comédiennes et comédiens renommés dans leur art. Mais ces flatteuses idées se trouvent totalement confondues lorsqu'on consulte les histoires — A l'égard des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne les a point tirés du néant dont ils sortoient, et ils y sont rentrés si parfaitement, qu'on n'en rétrouve que peu de vestiges. — Ces difficultés sont sans doute rebutantes, et nous ne doutons point qu'elles ne soient la cause pour laquelle jusqu'à ce jour les personnes qui possèdent le plus de cette manière, se sont refusés au pénible et dangereux emploi de remplir les souhaits du public, en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être exécuté dans toutes ses parties. 1)

1) Die Schwierigkeiten, welche die Verfaſſer der Hiſtorie

Doch vielleicht finden alle dieſe Schwierigkeiten bei Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie ſo ſchöne Verſprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wiſſen, daß es Ihnen leicht ſein werde, ſolche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie ſich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unſere wizigen Nachkommen Ihnen ſchuldig ſein? Und wie reizend iſt dieſe Aufmunterung?

Weñ alle diejenigen, die heut zu Tage Vorreden ſchreiben, ſo viel lehrreiches darin anbrächten, als Sie in der Ihrigen, ſo würden die Vorreden öfters mehr ſcharfſinniges enthalten, und mehr Nachdenken erfordern, ja ſelbſt leſenswürdiger ſein, als manche Werke ſelber. Was Sie unter andern darin von der Declamation ſagen, ſcheint mir wahr zu ſein, nicht nur vielleicht darum, weil ich derſelben Meinung bin, ſondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung und der Empfindung verſtändiger Kenner übereinſtim̃t. Dieſer Theil der Beredſamkeit iſt eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken ge-

des franzöſiſchen Theaters vor ſich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine an einander hangende Geſchichte liefern; uns aber iſt dieſes niemal in Siñ gekommen. Wir haben nur verſprochen, die wichtigſten Nachrichten zu ſammeln, um demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollſtändige Hiſtorie des Schauplazes bei allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bei den angeführten franzöſiſchen Verfaſſern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umſtand, den ſie übergangen, oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerriſſen worden. Bei uns aber fällt dieſes weg, weil wir uns niemals zu der geringſten Ordnung oder Vollſtändigkeit anheiſchig gemacht haben. Man ſehe unſere Vorrede.

lernt, einen großen Gefallen gehabt, und worin ich mich bei aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glük gehabt öffentlich zu reden, ſo habe ich es doch gewiß dieſer Übung allein zu danken, daß ich von einer ſehr ſchwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer mäñlichen geſezten Ausſprache gelangt bin. Ich weiß die Regeln davon, und kañ alſo meinen Reden allen Nachdruk geben, wodurch ich mir öfters mehr Beifall erwerbe, als andere durch die ausgeſuchteſten Ausdrüke.

Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweiſe das prächtigſte der Schauſpiele, oder wie andere ſagen, „das ungereimteſte Werk, ſo der menſchliche Verſtand jemals erfunden,“ die Oper, einem Volke zeigte, das bisher dergleichen kaum dem Namen nach kañte; gab mir noch mehr Gelegenheit, hierauf zu denken. Ein jeder ſagte ſeine Meinung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinſten Sachen, ſo daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bei einer derſelben, wo, nachdem Verſchiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrſcheinlichen der Oper war geredet worden, einer von der Geſellſchaft in die Worte eines Dichters unſrer Zeit ausbrach: „die Vernunft muß man zu Hauſe laſſen, weñ man in die Oper geht;“ mithin, ſezte er hinzu, müße man nicht viel Vernunft da ſuchen, wo keine anzutreffen ſei, ſondern ſich an der Wohlluſt begnügen, die man durch das Gehör und das Geſicht empfinde. Deñ allerdings ſei nichts widerſinniger, als zwei Helden vor ſich zu ſehen, welche von den allerwichtigſten und oft ſehr heftig bewegenden Sachen ſich ſingend beſprechen. Ich ſagte hierauf, daß man dieſem Unnatürlichen

abhelfen könne, weñ man nur die Arien ſingen ließe, und das Recitativ declamiret würde. Dieſes könne der Oper, anſtatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierat verſchaffen, indem dieſes liebenswürdige Schauſpiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beifall; wenigſtens wurde ihnen nicht widerſprochen. Allein mir ſelbſt fiel hernach ein, daß ſich zu der rechten Declamation keine italiäniſche Caſtratenſtimme ſchike. Indeſſen ſuchte ich in meiner und meiner Freunde Bücherſañlungen etwas über dieſen Vorwurf nachzuleſen. Unter allen aber gefiel mir nichts beſſer, als des Grimareſt Traité du Récitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la déclamation, et dans le chant, 1740. 8.

Dieſes kleine Werk iſt gewiß eines der vortreflichſten in ſeiner Art, und enthält ſo vieles, das zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigſtens einer Überſezung des 7 und 8 Hauptſtükes, worin von der theatraliſchen Declamation und dem Singen eines Schauſpielers gehandelt wird, einmal einen Plaz in Ihren Beiträgen vergönnen. 1) Sie verdienen es ſowohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht iſt der Nuzen davon allgemeiner. Es ſcheint übrigens nicht, als habe der Verfaſſer der deutſchen Dichtkunſt dieſes Buch geſehen, weñ er da, wo von

1) Wir werden eheſtens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wiſſen. Gleichwohl ſcheint mir auch dieſer Schriftſteller von der theatraliſchen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das beſte, was ich mich über dieſe Materie jemals entſinne geleſen zu haben, iſt das ſchöne italiäniſche Gedicht des Herrn Riccoboni von der Kunſt zu agiren; vornehmlich aber das ganze Werk: le Comédien.

dem Vortrage und der Ausſprache der ſpielenden Perſonen gehandelt wird, verſchiedene Schriftſteller anführt, die meines Erachtens lange nicht ſo ausführlich davon gehandelt haben, als dieſer.

Doch ich entferne mich allzuweit von meinem Zweke, und komme eilends zu dem Plautus, den Sie ſich zu Ihrem Helden erwählt haben; worin Sie ſo glüklich gewählt, als eine Dacier und ein Limiers, obſchon Horaz geſagt:

Daß ſeiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt, allein aus blinder Gunſt.
Gottſched.

Ihre Ausdrüke aber, deren Sie ſich bedienen, ſo oft Sie Ihres Dichters gedenken, ſagen deutlich genug, daß Sie ſich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Saze ſelbſt: „wi„der die Gewohnheit der Kunſtrichter mehr zu loben „als zu tadeln,“ iſt dieſes vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es alſo meiner Gemüthsart, welche zum Unglüke keine einzige von den Eigenſchaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig ſein würde, weñ man ſagte: Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler, und alles an ihm lobenswürdig ſei; eben ſo unbillig wäre es, weñ man mir ſchuld geben wollte, als weñ ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

Sie haben in dem erſten Stüke Ihrer Beiträge verſprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortreflichen ſowohl als dem Tadelhaften in den Schauſpielen des Plautus zu handeln; und ich habe mit Verlangen dieſe Abhandlung erwartet. Da ich aber ſahe, daß ſie in dem zweiten Stüke Ihr Wort halb zurükgenommen und uns nur die

Hofnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stüke zu entwikeln: ſo habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden, 1) an Ihrem Helden Fehler zu entdeken. Vergönnen Sie mir alſo, daß ich dieſen zweiten Theil Ihres Verſprechens ergänze, und nehmen Sie dieſe Kritik ſo gütig auf, als ich mit Wahrheit verſichern kañ, daß ſie aus keiner andern Abſicht geſchrieben iſt, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatiſches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer ſein müße, die heut zu Tage dergleichen in vier und zwanzig Stunden zu verfertigen für nichts unmögliches halten. Weñ Meiſter in der Kunſt, ein Plautus und Terenz, fehlen: dürfet ihr Lehrlinge deñ ſchon trozen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun; ſo gewiß als Sophokles dennoch ein groſer Dichter iſt, ob-

1) Wie aber, weñ Sie falſch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftſtellers in ihr gehöriges Licht ſezen könne, ohne zugleich das, was an ihm anſtößig zu ſein ſcheinet, anzuführen, dabei aber ſo viel wie möglich zu entſchuldigen. Dieſen lezten Punkt muß man beſonders bei den alten Dichtern beobachten; deñ theils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kañ, zu ihren Zeiten keine Fehler; theils aber waren ſie ſelbſt von einem viel zu erhabnen Geiſte, als daß ſich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können herniederlaſſen, welche unſere Kunſtrichter alſobald in Harniſch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewiſſe Fehler habe; allein dieſe Fehler ſind von mir niemals für etwas anderes gehalten worden, als für eine Sommerſproſſe auf einem ſonſt vollkommen ſchönen Geſichte. Ich würde ſie bemerkt haben, ohne ſie zu tadeln und ohne ſie zu loben. Zu dem erſten bin ich nicht verwegen, und zu dem andern nicht blind genug.

ſchon ſein Ödipus, den Ariſtoteles zum Muſter der Tragödie vorſchreibt, nicht ohne Fehler iſt. Plautus iſt allerdings ein groſser Geiſt, deſſen Scharfſinnigkeit unſere Bewunderung verdient. „Die „alten Römer, ſagen Sie, ſchäzten ihn zweier „Stüke wegen ſehr hoch; wegen ſeiner Schreibart „und ſeiner Scherze; beides ſei unverbeſſerlich.“ Racine hingegen iſt der Meinung, daſs alle dieſe Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entſprungen ſind. Er ſagt in der Vorrede des Trauerſpiels Berenice: Les partisans de Térence, qui l'élèvent avec raison au dessus de tous les poëtes comiques pour l'élégance de sa diction et pour la vraisemblance de ses moeurs, ne laissent pas de confesser que Plaute a un grand avantage sur lui par la simplicité qui est dans la pluspart de ses sujets. Et c'est sans doute cette simplicité merveilleuse qui a attiré à Plaute toutes les louanges que les anciens lui ont données. 1) Daſs aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten ſchädliche und unanſtändige Dinge befindlich ſind, kan̄ man nicht läugnen; ſo wenig man zu ſeiner Entſchuldigung behaupten kan̄, daſs es die Charaktere ſeiner Perſonen allemal ſo erfordert hätten. Den̄ erſtlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplaz zu bringen vermeiden ſollen, und zweitens hat Balzac ſchon geſagt: que les plus libres courtisanes de Térence sont souvent plus modestes que les plus

1) Es iſt unwiderſprechlich, daſs Plautus wegen der Einheit ſeiner Handlungen ganz beſonders zu loben iſt; daſs aber die Alten vornehmlich auf die zwei von mir angeführten Stüke geſehen haben, beweiſet die Stelle aus dem 29 Hauptſtüke des 1 Buchs von den Pflichten, und das Urtheil des Lucius Älius Stilo; welches ich beides in der Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus angeführt habe.

honnêtes femmes de Plaute. In der That war er auch ſo daran gewöhnt, daß er es nicht unterlaſſen konte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kan dieſes aus ſeinen Gefangenen beweiſen, wo er an unterſchiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausſtreuet; da er doch in dieſem Stüke ſich meint Gewalt angethan zu haben, und bei dem Beſchluſſe deſſelben ſagt: ad pudicos mores facta est fabula. Der Kunſt des Dichters benimt dieſer Vorwurf nichts; nur ſchadet es den guten Sitten.

Von den verſchiedenen Ausgaben und Überſezungen des Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen Überſezungen ſo weitläuftig gehandelt, ſo wundert mich, warum Sie der vortreflichen Überſezung des Coſte nicht mit mehrerm gedacht, und ſie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, „die Arbeit ſei glüklich gerathen,“ abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen, [1]) daß Sie vielleicht dieſe Überſezung nicht ſelbſt geſehen haben. Sie iſt unter dem Titel: les Captifs, Comédie de

1) Es iſt wahr, beſonders gedrukt war mir dieſe überberſezung damals noch nicht vorgekommen, ich kante ſie aber aus Limiers Überſezung, wo ſie von Wort zu Wort eingerükt iſt. Doch auch dieſe, die Wahrheit zu geſtehen, hatte ich nicht bei der Hand; welches mir in ſo weit ganz lieb iſt, weil ich mich vielleicht durch ſein Beiſpiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten laſſen. übrigens hat doch der Verfaſſer dieſes Briefes eingeſehen, daß meine Abſicht gar nicht geweſen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; ſonſt würde es ihm weit leichter, als einem von meinen Bekanten, geworden ſein, noch ein halbes Duzend von mir übergangner Ausgaben, ich weiß nicht aus was für Katalogen zuſammenzuſtopeln und gnädigſt mitzutheilen.

Plaute, traduite en françois avec des rémarques par Mr. Coste, in Amſterdam 1716, in 8. herausgekommen. Der lateiniſche Text iſt zur Seite beigedrukt und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verſtande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nuzen können, weñ Sie das Buch bei der Hand gehabt hätten. Man ſieht aus verſchiedenen Stellen, daß Herr Coſte eine zweite Ausgabe mit verſchiedenen Verbeſſerungen davon zu liefern Vorhabens geweſen iſt, was aber meines Wiſſens unerfüllt geblieben.

Dieſer Ihr Vorgänger hat ſich bemüht, in einer ſehr wohlgeſchriebenen Vorrede zu erweiſen, daß dieſes Luſtſpiel nach allen Regeln des Theaters ſei. Seine Gedanken hiervon ſind ſehr ſchön. „Dieſes Stük, ſagt er, ſcheint mir voll„kommen regelmäßig. Die Einheit der Handlung „fällt in die Augen. Die Entdekung der Betrü„gerei des Tyndars fließt ſehr natürlich aus dem „innerſten Stoffe, und dieſer Zwiſchenfall, wel„ches der einzige im ganzen Stüke iſt, macht den „Knoten durchgängig aus. Die Wiederkunft des „Philokrat löſet ihn ſehr ungezwungen. Aus ei„nem ſo einfachen Stoffe, worin ein mäßiger „Geiſt kaum Materie zu zwei oder drei Aufzügen „würde gefunden haben, hat Plautus durch ſeine „Kunſt ein Stük von fünf ganz vollſtändigen „Aufzügen zu machen gewußt. — Die Einheit des „Orts iſt eben ſo genau als die Einheit der „Handlungen darin beobachtet. Alles geht ganz „natürlich bei dem Hauſe des Hegio vor. Was „die Dauer der Handlungen anbelangt, ſo hat ſie „Plautus gleichfalls mit vieler Sorgfalt bemerkt. „Sie fängt ſich des Morgens an, und ſchließt „ſich noch vor dem Abendeſſen, ſo daß acht oder

„ auf's höchſte neun Stunden dazu erfordert wer-
„ den.“

Alles dieſes werde ich beantworten, und das Gegentheil darthun, weñ ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die ſich nirgends beſſer als hier anbringen laſſen.

Weñ Sie an des Limiers Überſezung des Plautus ſeine Geſchiklichkeit rühmen, mit welcher er die anſtößigen Stellen überſezt, ſo verdient Coſte eben dieſes Lob; deñ in ſeiner Überſezung finden Sie eben dieſe Behutſamkeit angewendet, ſo daß er ſelber ſagt: A la faveur de ces changement je serois en droit de dire de ma traduction, selon toute la rigueur de la lettre, ce que Plaute dit de sa pièce: *ad pudicos mores* facta est.

Die Überſezung von des Plautus Aulularia, deren Sie gedenken, iſt zu Zelle 1743 mit dem lateiniſchen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Überſezers iſt nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derſelben wird gleich anfangs geſagt, „ daß man durch dieſen Verſuch „ den Deutſchen von der Stärke oder Schwäche „ der alten römiſchen Schaubühne einen Begrif „ habe geben wollen.“ Der Überſezer ſcheint nichts von der ältern Überſezung dieſes Stükes gewußt zu haben, der Sie gedenken.

Weñ [1]) „ Plautus der Vater aller Komödien-

1) Weñ ich den Plautus den Vater aller Komödienſchreiber genañt, ſo habe ich nur alle diejenigen darunter verſtanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernſte zutrauet, als hätte ich ſelbſt die Griechen für Schüler dieſes Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekañt ſein, daß uns von dieſen kein einziger in ganzen Stüken übrig geblie-

ſchreiber“ wäre, wie Sie ihn nennen, ſo müßten alle Komödienſchreiber ſeine Schüler ſein, welches doch ſchwerlich wird können erwieſen werden. Ihre Meinung wird vielleicht nicht ſo allgemein ſein, als dieſer Ausdruk es zu behaupten ſcheint. Hat gleich Terenz und Moliere ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, abſonderlich den Griechen, genommen und gelernt?

Da ich in dem erſten Stüke Ihrer Beiträge las, daß Sie der Meinung wären, „daß die Gefangenen des Plautus gewiß das vortreflichſte „Stük wären, welches jemals auf das Theater „gekommen,“ und ich dieſes nochmals in dem zweiten Stüke wiederholt ſahe; ich aber bei Durchleſung des Originals und der Überſezung des Herrn Coſte verſchiedenes unwahrſcheinliches und ungereimtes darin wahrgenommen hatte: ſo ſchien es mir, als wäre ich anjezt aufgefordert, meine Meinung, daß dieſes Stük kein Meiſterſtük ſei, zu beweiſen, oder zu ändern. Hieraus nun ſind dieſe Gedanken entſtanden. Ich erwähle Sie ſelbſt zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrtume abſagen, wen̄ Sie zeigen werden,

ben iſt, als Ariſtophanes. Und auch dieſer iſt einen ganz andern Weg in den Schauſpielen gegangen, als wir heut zu Tage zu gehen pflegen; ſo daß wir ihn uns nur in ſehr wenig Sachen zum Muſter vorſtellen können. Wer iſt aber nach ihm der älteſte Komödienſchreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben ſind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben ſich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß ſie in ihren vornehmſten Stüken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter dieſen allen nur diejenigen verſtehe, die es werth ſind, Schüler des Plautus genan̄t zu werden.

daß das, was ich an dieſem Stüke tadle, nicht tadelnswürdig ſei, und daß das Stük ſelbſt dennoch wirklich ſchön und regelmäßig bleibe, und folglich für ein vollkommenes Muſter eines dramatiſchen Gedichts müße angeſehen werden.

Hätten Sie nur geſagt, daß die Gefangenen das ſchönſte Luſtſpiel unter allen Luſtſpielen des Plautus, und daß dieſes die Urſache wäre, warum Sie eben dieſes zu überſezen ſich die Mühe gegeben; ſo hätte man Ihnen nichts anhaben können. Deñ warum Sie ſonſt dieſes Stük gewählt, weiß ich nicht. Es ſcheint Ihrem Vorhaben zuwider zu ſein, nach welchem Sie verſprochen: „zu „Ihren Überſezungen allezeit ein ſolches Stük zu „wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet „worden, oder von deſſen Inhalte wenigſtens ein „ähnliches neues Stük zu finden ſei." Wer hat deñ die Gefangenen des Plautus nachgeahmt? Ich weiß keinen. Doch es kañ ſein, daß vielleicht meine Unwiſſenheit daran ſchuld iſt; und darum würden Sie mir und andern einen großen Gefallen erzeigt haben, weñ Sie uns ſolches geſagt hätten: deñ ſo hätten wir es hernach auch gewußt. 1)

Des Turnebus Urtheil, das Sie anführen, gilt hier nicht viel. Deñ obſchon dieſer Mañ

1) Ich habe geglaubt, es ſtehe mir frei, von den Regeln, die ich mir ſelbſt gemacht, gleich das erſtemal abzugehen; zumal da ich ſo wichtige Urſachen vor mir ſahe. Es iſt wahr, ich weiß ſelbſt keine Nachahmung dieſes Stüks; allein eben deßwegen, weil es von einer ſo beſondern Einrichtung iſt, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Luſtſpielen, an die ſich die neuern Dichter auf keine Weiſe gewagt; eben deßwegen, ſage ich, habe ich mir geſchmeichelt, der Leſer würde mir es Dank wiſſen, daß ich mich nicht ſo gar genau an mein Wort gehalten hätte.

ſeine großen Verdienſte, wegen ſeiner erſtaunlichen Gelehrſamkeit, hat; ſo weiß man doch, wie heftig die Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts die alten Schriftſteller vertheidigten, und dieſes mit weit größerer Gelehrſamkeit als Scharfſinnigkeit. Abſonderlich aber weiß man, daß ſie in Sachen des Wizes nur ſchlechte Ritter waren.

Weil Sie alſo ihren Leſern die Freiheit gelaſſen haben, ſelbſt zur urtheilen, ſo bediene ich mich derſelben; doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieſer freundſchaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nüzlich ſein. Der Streit iſt bekant, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Luſtſpiels des Terentius gehabt hat. Wie viel ſchöne Anmerkungen haben ſie nicht dabei gemacht, die ihren Nachfolgern alle genuzt, und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank ſagen müßen. Sie würden aber unſerer Verehrung noch mehr würdig ſein, weñ ſie ſich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrüke in ihrer lächerlichen Hize um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdienſten ſchuldig iſt, gebracht hätten.

Anfangs werde ich nur mehrentheils mit dem Herrn Coſte allein zu thun haben, und das Gegentheil deſſen erweiſen, was er in ſeiner Vorrede behauptet. Dieſes geht Sie auch an, in ſo fern Sie dieſes Stük für vollkommen halten; und weñ es mir gelingt, zu erweiſen, daß es nicht ſo regelmäßig iſt, als Herr Coſte behauptet; daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Überlegung gemacht iſt: ſo habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Sazes erwieſen, „daß es das ſchönſte Stük ſei, das „jemals auf das Theater gekommen.“

Dieſes ſeze ich aber, nach den Regeln der dra=

matiſchen Dichtkunſt, voraus, daß ein vollkommenes Gedicht dieſer Art nicht nur voll ſiñreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künſtlicher Verwikelung, und natürlicher Auflöſung des Knotens der Haupthandlung ſein müße; ſondern, daß es abſonderlich müße wahrſcheinlich ſein, und der Zuſchauer nicht alle Augenblike durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine unmögliche Fabel vorplauderte.

Jamais au spectateur n'offréz rien d'incroyable:
L'esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas

ſagt Boileau in ſeiner Dichtkunſt. — Ich habe alſo jezt zu erweiſen, was ich in den Gefangenen des Plautus für unanſtändig und unwahrſcheinlich halte; was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derſelben zu ſagen habe.

Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieſer Komödie, ſo wie wir ſie anjezt leſen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich ſind, welche das Ungereimte darin vermehren. Allein dieſes lege ich dem Plautus nicht zur Laſt, ſondern ſeinen Scholiaſten und Abſchreibern. Die Urſache davon hat mich Menage in ſeinem Discours sur Térence p. 216 gelehrt: Nous voyons dans Térence des scènes et des actes mal-divisés. La cause de cette confusion est - que les anciens poëtes Grecs et Latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas même Sénèque le dernier des poëtes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet ſich im zweiten Aufzuge, welcher in drei Auftritte abgetheilet iſt, da er doch nur zwei haben ſollte. Dieſen Irrtum haben Sie bereits in Ihrer Überſezung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabei auf, und würde

ihn ganz mit Stillſchweigen übergangen haben, weñ ich nicht dabei anmerken wollen, daß Plautus ſelbſt viel ſchuld an dieſem Irrtume ſei, und vielleicht nicht beſſer würde abgetheilet haben. Es iſt gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater iſt, und daß, weñ man auch ſagte, er habe ſo weit davon geſtanden, daß er nicht hören können, was ſie geſprochen, er ſie doch hat ſehen können. Mithin iſt das vin' vocem ad te? des Hegio, und des Tyndars Antwort voca ungereimt. 1) Hegio ſelbſt ruft ihn auch nicht einmal, ſondern, inzwiſchen daß er acht Worte ſpricht, nähert er ſich ihm und ſagt: vult te novus herus operam dare etc. Hier iſt alſo keine Veränderung vorgegangen, alſo geht auch kein neuer Auftritt an. Selbſt die Aufſchriften dieſer beiden Auftritte zeigen, daß in dem einen eben die Perſonen ſind, die in dem andern waren; obſchon dieſes noch zu merken, daß auſſer dieſen drei Perſonen noch andere Knechte müßen auf der Büh-

1) Warum dieſes ungereimt ſein ſollte, kañ ich nicht einſehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß bei Seite geführt, damit er den Tyndar insbeſondere vornehmen koñte. Wahrſcheinlicher Weiſe mußte er ihn ſo weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein anderes Zeichen geben können. Deñ dieſes zu verhindern, war eben die Urſache, warum er ihn wegführte. Da er ſich nun hernach genugſam mit dem Tyndar beſprochen hatte, und ſie über die Art, wie er und ſein Sohn könne frei gemacht werden, einig geworden waren; was war natürlicher, als daß Hegio ſagte: „Soll ich ihn alſo herrufen? damit du ihm ſagen „kañſt, wie er ſich in Elis zu verhalten hat? Rufe „ihn“, antwortet Tyndarus. Was iſt aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, ſondern gar herholt?

ne geweſen ſein, welche Hegio zu Anfange des zweiten Auftritts fragen können ubi sunt isti, quos ante aedes jussi produci foras? Deñ den Philokrat und Tyndar kañ dieſes nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende si ex his quae volo exquisivero. Deñ weñ Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeinet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo ſie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, ſondern Philokrat ſogleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömt, iſt ein Kunſtſtük des Dichters, wovon die Abſicht einem jeden in die Augen fällt. 1)

1) Auch hier ſcheint mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine ſind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit ſollen zu Hülfe nehmen, ſo würde ihm alles nothwendig ſehr deutlich vorgekommen ſein. In dem erſten Auftritte des zweiten Aufzuges werden die beiden Gefangenen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten ſich die Erlaubniß aus, daß ſie ein paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten ſie, gehen alſo etwas bei Seite, und werden über ihre ausgedachte Liſt einig. Unterdeſſen kömt Hegio, ſo daß er die erſten Worte: jam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero, noch in ſeinem Hauſe, oder doch gleich vor der Thüre, das Geſicht gegen ſein Haus gekehret, ſagt. Als er ſich aber völlig umwendet, und die beiden Gefangenen, die er hatte herausführen laſſen, nicht gleich gewahr wird, weil ſie, wie aus dem erſten Auftritte erhellt, etwas bei Seite gegangen waren; ſo mußte er freilich wohl fragen, wo ſie wären? Das ex his kañ alſo ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freilich weñ es hieße ex his, quos hic stare video, alsdañ würde die darauf folgende Frage ungereimt ſein. Allein Plautus will ſagen: ex his, quos ante aedes jussi produci foras. Übrigens will ich gar nicht läugnen, daß noch auſſer dem Hegio, Philokrat und Tyn-

Eben ſo iſt auch der dritte Aufzug in fünf Auftritte abgetheilt, da es doch nur vier ſein müßen. Deñ die beiden lezten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts ſeine Knechte; ſie kommen, und er befiehlt ihnen den Tyndar zu feſſeln. So iſt zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplaz kommen; und ſo haben Sie in Ihrer Überſezung durch eine geſchikte Ordnung dieſer Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale ſieht es ganz anders aus. Da iſt alles in Unordnung. Hegio ſteht im vierten Auftritte vor der Thüre, und ruft ſeine Knechte. Dieſe ſind entweder im Hauſe, oder ſie ſind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, ſo findet man Schwierigkeiten.

Heg. v. 124. Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
Ite istinc, atque efferte lora.

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit ſoll ſich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu ſeinen Knechten zu reden:

Injicite huic manicas etc.

Das ite instinc zeigt an, daß die Knechte ſchon vor

dar, andere Knechte auf dem Theater müßen geweſen ſein. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die Lorarios redend ein; daß ſie aber im Anfange des andern Auftritts ſollten abgegangen ſein, davon findet ſich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Deñ zu wem hätte Hegio zu Ende dieſes Auftrittes ſonſt ſagen können: Solvite istum nunc jam etc.

der Thüre ſind, und Hegio zu ihnen ſagt: „geht hin und holet die Strike.“ Es müßte aber alsdañ wohl *afferte* lora heiſſen, weñ ich das *afferte* lora nicht durch bringet heraus überſezen kañ. Hegio hat das Wort kaum ausgeredet, ſo ſind die Strike ſchon da, und er beſiehlt den Tyndar zu feſſeln. Ich geſtehe gern, daß mir dieſes unbegreiflich bleibt. Deñ, daß ite istinc, kommet heraus heiſſen könne, kann ich mir nicht überreden. 1)

Der vierte Aufzug beſteht aus vier Scenen und ſollte nur drei haben; deñ die vierte muß die erſte des lezten Aufzuges ſein. Ich wundere mich, daß Ihnen dieſer große Irrtum nicht bei dem Überſezen in die Augen gefallen iſt. Nachdem Hegio den Ergaſilus in dem zweiten Auftritte zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht, und dieſer in dem

1) Ich glaube dieſen Ort nicht ſowohl verbeſſert, als nur richtig überſezt zu haben. Freilich heißt ite istinc nicht eigentlich: kommet heraus, ſondern es heißt: kommet von dort hieher, und nicht, gehet von hier dorthin, wie es heiſſen müßte, weñ es Herr Coſte durch allez richtig ſollte überſezt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57 Briefe des erſten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß istinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beilege; quanquam, ſpricht er, qui istinc veniunt, partim te superbum esse dicunt, quod nihil respondeas etc. Man darf ſich alſo nur vorſtellen, Hegio habe ſeine Knechte unter der Hausthüre ſtehen ſehen, und alsdañ iſt das ite istinc atque efferte lora ſehr deutlich. Daß aber die Knechte ſchon ſollten auf dem Theater geweſen ſein, iſt gar nicht wahrſcheinlich. Weñ ſie da geweſen wären, ſo hätten ſie ja nothwendig hören müßen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu ſie die Strike herausbringen ſollten, ſo daß alsdañ ihre Frage: Num lignatum mittimur? ſehr abgeſchmakt geweſen wäre.

dritten Auftritte den ſchönen Vorſaz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, ſo geht er ab, alle dieſe großen Dinge zu bewerkſtelligen. Hier nun ſollte ſich der Aufzug enden, damit Ergaſilus in der Zeit, die der Raum zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter gibt, wirklich alles ausrichten, und alsdañ der Knecht, in dem erſten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung davon machen köñte. So aber iſt Ergaſilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, ſo kom̃t der Knecht ſchon gelaufen, und erzählt, was jener für Unheil im Hauſe angerichtet, und wie er alle Vorrathskam̃ern durchwühlet habe. Wañ, fragt hier jeder Zuſchauer, hat er deñ alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit dazu. Ich ſehe ihn ja erſt vor meinen Augen weggehen. Und ſiehe, der Zuſchauer ſpüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt. 1)

Dieſes ſei von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den *Gefangenen* zu ſagen habe. Die Handlung iſt allerdings einfach, ſo wie ſie Herr Coſte in

1) In dieſem Stüke hat mein Gegner vollkommen recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, ſondern auf ſeine Abſchreiber, und jezt auf mich, als ſeinen Überſezer, legen wolle. Was mich aber abgehalten hat, dieſe falſche Abtheilung anzumerken, iſt, daß weñ man die lezte Scene des vierten Aufzugs zu der erſten des fünften macht, ſie gar keine Verbindung mit den übrigen bekom̃t. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, ſeinen Herrn zu ſuchen, und auf der andern Seite kom̃t er, ohne daß er ihn gewahr wird. Dieſe kleine Unwahrſcheinlichkeit war alſo ſchuld, daß mir eine weit größere entwiſchte.

ſeiner Vorrede zergliedert. Allein in ſeinem Entwurfe ſagt er nichts von der Perſon des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio ſei, noch daß er ſeinem Vater vor vielen Jahren entführet worden, und nunmehr, ohne es zu wiſſen, in ſeines Vaters Hauſe ſich befinde. Man wird mir ſagen, dieſes ſei nur eine Epiſode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Epiſoden ſollen ja nach den Regeln der Dichtkunſt ſo genau mit der Haupthandlung verbunden ſein, daß dieſe ohne jene unvollkommen ſein würde; ohne welche Bedingung die Epiſoden als beſondere Handlungen können angeſehen werden; ſo wie in der That auch in dieſem Luſtſpiele die Handlung durch die Epiſode verdopelt wird. Deñ würde die Handlung dieſes Gedichts nicht eben ſo vollkommen geweſen ſein, weñ auch dieſe Epiſode nicht dazu gekommen, weñ auch in der Perſon des Tyndars Hegios Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt deñ dieſer Umſtand zu dem Knoten oder zur Auflöſung deſſelben bei? Er würde ganz fremde in dieſer Handlung ſein, weñ nicht der Dichter die Zuſchauer durch den Vorredner hätte warnen laſſen, daß einer von dieſen Gefangenen des alten Hegio Sohn ſei, ohne daß es einer von ihnen beiden wiſſe. Hiedurch hat freilich der Dichter mit großer Kunſt die Auflöſung des Knotens zubereiten wollen, und die Zuſchauer deſto aufmerkſamer auf alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es iſt die Frage: ob der Prolog der alten Komödien als ein nothwendiger Theil derſelben angeſehen werden kañ, und ob es nicht der Vernunft gemäßer iſt, ſolchen für etwas ganz fremdes und nicht damit verbundenes anzuſehen?

Ich kañ mich hierüber diesmal nicht weitläuftig erklären. Hierin bin ich aber Ihrer Mei-

nung, „daß dieſer Prolog ſehr angenehm ſei.“ Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bei dieſer Erfindung, die Zuſchauer von dem Inhalte ihres Stüks zu unterrichten; allein, daß man hernach dieſe Weiſe abgeſchaft hat, iſt gewiß aus keiner andern Urſache geſchehen, als weil ſie etwas ſehr unnatürliches an ſich hat.

Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in dieſem Stüke nicht ſagen. Weñ ich nicht erwieſen, daß ſie dopelt iſt, ſo glaube ich doch wenigſtens erwieſen zu haben, daß man an der Einheit derſelben zu zweifeln Urſache hat.

Was ich nun in dieſem Stüke für unanſtändig halte, iſt erſtlich die Perſon des Schmarozers. Der Charakter dieſes Kerls iſt vollkommen ausgedrükt, und man erkeñt an dieſem Bilde einen großen Maler. Allein daß uns dieſe Perſon heut zu Tage etwas fremd, unwahrſcheinlich und übertrieben vorkömt, davon haben Sie uns die Urſache gar artig in einer Anmerkung entdekt. Nur dieſes gefällt mir nicht, daß dieſer Paraſit in drei Aufzügen allemal der erſte auf dem Theater iſt, und daß noch dazu allemal allein. Mir ſcheint, dies ſei ſehr gezwungen. Man ſieht wohl, Plautus hat den Paraſiten zu dem Endzweke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführt haben.

Ferner iſt es lächerlich, daß Ergaſilus in dem erſten Auftritte ſagt: Aetolia haec est. Ich ſtelle mir dabei ſein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers dazu gemacht, welche ſich zu dieſem: deñ ich bin hier in Ätolien, geſchikt; und ſogleich fallen mir die Meiſterſtüke der erſten Maler bei, welche, weñ ſie ein Gemälde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuſchrieben: deñ dies iſt ein Pferd, und dies iſt ein Ochſe. Doch Plautus

iſt nicht der einzige dramatiſche Dichter der Alten, der dieſen Fehler begangen hat. Es iſt noch weit lächerlicher, weñ in dem Ödip des Sophokles, der Ödipus zu ſeinem Volke ſagt: „Ich bin „Ödipus, der in aller Welt ſo berühmt iſt;“ und der Prieſter des Jupiters ihm antwortet: „Ich, „der ich dich anrede, bin der Oberprieſter des „Jupiters.“ Kañ etwas ungereimter ſein oder erdacht werden?

Drittens ſind in dieſer Komödie gar ſehr viele und lange ſogenañte Aparte, welche ſo ungereimt ſind, daß nichts darüber iſt. Ich ließe es noch gelten, weñ dañ und wañ eine Perſon ein Wort ſagte, das ihr ſo zu ſagen aus dem Munde wider Willen entwiſchte, und die Verfaſſung ihrer Seele, bei unvermutheten Zufällen, gleichſam zu verrathen ſchiene. Allein ſolche lange Reden, als hier im zweiten Auftritte des erſten Aufzuges, im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges, im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringſte Spur des Natürlichen an ſich. Die lezte von den angezeigten Stellen iſt am allerunnatürlichſten, wo Ergaſilus die größten Poſſen macht, und gar erſtaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte umgehen wolle, weñ ihn jemand aufhalten werde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und ſiehe, der Narr ſteht vor des Hauſes Thüre.

Abſonderlich aber halte ich die anſtößigen Stellen, die zweideutigen Redensarten, und die ſchlechten platten Scherze, die in dieſem Stüke in Menge zu finden ſind, für ſehr unanſtändig. Gleich anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant; hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Théâtre (ſagt Coſte) dont tout le succès dépend de l'habilité de l'acteur. Allein dieſes thut mir noch kein Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie geſtehen, „daß dieſer Einfall „nicht der vortreflichſte ſei," verdient mehr Beifall. Ob er aber geſchikt ſei, zum Lachen zu bewegen, weiß ich nicht. Dies merke ich noch an, daß alſo dieſe beiden Gefangenen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater geweſen ſind, und Tyndar nothwendig muß gehört haben, daß er Hegios Sohn ſei. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kañ man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet dieſe Epiſode vom Anfange der Handlung ſchon mit Kunſt vorbereitet habe?

Einen eben ſo ſchlechten Scherz findet man in dem erſten Auftritte des erſten Aufzugs, wo Ergaſilus ſagt:

Inventus nomen indidit scorto mihi,
Eo quia invocatus soleo esse in convivio etc.

Anſtatt dieſes elende Wortſpiel zu überſezen, ſagt Coſte in einer Anmerkung: Il m'a été impossible de traduire ces huit vers, parce qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots si dépendant de la langue latine qu'il seroit tout-à-fait absurde, traduit en françois. Cela même prouve sensiblement que la plaisanterie que Plaute a prétendu mettre dans ces huit vers, semble dire quelque chose, mais ne signifie rien dans le fond. Car ce qui est véritablement plaisant dans une langue, peut toujours être transporté dans une autre. Tout ce qu'on peut dire pour excuser Plaute, qui est assez sujet à donner dans ces fortes des plaisanteries qui ne roulent que sur de mots, c'est qu'il

les met dans la bouche de gens qui trouvent ces plaisanteries merveilleuses et sont incapables d'en imaginer de plus fines et de plus raisonnables. — C'est pour ce qu'Ergasilus n'a pas plutôt lâché cette fade plaisanterie que Plaute lui fait dire:

Scio absurde dictum hoc derisores dicere etc.

Der Siñ Ihrer Anmerkung über dieſe Stelle trift mehrentheils hiermit überein. Alle beide Anmerkungen geben nichts deſto weniger zu, daß dieſes ein ſchlechter Scherz ſei. Eben ſo iſt es mit dem Scherze beſchaffen, der in den Worten des Tyndars im zweiten Aufzug zweiten Auftritt ſteken ſoll, wo er den verſtellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel ekler iſt der Einfall der Knechte im dritten Aufzug vierten Auftritt:[1] Num lignatum mittimur? Es iſt wahr, durch die Art, wie Sie es überſezt, haben Sie der Ungereimtheit dieſes gezwungenen Mißverſtändniſſes in etwas abgeholfen. Allein im Lateiniſchen iſt es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet, und ganz unerträglich.

Die zweite Scene im vierten Aufzuge iſt voll dergleichen zweideutiger Scherze. Im 86 Verſe ſagt Ergaſilus:

Mihi quidem esurio, non tibi —

Cette réplique (ſagt Coſte) est très-insipide et fondée sur une supposition tout-à-fait extravagante. Darauf ſagt Hegio im 87 Verſe:

Tuo abitratu facile patior.

„In dieſen Worten, ſpricht der franzöſiſche Über„ſezer, liegt eine ſchändliche Anſpielung." Daß dieſes wahr ſei, und Hegio es wohl verſtanden ha-

1) Aus meiner Anmerkung oben (S. 482) werden Sie genugſam ſehen, daß dieſer Tadel ganz ungegründet iſt.

be, was jener ſagen wolle, kan̄ man aus dem Folgenden ſchließen, da er böſe wird, und ſagt:

Jupiter te Dîque perdant —

Sie haben dieſes, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Überſezung billig ausgelaſſen. 1)

In dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges ſagt Ergaſilus von dem Stalagmus:

Boius est, Boiam terit.

Cet équivoque (ſagt Coſte) porte sur une idée obscure et la plaisanterie est en elle-même obscure et insipide. Und Sie haben es in Ihrer Überſezung eben darum auslaſſen müßen, weil es zu überſezen unmöglich war. Ein Beweis eines falſchen Scherzes.

In dem zweiten Auftritte des fünften Aufzuges ſagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wen̄ man nun das: ut vis fiat, das vorhergehet, dazu nim̄t, ſo ſcheint es, als wen̄ Coſte Recht hätte, zu ſagen: Voilà un de ces passages dont j'ai dit que la pudeur n'y étoit pas assez ménagée. Sie haben dieſes aber in Ihrer Überſezung ſo beſcheiden ausgedrükt, daß aller Argwohn einer Unfläterei wegfällt, und ich faſt dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coſte ſich geirret, und

1) Glauben Sie nicht, daß ich dieſe Stelle deßwegen weggelaſſen, weil ich geglaubt, daß ſie keuſche Ohren beleidigen können. Nichts weniger als dieſes; ſondern ich habe ſie in der Ausgabe, die ich meiſtentheils bei meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der plantiniſchen von 1609, in 16, gar nicht gefunden. Auch in der taubmanniſchen Ausgabe hatte ich ſie nicht geleſen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß ſie ganz unſchuldig iſt.

Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

Was ich nun endlich für unwahrſcheinlich in dieſem Gedichte halte, und was ich abſonderlich wider die Dauer deſſelben einzuwenden habe, gründet ſich auf Folgendes. Der Schauplaz iſt in Ätolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieſer Provinz, Namens Kalydon. Gleichwohl neñt Plautus in dieſem Stüke mehr als an drei Orten verſchiedene bekañte Pläze der Stadt Rom, als weñ die Scene in Rom ſelbſt wäre. Der Dichter, als er ſein Gedicht ſchrieb, war freilich in Rom; allein die Unbedachtſamkeit, ſeinen Aufenthalt mit dem Orte des Spieles zu verwechſeln, iſt nicht im geringſten zu entſchuldigen. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges ſagt Ergaſilus: weñ es noch lange ſo ginge, würde er vor die porta trigemina gehen, und ſein Brod daſelbſt betteln müßen. In der erſten Scene des dritten Aufzugs ſagt ebenderſelbe, daß ſich alle ſchienen beredet zu haben, als wie die olearii in Velabro, einem öffentlichen Marktplaze zu Rom. Beide Stellen haben Sie in Ihrer Überſezung, und vor Ihnen ſchon Herr Coſte, angemerkt, und beide geſtehen Sie, daß es wunderlich ſei, in einem Spiele, wo der Schauplaz in Griechenland iſt, römiſche Pläze zu nennen; und beide haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beibringen können. Daß die römiſchen Zuſchauer zu ſeiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu ſeinem Ruhme ſagen. Weñ Plautus ſolche Richter gehabt, ſo iſt es ihm ſehr leicht geweſen, ſich ihren Beifall zu erwerben. Muß aber unſer Geſchmak nicht beſſer ſein?

Weñ man auch zu des Plautus Vertheidigung ſagen wollte, er habe mit Willen dieſe Benennun-

gen erwählt, um ſeinen Zuſchauern durch ihnen bekañte Dinge ſeine Meinung leicht und begreiflich zu machen, ſo würde auch dieſes können widerlegt werden. Deñ, daß Plautus in dieſen Fehler blos aus Unbedachtſamkeit oder Nachläßigkeit verfallen iſt, beweiſe ich aus dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges, wo Hegio ſagt:

— Ediciones *aedilitias* hic habet quidem:
Mirumque adeo est, ni hunc fecere ſibi Aetoli *agoranomum.*

Was die Aediles bei den Römern waren, das waren die Agoranomi bei den Griechen, und weñ Plautus ſich hätte wollen nach den Römern richten, ſo hätte er die Aediles nur allein nennen dürfen.

Was aber am allerunglaublichſten und am allerunwahrſcheinlichſten in dieſem Gedichte iſt, iſt des Philokrates ſchleunige Hin- und Herreiſe aus Ätolien nach Elis, und von da wieder zurük in einer Zeit von weniger als drei Stunden. Hier ſage ich mit Ihnen, die Zuſchauer des Plautus müßen nicht ſehr ekel geweſen ſein, weñ er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß ſie ihn darüber getadelt. Wie kañ Coſte nunmehr behaupten, daß dieſes Stük vollkommen regelmäßig ſei, und daß ſeine Dauer nicht länger als ſieben bis acht Stunden währe? Ich werde meine Meinung beweiſen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es ſelbſt deutlich angezeigt, weñ er den Hegio ſagen läßt:

Ego ibo ad fratrem, ad alios captivos meos:
Visam ne nocte hac quippiam turbaverint.

Geſezt alſo, die Handlung gehe des Morgens an um 7 Uhr.

Zu dem erſten Aufzuge iſt eine Stunde genug. 8 Uhr.

Zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen laſſen. 9 —

Zu dem zweiten Aufzuge iſt gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und alſo 10 —

Zwiſchen dem zweiten und dritten Aufzuge müßen wir dem Plautus zwei Stunden verſtatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verſtellten Philokrates zum Quäſtor, und fordert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömt, mit Glükwünſchen auf; endlich bekömt er den Paß, und Philokrates reiſet ab. 11 —

Nachdem dieſer fort iſt, geht Hegio zu ſeinem Bruder, erkundiget ſich daſelbſt bei den Gefangenen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es gibt ſich Ariſtophontes an, und Hegio nimt ihn mit ſich in ſein Haus. 12 —

Der dritte Aufzug dauert eine Stunde. 1 —

Zwiſchen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwei Stunden rechnen, wovon wir eine dem Dichter noch wollen laſſen zu ſtatten kommen, als ſei ſie verfloſſen, ehe Philokrates wieder angekommen iſt. 2 —

Die andere Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergaſilus gebraucht, von dem Hafen nach Hegios Hauſe zu kommen. 3 —

Und hier ſind die acht Stunden des Herrn Coſte ſchon verfloſſen, ungeachtet wenigſtens noch zwei Stunden bis zur Endigung des Stüks nöthig ſind.

Weñ nun ein dramatiſches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunſt, und zwar derer, welche der Währung deſſelben die längſte Zeit verſtatten, nicht

über vier und zwanzig Stunden dauern ſoll; weñ es vielmehr nur ſechs, acht, höchſtens zwölf Stunden zu ſeinem ganzen Verlauf haben ſoll, und weñ der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrſcheinlichkeit handelt: wie wird hier Plautus zu Rechte kommen? Alles was man alſo wohl in dieſen Umſtänden von uns fordern kañ, iſt, daß wir ihm die vier und zwanzig Stunden laſſen zu ſtatten kommen, und ſehen, ob wir ihn können durchbringen.

Dieſes genau zu beſtimmen, müßte man wiſſen, was Ätolien und Elis für böhmiſche Dörfer geweſen. Eine kleine Anmerkung [1]) hierüber in Ihrer Überſezung würde vielleicht nicht unangenehm geweſen ſein. Sind es griechiſche Provinzen oder Städte, und wie weit waren ſie von einander entfernt? Alles, was ich hiervon weiß, beſtehet in Folgendem. Menage in ſeiner Abhandlung S. 14 ſagt: Polybius erzähle, die Ätolier und Elienſer hätten Krieg mit einander geführet, und wären mächtige Völker geweſen. Vielleicht hat Plautus von dieſem Kriege die Gelegenheit zu ſeiner Komödie genommen. Völker, die zuſammen Krieg führen, weñ es auch nur kleine Staaten ſind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptſizes geht, müßen doch wohl ſo gar nahe nicht beiſammen liegen. Sollte es wohl nicht das Mindeſte ſein, weñ man ſagte, ſie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat alſo Philokrates zu ſeiner Hin- und Herreiſe zwanzig Meilen gehabt. Sobald er in Elis angekommen, hat er ſeinen Vater beſucht, er hat

1) Aus der Art, wie ich den Plautus hierin vertheidigen werde, wird man bald ſehen, daß ſo eine Anmerkung ganz wider meinen Zwek geweſen wäre.

ihm ſeine Geſchichte erzählt, er iſt zu dem Arzte Menarchus gegangen, er hat um die Freilaſſung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat ſich auf die Rükreiſe gemacht, iſt in Ätolien wieder angelangt, und das alles in drei Stunden.

Pauſanias ſoll uns hierin mehr Licht geben. Ich bediene mich der franzöſiſchen Überſezung des Abts Gedoyn, der amſterdamer Ausgabe von 1730. Daſelbſt ſehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem erſten Theile befindlich iſt, daß Ätolien eine große Provinz geweſen, und Elis gleichfalls eine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponneſus ausgemacht; daß man aus Ätolien nach Elis zu kommen durch den korinthiſchen Meerbuſen ſchiffen müßen, und daß alles das ziemlich weit von einander liegt. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich, ſehe ich, daß Elis die Hauptſtadt der Provinz dieſes Namens geweſen iſt. Ich finde auch in der Provinz Ätolien den Ort, wo Plautus den Schauplaz hinverlegt, Namens Kalydon, und der Maßſtab zeigt mir, daß Elis und Kalydon vierhundert griechiſche Stadia von einander entfernt geweſen. Vierhundert griechiſche Stadia machen funfzig römiſche Meilen, oder zwölf deutſche Meilen, die Meile zu viertauſend Schritt gerechnet.

Ich glaube alſo meine Meinug bewieſen zu haben, daß dieſe Örter nicht nahe bei einander gelegen, und man alſo den Plautus hierdurch nicht retten kañ. Doch dieſes ſind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter ebenſowohl vergeben kañ, als man es dem Euripides vergibt, daß er gedichtet, Theſeus ſei von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe

daſelbſt eine Schlacht geliefert und hundert andere Dinge verrichtet, ſei ſiegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in ſechs Stunden (S. Menage, Seite 13—22. 35—55.) Dieſerwegen hat auch wohl Ariſtoteles von dem Euripides geſagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verſtanden. Kañ man alſo von dem Plautus nicht ein Gleiches ſagen?

Weñ alſo bis zu Philokratis Abreiſe, nach meiner Rechnung, die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit ſeiner Wiederkunft bis zu Ende noch drei Stunden gehören, ſo bleiben von vier und zwanzig Stunden noch ſiebzehn Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreiſe. Aber auch in dieſen ſiebzehn Stunden kañ die Reiſe unmöglich verrichtet werden, weñ man auch zugeben wollte, Philokrates habe bei ſeiner Ankunft in Elis ſeinen Vater und den Menarchum und alle andere gleichſam wartend auf ihn angetroffen, daß er, ohne ſich aufzuhalten, gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerſpricht wohl gar Plautus ſelbſt dieſer Meinung. Sein Gedicht ſoll ſich gegen das Abendeſſen enden, und der vierte Aufzug endet ſich auch wirklich mit den Anſtalten dazu. Nun fragt ſich's, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß ſie ſehr ſpät in der Nacht gegeſſen. Menage hingegen erweiſet genugſam, daß es mit Untergang der Soñe geſchehen; und alſo faſt zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt ſind; wir wollen annehmen um acht Uhr. Da nun Herr Coſte ſelbſt ſagt, daß ſich das Stük einige Zeit vor dem Abendeſſen, etwa um ſechs oder ſieben Uhr, ſchließe; ſo rechne man mir nach, ob ich ihm nicht eben ſo viel Dauer zugeſtanden; nur muß man an des

Philokrates Reiſe nicht gedenken. Dieſe bleibt eine Hexerei; es müßte deñ ſein, daß er, wie die Medea in der Tragödie, durch die Luft geflogen. Freilich ein viel kürzerer Weg!

Daß aber Plautus ſelbſt gar wohl gewußt, daß Philokrates zu ſeiner Reiſe mehr als drei Stunden Zeit haben müße, beweiſe ich mit einer zweiten Unwahrſcheinlichkeit, die in dem Tyndar ſich antrift. Nachdem Philokrates weg iſt, wird des Tyndars Liſt im vierten Auftritte des dritten Aufzuges, und alſo ungefähr um zwölf Uhr vormittags, entdekt. Hegio verdamt ihn, in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt ſeinen Knechten, mit ihm zum Schmid zu gehen, der ihm die Schellen anlegen ſolle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen, und ihn ſeinem Freigelaßnen zu übergeben. Sie können alſo mit ihm ungefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs komt Tyndar ſchon wieder hervor, und macht eine umſtändliche, ſchrekliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausſtehen müßen. Die Zeit, da er dieſes erzählt, iſt die fünfte Stunde nachmittags; mithin weñ man annimt, daß doch wohl wenigſtens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verfloſſen, ehe er von da zurük in des Hegio Haus hat gelangen können, ſo bleiben nicht mehr als zwei Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kañ er wohl in ſo kurzer Zeit für großes Ungemach ausgeſtanden haben, daß er davon eine ſo ſchöne Beſchreibung machen köñte? Hat nicht Plautus wenigſtens einige Tage zur Währung ſeines Gedichts haben wollen?

Was mir ſonſt noch unwahrſcheinlich in dieſem Stüke vorkömt, iſt die Perſon des Stalagmus.

Dieſer Kerl kömt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wen er vom Himmel gefallen wäre; den nichts ſcheint ſeine Gegenwart daſelbſt zu erfordern. Der Knoten der Haupthandlung iſt aufgelöſet. Er kömt indeß mit den drei Perſonen der erſten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die ſiñreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro. Interibi ego ex hac statua verberea volo
Erogitare etc.

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieſes Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuſchauer: wie kömt er hierher? und was will er? Wer es ſei, ſagt Hegio gleich ſelbſt, nämlich der, welcher ſeinen jüngſten Sohn entführt habe. Man wird ſagen, Plautus brauche dieſe Perſon zur Entdekung, daß in der Perſon des Tyndar dieſer entführte Sohn verborgen ſei; allein von dieſer Epiſode habe ich ſchon oben meine Meinung geſagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um ſo vielmehr zum Beweiſe, daß ſie der Dichter, ſo ſchön und künſtlich ſie auch ausgedacht iſt, entweder hätte weglaſſen, oder beſſer einrichten ſollen. Wo Stalagmus herkömt, hat zwar der Zuſchauer im dritten Auftritte des vierten Aufzuges von dem Ergaſilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht; allein mit alle dem kañ ich in dieſem Stüke keine Spur des Wahrſcheinlichen, ja nicht einmal einen Zuſammenhang finden. Den warum kömt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe ſeiner Bosheit zu holen habe. Sagt man, Philokrat

habe ihn wider ſeinen Willen mit zurükgebracht, wie es ſeine Worte in dem lezten Auftritte anzuzeigen ſcheinen:

Nam hunc ex Alide huc reducimus;

ſo frage ich auf's neue, was bewog den Philokrat dazu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegios Sohn ſei, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denſelben ſeinem Vater verkauft. Er kañte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er ſelbſt im dritten Auftritte des fünften Aufzuges ſagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja ſelbſt nicht einmal, daß ſein Sohn noch am Leben, noch viel weniger, daß er ſchon in ſeinem Hauſe ſei; deñ ſo, meine ich, muß man die Worte des Hegio überſezen,

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; ſo wie Sie es auch gar wohl überſezt, da des Herrn Coſte Überſezung ganz falſch iſt. Und wo hat deñ Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Deñ daß er in des Theodoromedes Hauſe geblieben, kañ nicht erwieſen werden. Das Gegentheil aber ſieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi caeterum.

Alles das ſind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

Endlich muß ich noch des einfältigen Gedankens des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegios Sohn ſei, jenen ſagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
— — — — audisse me
Quasi per nebulam Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier etwas ſcharfſinniges ſagen ſollen, und ſagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus ſeines Vaters Hauſe kam; ſeit der Zeit hatte er zwanzig Jahre in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kañte. Wañ hat er es deñ alſo gehört, daß ſein Vater ſo heiſſe? Als er noch zu Hauſe war? Wird man wohl ein Exempel beibringen können, daß ein Menſch von vier und zwanzig Jahren ſich einer Sache erinnert habe, die er im vierten Jahre ſeines Alters gehört? Widerſpricht nicht die Erfahrung aller Menſchen dieſer Ungereimtheit?

Menage in ſeiner Abhandlung über den Selbſtpeiniger des Terentius hat ein ganzes Hauptſtück der Vertheidigung des Plautus wider die Beſchuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrſcheinlichkeit durch die ſchnelle Hin- und Herreiſe des Philokrates vorgebracht. Hier ſind ſeine Worte: Jul. Scaliger et Muret — accusent Plaute d'une précipitation peu vraisemblable dans sa comédie des *captifs*. Ils prétendent qu'il fait passer Philocrate d'Etolie en Aulide et revenir en Etolie en moins de deux ou trois heures. Mais Turnèbe a fort bien justifié Plaute de cette accusation, faisant voir par la géographie, par l'histoire et l'autorité de bons manuscripts, que les exemplaires de Plaute, dont J. Scaliger et Muret se sont servis, étoient corrompûs, et qu'au lieu d'Aulide

il faut lire Elide ou Alide. Quoiqu'il ne soit pas toujours nécessaire que le sujet des comédies soit véritable, il faut qu'il soit toujours vraisemblable. Or il n'y a point d'apparence qu'Aulide, qui est une ville de Béotie, fort éloignée de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort considérable, ait fait la guerre aux Etoliens qui étoient des peuples très puissans. Mais pour la ville d'Alide ou Elide on voit dans Polybe, qu'elle a été en guerre avec les Etoliens, et quaud l'histoire n'en diroit rien, cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie, il y a bien de l'apparence qu'elle a en quelque différent avec les peuples d'Etolie: que si on veut donner à cette comédie le tems de vingt-quatre heures, on ne trouvera pas grande précipitation en ce voyage de Philocrate, particulièrement si on considère que Philocrate la fait dans un de ces vaisseaux que les anciens appelloient *celoces*, a cause de leur vîtesse, et il ne faut pas douter que le poëte n'ait employé ce mot, à dessein pour faire connoître aux spectateurs que Philocrate étoit allé et revenu avec diligence. Dieſe Stelle iſt lang; allein ich habe ſie ganz einrüken müſſen, weil ich zu Behauptung meiner Meinung das Unrichtige aller dieſer Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie ſie ſo gar nicht erweiſen, was ſie erweiſen ſollen. Erſtlich iſt es zwar wahr, daß, weñ Scaliger und Muret Aulis ſtatt Elis geleſen, die Schuld an den verdorbenen Handſchriften gelegen. Indeſſen ob wir nun ſchon heut zu Tage alle Alis oder Elis leſen, ſo hebt dieſes die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieſes iſt genugſam erwieſen. Zum andern, weñ die Atolier ein mächtiges Volk, und die Eleenſer im Stande geweſen ſind, mit ihnen Krieg zu führen, ſo müßen ſie wohl ſo gar nahe nicht beiſammen

gelegen haben. Übrigens iſt das ſehr unbeſtim̃t geredet: cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie. Wen̄ die Rede von groſsen Städten iſt, welche Krieg mit einander führen können, ſo iſt eine Entlegenheit von zehn bis zwanzig Meilen noch nicht ſehr weit von einander. Drittens, wen̄ man auch der Währung dieſes Stüks vier und zwanzig Stunden geben wollte, ſo würde die Reiſe dennoch unwahrſcheinlich bleiben. Wir haben aber ſchon genugſam erwieſen, daſs Plautus ſelbſt die Dauer zwiſchen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendeſſen einſchlieſst. Wie hat Menage dieſen Umſtand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich iſt die Geſchwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch ſehr zweideutig. Im Lateiniſchen ſteht: in publica celoce. Sie haben es überſezt: „in einem öffentlichen Jachtſchiffe;" und Herr Coſte: le bâteau de poste. Iſt es alſo ein öffentliches Schif geweſen, das zur Bequemlichkeit mehrerer Reiſenden beſtim̃t war, mithin zu gewiſſen Stunden des Tages abging, wie unſere Poſten heut zu Tage: ſo finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als ſich würden angetroffen haben, wen̄ Philokrat mit einer Gelegenheit gereiſet wäre, die in ſeiner Gewalt allein geſtanden. Ich wenigſtens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieſes Grundes nicht bedient haben; den̄ er iſt mehr wider den Dichter, als für ihn.

So unrichtig auch indeſſen Menage in dieſem Stüke geurtheilet, ſo ſchlecht er auch den Plautus vertheidiget; (was kan̄ man zwar mehr von ihm fordern? es war unmöglich ihn zu vertheidigen, und er hat zu ſeiner Entſchuldigung alles beigebracht, was er gekon̄t,) ſo muſs ich doch geſtehen, daſs dieſe ſeine kleine Abhandlung ſo voll der ge-

lehrteſten Anmerkungen über die theatraliſche Dichtkunſt iſt, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus dieſem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren Beiträgen leſen, und der manchem noch neu ſein würde. Das Buch iſt alt, und ſein Titel iſt auch nicht ſehr reizend; er verſpricht nicht viel, und gewiß niemand ſucht darin, was man darin findet. Die Aufſchrift heißt: Discours de Mr. Ménage sur *l'Heautontimorumenos* de Térence. à Utrecht 1690. 12. Dieſes achtfüßige Wort ſchrekt ſchon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber weñ man über den Ekel des erſten Blattes weg iſt, und man ſieht die artigſten Gedanken über die Wahrſcheinlichkeit in den dramatiſchen Gedichten, wie wenig ſie die alten Dichter in Acht genommen, und wie ſehr ſogar die größten Meiſter, ein Euripides, ein Äſchylus und ein Ariſtophanes dawider geſündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit ſich die Scene erſtreken könne, ohne wider die Regeln zu verſtoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen deſſelben beſchaffen geweſen, und andere dergleichen Dinge: ſo ſage ich noch einmal, daß viele von Ihren Leſern ſie, weñ ſie in Ihren Beiträgen ſtänden, mit Luſt leſen würden. Weñ ein großer Kunſtrichter unſerer Zeit ſich die Mühe gegeben hätte, ein ſo verlegenes Büchelchen ſelbſt anzuſehen, ſo würde er nicht geſchrieben haben, „daß Menage den Terenz wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, als habe er mehr deñ „vier und zwanzig Stunden zu dieſem Stüke genommen, und alſo wider die Vorſchrift des Ariſtoteles gehandelt. Der Abt von Aubignac aber „habe den Terenz gelehrt vertheidiget.“ (Kritiſche Dichtkunſt. S. 733.) Was kañ wohl deutlicher

ſein, als die Worte des Menage, gleich im Anfange? Mr. d'Aubignac soutenoit que l'action de cette comédie ne comprenoit que dix heures, et je soutenois qu'elle en comprenoit plus de douze, mais je soutenois en même-tems qu'elle ne laissoit pas d'être néanmoins régulière. — Und bald darauf: Je crois avoir démontré que l'action de cette comédie comprend du moins quinze heures et qu'un poëme dramatique peut bien être de plus de douze heures sans être contre les règles — Und am Ende: Je suis d'accord avec vous que cette comédie est dans toute la justesse des règles anciennes. Wo ſteht nun hier, daß dieſes Luſtſpiel wider die Regeln des Ariſtoteles ſei? Freilich, im Hedelin ſteht es. Allein, es heißt: man höre auch den andern Theil. Übrigens iſt hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

Weñ alle dieſe Gründe nicht hinreichend ſind, meinen Saz zu beweiſen, daß das Stük des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig ſei, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrſcheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatiſchen Gedichts verſtoße, und alſo unmöglich „das „ſchönſte Stük könne genañt werden, welches je„mals auf das Theater gekommen:“ ſo weiß ich nicht, wozu wir den Verſtand und unſere Empfindung bei dem Natürlichen und Wahren brauchen ſollen, und wie man ſagen könne, eine Fabel, die nicht wahrſcheinlich iſt, tauge nichts, weil ihr die vornehmſte Eigenſchaft mangle.

Ich köñte hier meine Kritik endigen; indeſſen, da ich während dieſer Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Unterſuchung Gelegenheit geben, und bei der Entwikelung des Schönen in dem Luſtſpiele

des Plautus nuzen können, ſo theile ich ſie Ihnen hier mit, ſo gut als ſie ſind.

Im Prolog ſtehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meine die Worte: Accedito! Si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules.

Weñ ein in den Altertümern, und beſonders in den theatraliſchen, Unerfahrner, dergleichen Leſer Sie mehr als der gelehrten haben, dieſes in Ihrer Überſezung lieſet, [1]) ſo weiß er nicht, was er daraus machen ſoll. Coſte hat ein Stük von dieſer Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wiſſen, ob deñ der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hauſe? und ob er vorher gewußt, daß ſich bei Vorſtellung ſeiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde? und dañ, ob die alten Komödien nur einmal vorgeſtellt worden, oder ob, weñ ſie öfters wiederholt worden, ſich dieſe Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede paſſen können?

Ihre Anmerkung über das:

Nam hoc paene iniquum est comico choragio etc.

iſt ſehr vernünftig, und was Sie an den Deutſchen tadeln, hat Coſte eben ſo in ſeiner Anmerkung über dieſe Stelle beſtraft.

In dem zweiten Auftritte des erſten Aufzuges

1) Es iſt wahr, weñ ich allzu ſehr bei dem Buchſtaben des Textes geblieben wäre, ſo wäre eine Anmerkung hier ſehr nöthig geweſen. Aus meiner Überſezung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplaze geweſen iſt, ſogleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche ſich mit vielem Lärmen Plaz zum Sizen verſchaffen wollen, da ſie doch noch genug Plaz zum Stehen finden köñten.

iſt die Einladung des Hegio an den Ergaſilus bei Ihnen lange nicht ſo natürlich, als in der Überſezung des Herrn Coſte. Es iſt wahr, er lieſet auch nicht im Texte ſo wie Sie, ſondern nach der Verbeſſerung des Salmaſius, und er ſagt von der Leſeart, wornach Sie überſezt haben: tout cela me paroît un galimatias impénétrable. 1) Er lieſet alſo:

> Erg. Facete dictum.
> Heg. Sed si pauxillum potes contentus esse.
> Erg. Ne perpauxillum modo, nam istoc me assiduo victu delecto domi.
> Heg. Agesis, rogo.
> Erg. Nisi qui meliorem affert, quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich alſo überſezen würde:

> Erg. Das war noch einmal recht geredt!
> Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.
> Erg. Weñ es nur nicht allzu wenig wird: deñ ſo behelfe ich mich, leider, alle Tage zu Hauſe.
> Heg. Ich bitte dich alſo.
> Erg. Es mag d'rum ſein; der Handel iſt richtig, wo ich nicht eine beſſere Gelegenheit antreffe, und annehmlichere Bedingungen als die deinen.

Ebendaſelbſt haben Sie das cirim in den Worten:

> I modo, venare leporem: nunc cirim tenes,

1) Ich geſtehe es, daß Sie hierin einigermaßen Recht haben. Doch müßen Sie mir auch zugeſtehen, daß aus meiner Überſezung dennoch ein ganz guter Verſtand komme. Übrigens ſcheint mir die Leſeart des Herrn Coſte etwas verwegen, da das emtum oder emin' tu, oder wie man ſonſt leſen will, ganz hinweg gekommen iſt.

durch Lerche überſezt. Coſte lieſet und überſezet es durch Stachelſchwein, un hérison. Er hält dieſe Leſeart für die natürlichſte und wahrſcheinlichſte. In der That iſt der Sprung von einem Haſen auf ein Stachelſchwein, nicht ſo groß, als bis auf eine Lerche; und alles, was folget, ſcheint auf dieſes Thier zu ſpielen. 1)

Heg. Asper meus victus est.

Erg. Sus terrestris bestia est.

In dem zweiten Auftritte des erſten Aufzuges haben Sie die lezten Worte des Hegio: ad fratrem mox ivero, ſo überſezt: „Den Gang zu meinem „Bruder kañ ich verſparen bis hernach.“ Ich weiß nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, ſcheint aus dieſem Ausdruke zu folgen, als weñ Hegio den Gang zu ſeinem Bruder noch lange hinaus verſchöbe; da er doch wirklich ſogleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzuge verfließt. 2) Da hingegen, weñ Sie alſo überſezt hätten: „Ich will herein gehen, und erſt überſchla-

1) Ich kañ es zugeben, daß es jeder überſezt, wie er will. Der Siñ wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche Sie anführen, auf das Stachelſchwein zielen, glaube ich nicht. Ißt man deñ die Stachelſchweine mit den Stacheln, daß ſie deßwegen asper victus köñten genañt werden?

2) Wer hat Ihnen deñ geſagt, daß Hegio zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzuge zu ſeinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringſte Spur davon in dem Stüke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu ſeinem Bruder, als zwiſchen dem zweiten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreiſen laſſen; ſiehe den zweiten Auftritt des dritten Aufzuges. Ich habe alſo das mox ganz recht durch hernach gegeben.

„gen — hernach ſogleich zu meinem Bruder hin„gehen;“ ſo würde man hören, daß Hegio dieſen Gang nur auf einen Augenblik verſchöbe.

Eben ſo iſt es beſchaffen mit den erſten Worten des zweiten Auftritts im zweiten Aufzuge. Hegio ſagt:

Jam ego revertar intus —

welches Sie ſo überſezt: „Ich werde gleich wieder „hereinkommen.“ Dieſer Ausdruk ſezet zum Voraus, daß Hegio mit jemanden geredet, der voran in's Haus gehet, und dem er dadurch zu verſtehen gibt, daß er ihm folgen wolle; oder aber, daß Hegio aus ſeinem Hauſe herauskömt. Beides iſt falſch. Hegio kömt von ſeinem Bruder, und iſt im Begrif, in ſein Haus herein zu gehen. Er iſt allein, und ſagt gleichſam für ſich, da er ſeine Knechte in der Thüre ſiehet: „Ehe ich herein „gehe, muß ich doch dieſe Knechte noch etwas „fragen, was ich von ihnen wiſſen will.“ 1) So, däucht mich, iſt es natürlicher; obſchon das: jam ego revertar intus, nicht von Wort zu Wort überſezt iſt; worauf aber nicht nöthig zu antworten iſt. Sie wiſſen, was Überſezen iſt.

Auch gefällt mir in einer ſchönen Überſezung der Ausdruk des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: „Ich weiß auf „keine Art — meine ſykophantiſchen Täuſchereien „zu beſchönigen.“ Dieſer Ausdruk iſt nicht deutſch, und ich getraue mir unter funfzig Ihrer

1) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierin ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu ſeinem Bruder gegangen, ſondern kömt in dem zweiten Auftritte aus ſeinem Hauſe, wie ich dieſe Stelle ſchon in einer vorhergehenden Anmerkung (S. 481) erklärt habe.

Leſer kaum einen zu finden, der ſich einbilden köñte, was Sykophante für ein Gewächs ſei. Weñ man ſagt: „ich weiß meine Schelmereien „nicht zu beſchönigen," ſo weiß ein jeder Deutſcher, was das iſt.

Ich bin Ihrer Meinung, daß die Leſeart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges leſen: A. Quid mihi abnutas? T. Tibi ego abnuto. A. Quid agat si absis longius; die wahre ſei, weil der Verſtand am natürlichſten iſt; obſchon, weñ man auch die alte Leſeart behält, und, ſo wie Coſte es überſezt, die lezten Worte den Tyndar ſagen ließe, es auch nicht ſchaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieſer Auftritt für alle drei Perſonen ganz ungemein wichtig und beſchäftigend iſt. Jeder kañ viele Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit, dem Ariſtophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Ariſtophontes aber, der das Geheimniß nicht verſteht, oder nicht verſtehen will, ſagt, daß es Hegio hört: „Nu? was winkſt „du mir?" Sogleich gibt Hegio beſſer Acht, und weil Tyndar ſieht, daß ihm die Liſt fehlſchlägt, ſo läugnet er es, und ſpricht: „Ich winkte dir?" und zum Hegio: „Siehe Herr, was er mir „ſchuld gibt, mich nur verhaßt bei dir zu „machen! Was würde er nicht vorbringen, weñ „du nicht ſo nahe bei uns ſtändeſt?" Darauf wird Hegio böſe, und ſagt: „Was ſchwazeſt du „mir da für Zeug vor? Wie, weñ ich gleich„wohl mit dieſem Unſinnigen ernſthaft ſpräche?" Darum ſagt Tyndar endlich laut zum Ariſtophontes, weil er ſieht, daß alles ſtumme Winken nicht helfen will:

Hem rursum tibi, meam rem non cures etc.

„Höre, ich ſage dir noch einmal, weñ du klug
„biſt, ſo laß dich um meine Sachen unbeküm-
„mert, bekümmere ich mich doch nicht um dei-
„ne." Ich ſtelle mir dabei vor, daß Tyndar, in-
dem er das ſagt, dem Ariſtophontes abermals,
ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink
gibt, und gleichſam drohend zu ihm ſpricht: hem
rursum tibi! Er würde hinzugeſezt haben: „Es wird
„dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu ha-
„ben, weñ du das Geheimniß erfahren wirſt;"
allein Hegio ſteht zu nahe bei ihm.

Die Worte des Tyndar in ebendemſelben
Auftritte:

Vae illis virgis miseris, quae hodie in tergo mo-
rientur meo;

haben Sie meiner Meinung nach allzubuchſtäblich
überſezt. Kañ man deñ ſagen, daß „Ruthen
„ſterben?" [1]) Man ſagt zwar von einem Zweige
eines Baumes, der vertroknen will: „er ſtirbt
„ab;" allein dieſer Ausdruk findet nur alsdañ
ſtatt, weñ der Zweig noch an dem Stamme iſt,
welcher leztere geſund iſt und bleibt, da jener
nur allein vergehet. Indeß iſt es gewiß, daß die-
ſes eine der artigſten Stellen in unſerer Komödie
iſt. Ich ſtelle mir vor, wie der Schauſpieler
mit einem halb zärtlichen doch gar nicht klägli-
chen Tone wird geſagt haben: „Wehe den armen
„Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf
„meinem Rüken zu Schanden ſchlagen wird!"
Coſte hat dieſes gar artig überſezt. Nach ſeiner
Überſezung ſieht man ganz deutlich, daß Tyndar
ſich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruthen.

1) Warum ſagt es deñ Plautus? Er hat dieſen Aus-
druk komiſcher befunden als einen anderen; und ich
deßgleichen.

Und das, was er gleich darauf ſagt: „was ver„weilet ihr noch, ihr Ketten? eilet doch, komt,
„umfaſſet meine Schenkel! ich will euch treulich
„bewachen;“ klingt im Franzöſiſchen noch viel artiger, weil das Wort embrassez (mes jambes) eine ſehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet. 1) Der Dichter hat hier viel Geſchiklichkeit gezeigt, wie ein Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als ſtrafbar iſt, in Gefahr kömt, ohne eine niederträchtige Schwachheit bliken zu laſſen, geduldig erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

Die prahlerhafte Ausſchweifung des Ergaſilus im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges iſt lächerlich genug. Allein, daß Sie die Worte Balista und Catapulta in Ihrer Überſezung nur mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben haben, kan̄ ich Ihnen nicht vergeben. 2) Ein Leſer, der nicht die alte römiſche Kriegsgeräthſchaft ken̄t, ſucht hier den Verſtand, oder den ausſchweifenden Scherz vergeblich. Es iſt ja Ihre Abſicht nicht,
„daß man alle Worte des Plautus aus Ihrer
„Überſezung ſoll verſtehen lernen.“ Wen̄ Sie nur wenigſtens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieſer Leſer zu Hülfe gekommen wären.

1) Man darf nur das Wort umfaſſen nehmen, ſo findet eben die ſo artige Nebenbedeutung, welche meinem Gegner ſo wohl gefällt, bei dem deutſchen Ausdruke ſtatt.

2) Ich habe geglaubt, daß das, was mir ſo gar ſehr deutlich geweſen, auch allen meinen Leſern begreiflich ſein werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, ſo wird mich ihre Höflichkeit ſchon entſchuldigen. Den̄ eine Höflichkeit erfordert die andere.

Allein Sie ſind gar zu geizig. Coſte hat, ohne dieſe ſeltnen Namen anzubringen, dieſe Stelle gar artig überſezt, und in einer Anmerkung die Urſache geſagt, warum er ſie nicht von Wort zu Wort habe überſezen wollen.

Was ferner Ergaſilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten ſagt:

Tum piſtores scrophipasci - - -
Eorum si cujusquam scropham in publico conspexero.
Ex ipsis dominis meis pugnis exculcabo furfures.

haben Sie gleichfalls ſehr undeutlich überſezt, wiewohl hieran die Leſeart, die Sie vor ſich gehabt haben, ſchuld iſt. Sie mögen ſelbſt urtheilen, ob es nicht ſehr gezwungen iſt, weñ Sie am Ende der ganzen Rede hinzuſezen müßen: „ich „meine ihren Beſizern." Coſte hat dies gemerkt; ſeine Anmerkung verdient, daß ich ſie herſeze: 1) Un ſavant critique a crû qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis, ex ipso abdomine.* Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on put trouver cette leçon en quelque manuscrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un sens fort bizarre et où il est bien difficile de trouver le mot pour rire.

1) Ich ſollte meinen, daß in dieſer Stelle eine ziemlich komiſche Wendung zu finden ſei, weñ man die alte Leſeart beibehielte. Gruterus iſt auch der Meinung, weßwegen er hinzuſezt: lepide minatur, se id facturum dominis, quod juxta nexum orationis facturum quis putaret suibus. Der gelehrte Kunſtrichter aber, auf den ſich Coſte gründet, iſt Jacobus Palmerius. Wiſſen Sie aber, was Taubmañ von dieſer Verbeſſerung ſagt? Palmerius legit e x i p s o a b d o m i n e etc. invita Venere, et cujus sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

Streichen Sie in Ihrer Überſezung die Worte: „ich meine ihren Beſizern," weg, ſo haben Sie eben dieſen Verſtand. Warum aber Coſte die Worte pistores und pistrinum durch mûniers und und moulin überſezt hat, weiß ich nicht.

Erlauben Sie mir, daß ich einmal einen kleinen Auftritt überſezen darf, der mir nach Ihrer Überſezung nicht gefällt, ſo wie Ihnen die meinige vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen, und zeigen, daß man vom Speke nicht ſagen könne, ſterben, und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden ſein. [1]) Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, iſt der dritte des vierten Aufzuges. Ergaſilus iſt voller Freuden, daß Hegio ihn zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht. Er iſt ganz auſſer ſich vor Vergnügen, einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald als Hegio weggehet, bricht er in die Worte aus:

„Er geht fort? und mir überläßt er die
„Verwaltung des ganzen Küchenweſens? Ihr un-
„ſterblichen Götter, welch Glük! O welche
„Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten!
„wie viel Köpfe werde ich laſſen herunter
„ſchmeißen! Welche Verheerung will ich unter

1) Was ich in der Anmerkung S. 509 geſagt habe, das kañ ich auch hier ſagen. Hat Plautus ſolche uneigentliche Ausdrüke gebraucht, ſo muß ſie auch der Überſezer brauchen können. Wer ſie tadeln will, der ſcheint mir von dem komiſchen Ausdruke nicht viel zu verſtehen. Übrigens wird es auf den Leſer ankommen, unſere beiden Überſezungen dieſes Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird ſich ohne Zweifel nicht beſonnen haben, daß dieſe wunderlichen Reden und poſſenhaften Anſpielungen mit zu dem Charakter des Ergaſilus gehören.

„dem Speke und den Schinken anrichten! Wie
„werde ich das Fett ſo dünne machen! und wie
„will ich die Schlächter durch viel Arbeiten ab-
„matten! Doch was halte ich mich auf, hier
„lange zu erzählen, womit ich meinen Bauch
„zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein gro-
„ßes Amt ſelbſt anzutreten. Über den Vorrath
„werde ich das Urtheil ſprechen, und den un-
„ſchuldig aufgehangenen Schinken eiligſt zu Hülfe
„kommen.“

Ich bin gewiß, daß Ihnen ſelbſt der Ausdruk im erſten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea, eine ſchläge-faule Bildſäule überſezt, nicht gefällt. Was iſt das? 1) Coſte hat dieß beſſer überſezt, wen̄ er ſagt: cet idôle ici, qui mérite d'être roué de coups.

Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweiten Auftritts im fünften Aufzuge überſezt haben, iſt ſehr natürlich, und ich glaube, daß dieſes wirklich der Sin̄ des Dichters iſt. Coſte hat eben ſo überſezt, wen̄ er ſagt: 2) Que peut-on attendre de

1) Ich ſollte kaum glauben, daß ein Deutſcher dieſen Ausdruk nicht verſtehen ſollte. Eine ſchlägefaule Bildſäule iſt hier ein Kerl, bei dem die Schläge eben ſo wenig fruchten würden, als bei einer Bildſäule. Gefällt jemanden die franzöſiſche Überſezung dieſes Ausdruks beſſer, ſo kan̄ ich es leicht zufrieden ſein. Nur habe ich es nicht für gut befunden, aus dem, was Plautus mit zwei Worten ſagt, acht bis neun Worte zu machen.

2) Nein, Coſte hat es nicht ſo überſezt. Bei ihm will der Knecht ſagen: „Wen̄ du die Unwahrheit redeſt, „wie vielmehr ſoll ich ſie nicht reden, der ich niemals „was getaugt habe?“ Bei mir aber ſagt er: „Ich „habe dir deinen Sohn entführt, und du ſprichſt

moi, si un homme de votre mérite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la vérité? Je n'ai jamais eu beau ni joly etc.

Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewiſſe Worte, Ausdrüke und Redensarten hat, die viel bequemer ſind, eine Sache in einer Überſezung eben ſo wohl als im Originale auszudrüken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon iſt die ſchöne Stelle im zweiten Auftritte des fünften Aufzuges:

Stal. Quod ego fatear, credine pudeat? – –
Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coſte überſezt es: Stal. Je ne rougis pas de l'avouer. Heg. Va, je saurois bien trouver le moyen de te faire rougir. Das Artige in dieſem Ausdruke beſtehet in dem Worte rougir, wie man leicht ſiehet, und welches nicht einmal im Lateiniſchen ſo artig klingt. Im Deutſchen hätte man es eben ſo geben können. „Stal. Meineſt du, daß ich darüber erröthen werde? Heg. Allerdings, ich „will es ſchon machen, daß du über und über „erröthen ſollſt.“ 1)

Den Beſchluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuſchauer, über welche in Ihrer Überſezung ſtehet: der Schlußredner. Ich vermuthe alſo, 2) daß in der Ausgabe, deren Sie ſich bedie-

„gleichwohl, ich ſei ein feiner Knecht? Was muß „ich deñ noch thun, daß du richtiger von mir ur„theilen lernſt?“

1) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen ſein, weñ ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus ſchöner zu machen, als er iſt.

2) Sie vermuthen falſch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex, und in der einzigen ſtraßburger Edition, welche Mulingus beſorgt hat, ſteht Recitator.

net, Recitator, geſtanden. Coſte lieſet, ſtatt Recitator, Grex oder Caterva, und hat bei dieſer Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht: ob dieſer Recitator einer von den Schauſpielern geweſen, ſo in ebendemſelben Stüke mitgeſpielt; oder eine beſondere Perſon. Er beweiſet das erſte, ob es ſchon ſehr wider den Wohlſtand iſt, daß einer von den Spielenden auf einmal ſeinen Charakter ablegt, und unter der Perſon eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuſchauern ein Compliment zu machen.

Es iſt wohl einmal Zeit, daß ich meine Kritik beſchließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, weñ ſie nichts mehr wiſſen, dennoch zum Beſchluſſe ſagen, ſie würden noch vieles erinnern, weñ ſie nicht befürchteten, allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich geſtehe aufrichtig, daß dieſes alles iſt, was ich wider dieſe Komödie zu ſagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß dieſe Kritik dem Dichter und ſeinem Überſezer ſo wenig ſchaden werde, als ich verſichern kañ, daß ich,

Weñ ſich Herr Coſte übrigens nur ein wenig genauer umgeſehen hätte, ſo würde er eine Stelle bei dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrüklich hätte ſchließen können, daß es nicht allezeit eine von den ſpielenden Perſonen geweſen, welche dieſe Schlußreden hielt. Dieſe Stelle ſteht zum Beſchluſſe der Ciſtellaria:

— — — Omnes intus conficient negotium.
Ubi id erit factum, ornamenta ponent; postidea loci
Qui deliquit vapulabit; qui non deliquit, bibet.

„Sie, die Schauſpieler, ſpricht er, werden ihren Puz „ablegen, nicht wir,“ wie er doch nothwendig hätte ſagen müßen, weñ er ſelbſt ein Schauſpieler geweſen wäre.

dieſer Kleinigkeit ungeachtet, gegen beide die vollkommenſte Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig ſei, dem Dichter ſeinen Ruhm und meine Bewunderung zu verſagen. Je genauer ich gegentheils dieſes Stük unterſucht habe, Fehler darin zu entdeken, je mehr habe ich auch Schönheiten darin angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die ſchlechteſten, ſind auf das vollkommenſte ausgebildet, und doch nicht übertrieben. Iſt nicht in der Perſon des Ergaſilus der Charakter eines Schmarozers auf das lebhafteſte ausgedrükt, und behauptet er nicht dieſen Charakter durch das ganze Stük mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht ſein Muth? Iſt er nicht trozig oder verzagt, nachdem ſeine Hofnung zu ſchmauſen groß oder gering iſt? Iſt er nicht, wie es für einen ſolchen Kerl gehört, unverſchämt, niederträchtig; von ſchlechten Sitten, und laſterhaft? Hat nicht der Dichter in der Perſon des Hegio auf das vortreflichſte einen alten reichen Bürger geſchildert, einen ehrlichen Mañ, einen Vater, der ſeine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum Beſiz derſelben verhelfen kañ, anwendet, und alles, was man ihm ſagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; ſo bald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte, mißtrauiſch wird, und ſich völlig verloren ſchäzt? Iſt nicht Tyndarus ein Menſch, der mit ſeinem Herrn von Jugend auf zuſammen gelebt, und mit ihm die Vortheile einerlei Erziehung genoſſen hat? Iſt es alſo nicht natürlich, daß er dieſen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht ſonſt einen Herrn lieben würde. Iſt es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt, als einen gemeinen Knecht. Hier bewundere ich die Kunſt und den Geiſt des Dichters: deñ aus dieſem Grunde ſind

die ſchönen Auftritte entſprungen, wo bei dem Abſchiednehmen Tyndarus unter der Perſon des Philokrates ſeinem Herrn alles das Gute vorhält, ſo er ihm als Knecht erwieſen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um ſeinetwillen bei dieſer Gelegenheit abſonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn ſeze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenſchaft zurüklaſſen, da er blos durch ihn jezt frei ſei, und in ſein Vaterland reiſen könne. Tout cela me paroît interessant et touche avec beaucoup de délicatesse, ſagt Coſte in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio ſelbſt bricht das Herz, weñ er voller Verwunderung ausruft:

— — Dii vostram fidem
Hominum ingenium liberale ut lacrimas excutiunt mihi.

Eben ſo ſchön iſt der zweite Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die Liſt entdekt, ſo hart angehet, und drohet, und dieſer mit der größten Standhaftigkeit, und einer Kaltblütigkeit, welche nur ein gutes Gewiſſen wirken kañ, antwortet, und ſich ſo ſchön vertheidigt, daß man ihm allezeit Beifall geben, und ihn in ſeinem Unglüke bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verſtand und Tugend bliken, als man von einem Knechte verlangen kañ; allein dieſer Einwurf iſt dadurch gehoben worden, daß er mit dem Philokrat einerlei Erziehung genoſſen hat. Stalagmus hingegen iſt ein troziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit ſeinen Laſtern prahlet, und ſich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu ſein. Und koñte er wohl anders ſein? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, ſeinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, alſo bilden? Ein mittelmäßig böſer

Knecht, der ſich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro ſchon geſagt, daß er unter allen komiſchen Dichtern die Charaktere ſo vollkommen auszudrüken gewußt, daß, weñ die Natur ſelbſt hätte ſprechen wollen, ſo würde ſie ſich ſeiner Worte haben bedienen müßen.

Ich geſtehe alſo gern, daß Plautus große Verdienſte habe, daß dieſes Stük, die Gefangenen, voll ſchöner Stellen ſei, daß der Dichter darin viel Kunſt und viel Erfahrung bliken laſſe: doch nimmermehr werde ich zugeſtehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar „das ſchönſte Stük „ſei, ſo iemals auf das Theater gekommen.“ Zu des Plautus Zeiten, haben Sie vielleicht ſagen wollen. Deñ wie weit iſt er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Moliere gelangt iſt? Es verdient das Schöne darin nachgeahmt zu werden, doch muß man uns das Stük überhaupt nicht als das vollkommenſte Muſter vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, ſo bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatraliſchen Dingen, mir aus meinem Irrtume zu helfen, und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen, und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein Geringes vermehren wird. Ich werde zwar alſo meine Sache verlieren; im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, troz allen Einwürfen, uns das Geſtändniß abzuzwingen, „daß die Gefangenen des Plautus „das ſchönſte Stük ſind, ſo iemals auf das Thea„ter gekommen iſt.“

Ich ſchließe mit dem Urtheile des Herrn von

Eſſen, welches er in ſeinem **Menſchenfeinde** von unſerm Dichter fällt:

Ce comique Bouffon, n'en déplaise aux savans,
A son grossier parterre immole le bon sens.
Chez lui d'un trait d'esprit la grace déployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire est noyée:
Sans rime et sans raison il fait le goguenard:
La justesse en ses vers n'est qu'un don du hazard,
Si le valet souvent y parle d'un ton grave,
L'honnêt-homme y produit les pointes d'un esclave.
Enfin par un seul trait, pour le dépeindre en tout,
Il eût beaucoup d'esprit, peu d'art, et point de goût.

Ich bin ꝛc.

Geſchrieben im Brachmonat 1750.

Ich glaube, in dieſem Briefe iſt alles geſagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kan̄. Und vielleicht meinen auch viele meiner Leſer, daß Beſchuldigungen darin vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobei auch der eifrigſte Vertheidiger dieſes Dichters ſeinen Wiz nur umſonſt anwenden würde. Doch wir wollen ſehen. Alles, was man wider ihn vorgebracht hat, bezieht ſich auf drei Stüke. Kunſt, Wiz und Moral ſind es, worin ſich Plautus ſehr tadelhaft ſoll bezeigt haben. Zu dem erſten gehören alle Einwürfe, die man ihm, beſonders in dieſem Luſtſpiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechaniſche Einrichtung ſeiner Stüke macht. Zu

dem andern gehören ſeine ſeichten und nichtsbedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutſame und allzu ſaftige Stellen, welche man bei ihm will gefunden haben. Ich will bei dem lezten zuerſt anfangen; und hoffe, leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht geſiñt bin, unſern Dichter in allen ſeinen Luſtſpielen deßwegen zu entſchuldigen, ſondern blos ſeine Gefangenen von dieſem ſchimpflichen Vorwurfe zu befreien ſuche. Überhaupt aber von den unkeuſchen Stellen des Plautus zu urtheilen, ſollte man wohl überlegen, daß vieles, was jezt unſere Ohren auf die ärgerlichſte Art beleidiget, zu ſeiner Zeit von ernſthaften Römern ganz gleichgültig koñte angehöret werden. Es iſt die gröſte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftſteller ausüben kañ, weñ man ihn nach den jezigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß ſich durchgängig an die Stelle ſeiner Zeitgenoſſen ſezen, weñ man ihm nicht Fehler andichten will, welche bei ihm keine ſind. Es war bei den alten Römern nichts gewöhnlicher, und nichts weniger anſtößig, als Laſter, welche offenbar im Schwange gingen, bei ihren rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, ſie zu beſtrafen. Was ſich der Zuſchauer nicht ſchämte zu thun, ſollte ſich das der Dichter ſchämen zu nennen? Dichter und Zuſchauer waren alſo, wird man mir vorwerfen, im höchſten Grade unverſchämt, und folglich im höchſten Grade laſterhaft. Allein, die Wahrheit zu geſtehen, mit dieſem folglich bin ich nicht ſehr zufrieden. Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit, bei Anhörung gewiſſer Worte, bei Erblikung gewiſſer Gegenſtände, roth und unwillig zu ſcheinen, unter die Tugenden ſezen kañ? Die Schamhaftigkeit in dieſem Verſtande

iſt oft nichts als die Schminke des Laſters. Übrigens berufe ich mich auf alle die anſtößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein ſo großes Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefaßt ſei, welche unſchuldige Gemüther verführen könne. Sie ſind insgeſamt allzu rauh, und können nichts als Abſcheu erweken. Ja, ich müßte mich ſehr irren, weñ man nicht von dem, was unſere feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu beſorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt ſeltner ſeine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen ſucht. Doch ich will mich jezt hierüber nicht weiter einlaſſen; genug, weñ ich nur zeigen kañ, daß in den Gefangenen nicht das Geringſte zu finden iſt, deſſen ſich Plautus, auch weñ er in unſern Zeiten gelebt, zu ſchämen hätte. Ich habe in dem zweiten Stüke bei Gelegenheit geſagt: daß je gelehrter die Commentatores ſind, je weniger Wiz ließen ſie dem Schriftſteller, den ſie erklären wollen. 1) Jezt will ich hinzuſe=

1) Es ſcheint, als ob man meine Beſchuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein weñ es darauf ankommen ſollte, ſo wollte ich mit mehr als hundert Beiſpielen die Wahrheit derſelben beſtärken. Eines davon habe ich allzu große Luſt hier anzuführen, weil es mir gar zu beſonders zu ſein ſcheint. Im erſten Auftritte des erſten Aufzuges des Curculio ſtehet ein Jüngling nebſt ſeinem Knechte, und einigen andern, die er bei ſich hat, neben einem Altare der Venus. Es iſt noch ganz früh, und er ſpricht alſo, er möchte gern der Venus ein Frühſtük zum Opfer bringen. Was deñ? fragt der Knecht. Mich, dich, und dieſe alle, antwortet der Herr. Wie? ſpricht der Knecht, willſt du, daß ſich die Venus übergeben ſoll? Die Stelle ſelbſt heißt ſo:

zen, je gelehrter die Commentatores über unſern komiſchen Dichter ſein wollen, je mehr anſtößige Stellen finden ſie bei ihm. Zwei Örter aus gegenwärtigem Stüke, worin ſie mir alleſamt mehr zu ſehen ſcheinen, als ſie ſehen ſollten, mögen es beweiſen. Allein, man wird fragen, was mich

Ph. Me inferre Veneri vovi jam jentaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a jentaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes.
Pa. Num tu Venerem vomere vis?

Wer ſieht nicht ſogleich, daß der Knecht ſagen will: „Wen̄ du uns ihr willſt zum Frühſtüke vorſezen, ſo „wird es ihr gewiß ſchlecht bekommen. Wir ſind ſo „ein niedlicher Biſſen, daß ſie ſich nothwendig wird „übergeben müßen.“ Der Einfall iſt knechtiſch, aber ſo deutlich, als er nur immer ſein kan̄. Gleichwohl will Tanaquil Faber uns in einem Briefe an Sarravium verſichern, daß niemand dieſe Stelle verſtanden habe, noch verſtehen könne. Er habe lange geſonnen, was wohl dahinter ſteken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, ſie in das Griechiſche zu überſezen, woraus ſie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich dieſen ſehr richtigen griechiſchen Vers daraus bekommen:

Φ. εμε, σε και τȣτȣς, Πα. την γȣν Αφροδιτην θε-
λης εμεσαι;

ω ποποι habe er ausgerufen, istuc ipsum est quod quaeris. Er meint nämlich, es ſei hier ein bloßes Wortſpiel zwiſchen εμε, σε und εμεσαι (vomere), welches von dem Plautus nicht ſei bemerkt, und daher ſo unverſtändlich überſezt worden. Wer bewundert nicht die Geſchiklichkeit dieſes Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit ſo vieler Gelehrſamkeit ein verdorbenes Wortſpiel zu machen weiß! — ω ποποι! rief ich aus, als ich es das erſtemal las, wie kurzſichtig ſind die Herrn Kunſtrichter, wen̄ ſie am weiteſten zu ſehen glauben!

ſo verwegen macht, der Einſicht ſo vieler gelehrten Kunſtrichter meine Wenigkeit entgegenzuſezen, die man noch aus keinem einzigen: lege meo periculo, kennet? Ich muß es alſo nur geſtehen, Plautus ſelbſt. Er verſichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stüke keine versus spurcidici immemorabiles wären; muß alſo nicht entweder Plautus ſelbſt oder ſeine Ausleger lügen? Nothwendig; und wer kan̄ es mir verdenken, daß ich lieber das lezte glaube, da ohnedies in den ſtreitigen Stellen ein ſo guter Verſtand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu ſolchen unzüchtigen Anſpielungen ſeine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen ſie ſelbſt anſehen. Die erſte befindet ſich im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Esurire mihi videre.
Erg. Mihi quidem esurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior.
Erg. Credo, consuetus puer.
Heg. Jupiter te Dîque perdant.

Die mittelſte Zeile hatte ich in meiner Überſezung aus den ſchon angeführten Urſachen (Seite 489, Anmerk.) weggelaſſen; jezt aber will ich zeigen, daß ſie gar nichts böſes in ſich hält. Man ſieht wohl, daß das Wort patior den Verdacht einzig und allein erwekt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle überſezen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht widerfahren laſſen.

Heg. Du biſt mir alſo hungrig, wie es ſcheint.

Erg. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Heg. Meinetwegen, ich kan̄ es zufrieden ſein.

Erg. O, das weiß ich wohl, du biſt von Jugend auf ein Menſch geweſen, dem es eben

ſo nahe nicht gegangen iſt, weñ einen ehrlicher Kerl hungerte.

Heg. Ei, hol dich der —

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig überſezt, damit man es deſto deutlicher einſehen möge, was ich für einen Siñ darin finde. Aus dem Fluche des Hegio iſt gar nichts zu ſchließen. Deñ dieſer iſt nur verdrießlich, daß ihn Ergaſilus einer ſolchen Unempfindlichkeit und Kargheit beſchuldigen will. Die andere Stelle, die ich nun zu entſchuldigen habe, iſt in dem zweiten Auftritte des lezten Aufzuges. Hegio ſagt zu ſeinem verlaufenen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non docet.

Hier iſt es offenbar das arme Wort morigerus, welches unſere keuſchen Kunſtrichter aufmerkſam gemacht hat. Ich läugne gar nicht, daß es dañ und wañ nicht eine ſchlimme Bedeutung habe; allein hier nur findet ſie nicht ſtatt, weil Hegio nichts weniger als mit ſeinem Knechte Poſſen treiben will. Ich habe es in meiner Überſezung ſo gegeben, daß mein Gegner ſelbſt geſtehet, er zweifle, ob Plautus ſo etwas ſchändliches dabei gedacht habe, als es ihm ſeine Ausleger, und der franzöſiſche Überſezer Herr Coſte, ſchuld geben. Sind aber dieſe beiden angeführten Stellen unſchuldig, ſo wird man auch in dem ganzen Stüke kein einziges Wort finden, welches nur im Geringſten der ſchärfſten Moral entgegen ſei.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bei dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in ſeinen Gefangenen aufgetrieben hat. Dieſe ſind ſeine nichtsbedeutenden Scherze, deren Grund meiſtentheils ein Wortſpiel iſt. Ich gebe es zu, die Luſtſpiele des

Plautus ſind davon voll; nur das kañ ich nicht zugeben, daß man daraus auf den üblen Geſchmak dieſes Dichters ſchließen will. Ich muß mich geſchwind deutlicher erklären; deñ ich bin ſonſt in Gefahr, daß meine Leſer mir ſelbſt einen ſehr nichtswürdigen Geſchmak zuſchreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeſchränkten Wize das Wort, welcher ſeine Scherze und Einfälle blos aus dem Gleichlaute oder der Zweideutigkeit der Worte nimt. Dieſer kindiſche Weg, ſiñreich zu ſcheinen, iſt allen Schriftſtellern eine Schande, beſonders aber dem Dichter, als bei dem die wahre Scharfſinnigkeit am meiſten geſucht und am leichteſten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einſchränkung hinzuſezen, damit ich mir nicht zu widerſprechen ſcheine: Wortſpiele, behaupte ich alſo, beſchimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Perſonen. Alle Gedichte, wie bekañt iſt, theilen ſich in zwei Arten: in Gedichte, wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andere reden läßt. Man kañ, weñ man will, die dritte Art hinzuſezen, welche die beiden vorigen Fälle verbindet. In der erſten Art, wohin beſonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen ſind, iſt der geringſte Schein eines Wortſpiels unerträglich. In der Ode iſt es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabene in Gedanken, Ausdruk und Ordnung herſchen laſſen ſoll. Das Menſchliche will ihm ſchon darin nicht anſtehen, geſchweige das Pöbelhafte. Und was iſt pöbelhafter, als Wortſpiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überſchütten, als das Ohr zu kizeln ſuchen. Man tadelt ihn ſchon, und das mit Recht, weñ er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln ſein, weñ er uns gar nichts denken läßt!

Und was kañ man bei einem Wortſpiele je denken? Ganz anders aber iſt es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Perſonen von verſchiedener Gattung redend einführet; ich meine in den dramatiſchen. Hier iſt es ſeine vornehmſte Pflicht, die Perſonen zu ſchildern, wie ſie ſind, und ſie dasjenige ſagen zu laſſen, was ſie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart ſagen können. Diejenigen von den dramatiſchen Gedichten aber, die zu meinem Zweke gehören, etwas näher zu betrachten — was für Perſonen hat deñ ein komiſcher Dichter in ſeinen Stüken zu ſchildern? Von was für Stande und von welcher Gemüthsart ſind ſie meiſtentheils? Hierauf muß man mit Unterſchied antworten. Die Alten führten in ihren Luſtſpielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem erſten Alter der griechiſchen Komödie, alle entweder ſtrafbar oder lächerlich ſein mußten; gute und ernſthafte Perſonen waren gänzlich davon ausgeſchloſſen, ihre Stelle aber vertrat dañ und wañ der Chor, weñ es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuſchauern eine Moral beizubringen, die in dem Munde einer ſtrafbaren oder lächerlichen Perſon ihren Werth verloren hätte. Da aber in den leztern Zeiten die Komödie den Chor abſchaffen mußte, weil er ſich allzu viel Freiheit angemaßt hatte, ſo wurden die Dichter genöthiget, in ihre Stüke auch gute und ernſthafte Charaktere zu miſchen, weil ſie ſonſt unmöglich ihren lezten Zwek, die Beſſerung der Zuſchauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bei dem Plautus und Terentius, die einzigen Muſter, die uns das Altertum von dem verbeſſerten Schauſpiele hinterlaſſen hat; und bei dem leztern noch häufiger, als bei dem erſten. Weñ man aber alle, die uns ſowohl bei dem einen als

bei dem andern vorkommen, genau betrachtet, ſo wird man finden, daß ſie ſich niemals, ſo gut und ernſthaft ſie auch ſind, über den Stand komiſcher Perſonen, welches auf's höchſte bei den Alten der mittlere Stand war, 1) erheben; das iſt, ſie ſind ſo beſchaffen, daß weder ein erhabener Geiſt, noch ein edles Herz dazu erfordert wird, als wahre Muſter von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Dieſe nun, und alle geringere Sorten von Menſchen, muß

1) Daß die Alten in der That diejenigen Stüke, worin Leute von Stande vorkamen, obgleich ihr Inhalt vollkommen komiſch war, gleichwohl nicht Komödien genañt, iſt aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweiſen.

Faciam ut commista sit Tragico Comoedia:
Nam me perpetuo facere ut sit Comoedia,
Reges quo veniant et Dî, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic servos quoque partes habet,
Faciam ut commista sit Tragico Comoedia.

„Es würde ſich nicht ſchiken, ſpricht Plautus, weñ ich „dieſes Stük, worin Götter und vornehme Leute (deñ „ſo iſt das Wort Reges hier zu überſezen) vorkommen, „eine Komödie nennen wollte; es würde ſich aber auch „nicht ſchiken, weñ ich ihm den Namen einer Tragödie „beilegte, weil auch Perſonen von geringem Stande dar„in auftreten; ich will es alſo, um weder auf der einen „noch auf der andern Seite zu verſtoßen, eine Tragikomö„die nennen.“ Wie ſehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jezt dieſem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht ſagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten, in Benennung ihrer Stüke mehr auf den Inhalt, als die Perſonen zu ſehen; ſondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Luſtſpielen ausgeſchloſſen, und ſich die niedrigſten Sorten von Menſchen darin aufzuführen begnügt haben.

man ſich vorſtellen, weñ man die Muſter des komiſchen Ausdruks und des komiſchen Scherzes haben will. Der leztere gehört für jezt zu meinem Zweke. Wie ſcherzen Leute, welche Glük und Auferziehung an die niedrigſte Stelle geſezt hat? Nicht ſelten ſtrafbar, — oft grob, und faſt allezeit mit Wortſpielen. Und eben ſo ſcherzen des Plautus Knechte. Iſt er aber zu tadeln, daß er ſeine Urbilder allzu wohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln ſein, weñ er ihnen ſeinen Wiz geliehen hätte, und ſie Artigkeiten ſagen ließe, die kein Römer von ſeinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beiſpiel erläutern. Ut pictura poësis erit. Wer kennet nicht die ſaubern Gemälde auf den franzöſiſchen Spielkarten? Geſezt, es kömt einem Künſtler ein, einen König daraus in aller ſeiner Herlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es gibt allerdings große Künſtler, die ein Vergnügen finden, in Nachahmung gewiſſer Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr, wir loben ihn, weñ er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderklekſung widriger Farben deſto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er ſeiner Hand und ſeinem Geſchmake bei der Arbeit hat anthun müßen? Lächerlich aber würde er ſeine Geſchiklichkeit machen, weñ er uns einen majeſtätiſchen Körper, eine erhabene Geſichtsbildung, und einen gewählten Schmuk auf einem Blatte vorſtellte, das ſeine ganze Schönheit von der Ähnlichkeit erlangt, und nothwendig ſchlecht ſein muß, weñ es ähnlich ſein ſoll. Warum urtheilt man alſo nicht auf gleiche Art von dem komiſchen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, deſſen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und war-

um tadelt man nicht einen Marivaux, deſſen Bediente zwar Bediente ſind, aber Bediente aus einer marivauxiſchen Welt, nimmermehr aber aus der unſrigen? Ja, wendet man ein, geſezt auch, Plautus habe in dieſer genauen Nachahmung viel Kunſt erwieſen, ſo iſt er doch deßwegen zu tadeln, daß er ſich ſo ſchlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierin entſchuldiget ihn genugſam die damalige Einrichtung des Luſtſpiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren koñte, die, theils als geborne Sclaven, theils als gefangene oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unſere Bedienten zu ſezen ſind, und alſo auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeſchikter zu ſcherzen. Nach den Knechten hat Plautus beſonders noch eine andere Art von Perſonen, die oft nicht weniger abgeſchmakt ſpaſſen, und größtentheils durch Wortſpiele wizig ſein wollen. Dieſes ſind die Schmarozer, Leute, denen ihre Einfälle ſtatt der Renten waren, und die von ihren Poſſen leben mußten. Allein, in dieſen Charakteren ſind die ſchlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu loben. Es war ſeine Abſicht, dieſe Luſtigmacher verhaßt zu machen. Würde er ſie aber erreicht haben, weñ er ihnen einen wahren Wiz und einen feinen Geiſt beigelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienſte waren, daß ſie Ohrfeigen leiden koñten, daß ſie ſich zu den ſchimpflichſten Verrichtungen brauchen ließen, daß ſie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dañ und wañ zu lachen machen koñten, die bei feinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es alſo nicht ſtrafbar geweſen, weñ er ihnen durch eine feine Art zu denken, bei ſeinen Zuſchauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die ſie gar nicht verdienten? Zum Exempel, ein Ma=

ler wollte einen Affen malen, der über die Farben ſeines Herrn gerathen, und mit dem Pinſel eben das zu machen ſuchte, was er oft hat machen ſehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Geſicht eines liebenswürdigen Frauenzimmers entſtehen laſſen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrüken ſuchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Weñ man alſo aus den Luſtſpielen des Plautus die Knechte und Paraſiten wegnimt, ſo werden in der That wenig oder gar keine ſchlechten Scherze übrig bleiben. Es iſt nicht wahr, daß er ſie bei aller Gelegenheit anzubringen ſucht; er weiß ſeine Perſonen vortreflich zu unterſcheiden, und legt niemals einem Freigebornen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehme ich aus, weñ ihnen eine ausſchweifende Liebe das Vorrecht gibt, närriſcher als andere ihresgleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernſt hat er zum Exempel, in dem Luſtſpiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorſamen Sohn in dem Lyſiteles, einen uneigennüzigen Freund in dem Callicles geſchildert? Mit was für Anſtändigkeit ſind die Muſter getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorſichtigkeit die Tochter des Paraſiten in der Perſianerin gebildet? In dieſen und dergleichen Charakteren, deren in ſeinen meiſten Stüken einige vorkommen, zeige man mir das geringſte Abgeſchmakte, den geringſten anſtößigen Scherz; und alsdañ will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeſchikter Luſtigmacher iſt, der zu ſeinen Poſſen weder Zeit noch Perſonen zu wählen weiß. Weñ aber ſein Wiz nur da

ſeicht iſt, wo er ſeicht ſein muß, weñ er nicht damit zu prahlen ſucht, und ihn nicht, der Natur zum Troz, an unwürdige Gegenſtände verſchwendet, ſo muß man ihn nothwendig, weñ man billig urtheilen will, den meiſten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten ſo viel geiſtiges anbringen, daß ſie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht laſſen.

Weñ mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die ſeichten Scherze des Plautus zu entſchuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas ſchönes daraus zu zwingen ſuchen würde, ſo hat er ſich ſehr geirrt. Ich entſchuldige ſie nicht an ſich ſelber, ſondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Anſehung der getrofnen Natur. Beinahe eben ſo werde ich es mit den übrigen Fehlern, die er ihm vorwirft, machen, ob ſie gleich etwas mehr auf ſich zu haben ſcheinen. Die Fehler nämlich wider die mechaniſche Einrichtung ſind es, welche die Gefangenen in ſeinen Augen am meiſten unwürdig machen, den Namen des ſchönſten Stükes, das jemals auf das Theater gekommen iſt, zu verdienen. Ich will es etwas näher betrachten.

Der erſte davon iſt, daß ſich Plautus wider die Einheit der Handlung ſoll verſtoßen haben. Ich wundere mich, daß es mein Gegner gewagt hat, dieſen Vorwurf zu machen, da er ſelbſt mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stof, den er auf eine recht wunderbare Weiſe in ſeinen Stüken auseinander zu ſezen, und, ohne ihn zu verdopeln, zu erweitern weiß, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieſes zeigt, daß er lieber ſelbſt zu urtheilen, als nach andern Urtheilen ſich zu richten gewohnt iſt. Es ſcheint mir aber, daß er hier zu ſcharf urtheilet.

Wahr iſt es, die Handlung würde nicht unvollſtändig ſein, weñ auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein, es würde ihr eine Eigenſchaft fehlen, welche de la Motte zu einer beſondern Einheit gemacht hat, ob ſie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Dieſe iſt die Einheit des Antheils, oder, wie er ſie in ſeiner Sprache nennet, l'unité de l'intérêt. Iſt es nicht wahr, die Zuſchauer würden mißvergnügt aus dem Schauplaze gegangen ſein, weñ nicht ein Menſch von ſo edlen Geſinnungen, als Tyndarus iſt, nach allem ſeinem Unglüke, in das ihn nur ſein großes Herz geſtürzt hat, nichts als ein Sclave geblieben wäre? Wäre es billig geweſen, daß bei dem Schluſſe des Stükes alle ſpielende Perſonen Urſache gehabt hätten, ſich zu erfreuen, und nur die liebenswürdigſte nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Urſache, ſich zu freuen; allein Stalagmus iſt ein Verbrecher, und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu ſtellen. Daß aber dieſe Epiſode dem Zuſchauer ganz fremd ſein würde, weñ ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatraliſchen Verwikelungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, ſich dieſer Veränderung zum voraus verſehen würde, weñ er den Prolog auch vorher nicht geleſen hätte. Deñ dadurch iſt ſie ſchon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stüke ſelbſt, in dem lezten Auftritte des dritten Aufzuges, ſagen läßt: „Einen Sohn habe ich ſchon verloren, den mir ein Knecht als „ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich „habe weder des Knechts noch des Sohnes wieder „habhaft werden können. Der andere nun iſt auch „in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schik-

„ſal! Habe ich deñ nur Kinder gezeugt, ſie zu „verlieren?" Hätte Hegio dieſen entführten Sohn nicht bald wieder finden ſollen, ſo wäre der Dichter ſehr grauſam geweſen, weñ er ihn ohne Noth unglüklicher gemacht hätte. Deñ ein Vater, der dieſes Unglük nicht gehabt, hätte hier eben die Dienſte gethan. Es iſt aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine ſo feine Art vorbereitet, daß ſie die Annehmlichkeiten der Überraſchung nicht verlieren. Viele von den neuen theatraliſchen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine ſo grobe Art, daß ſie auch den düñſten Zuſchauer alles vorherſehen laſſen. Der Prolog mag alſo bei den Alten ein nothwendiger Theil der Komödie ſein, oder nicht: Plautus iſt in beiden Fällen wegen Verdopelung der Handlung auſſer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, weñ ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit ſo leicht vertheidigen köñte. Allein mein Gegner iſt mir hierin überlegen, und hat es allzu deutlich erwieſen, daß der alte Dichter allzu geſchwind gegangen iſt. Alles, was ich folglich thun kañ, iſt, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, weñ ſie es nicht gänzlich ablehnen können. — Erſtlich: iſt es falſch, daß die beiden Örter, der Ort, wo der Schauplaz iſt, und der Ort, wohin Philokrates reiſet, den Philopolemus frei zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, zwölf deutſche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für ſich ſelbſt, iſt zwar richtig; allein an den Suppoſitionen derſelben habe ich vieles auszuſezen. Der Schauplaz iſt in Ätolien; ſo viel iſt gewiß. Woher weiß man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Kalydon ſei?

Kömt in dem ganzen Stüke die geringſte Spur davon vor? Da ſich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Ätolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiſet, ſo neñt ihn Plautus Elis. Was für Urſache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptſtadt der Provinz dieſes Namens meine? Kañ er nicht vielmehr die ganze Provinz verſtehen wollen, ſo daß er es uns frei ſtellet, den nächſten den beſten Ort in Gedanken zu haben? Weñ man alſo dem Dichter nicht ohne Noth allzu große Ungereimtheiten aufbürden will, ſo nehme man ein paar Gränzörter, die auf's höchſte etliche deutſche Meilen von einander liegen können. Alsdañ könte Philokrates dieſe Reiſe ganz gemächlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedies eine Reiſe zu Waſſer, wahrſcheinlicher Weiſe über den korinthiſchen Meerbuſen, war. Freilich, weñ man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, ſo kañ man ſich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht conträrer Wind könne geweſen ſein, und alsdañ kömt Plautus gewiß zu kurz. — Zum andern: geſezt, wie ich ſelbſt dafür halte, Plautus habe die Rükkunft allzu ſehr beſchleunigt, man mag die beiden Örter ſo nahe beiſammen annehmen als man will: ſo finde ich doch hierin nichts als ein Vergehen, daß er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatraliſchen Stüken erfordert die Handlung, weñ ſie wirklich geſchehen ſoll, nicht weit mehr Zeit als die Vorſtellung derſelben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entſchuldigung dienen können? Corneille hat in ſeiner dritten Abhandlung genugſame Exempel davon angeführt, und ich kañ mich um ſo viel beſſer darauf beziehen, da es gleich die

Abhandlung iſt, welche unſere Leſer in eben dieſem Stüke überſezt finden. Zuſchauer, welche keine Kunſtrichter ſind, (deñ dieſe ſind immer allzu ſcharfſichtig, als daß ſie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches ſie aus der Vorſtellung eines Schauſpieles ziehen, verlieren ſollten,) laſſen ſich von der Hize der Handlung fortreiſſen, und ich bin gewiß, die meiſten Römer werden dieſe Übereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigſtens nicht angemerkt haben. — Drittens: muß ich nicht anzuführen vergeſſen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe dieſe Schwierigkeiten ſelbſt eingeſehen, daher er ſie auch ſo klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen geſucht hat. Er läßt die Reiſe zu Waſſer, und dazu auf einem Jachtſchiffe geſchehen, und, was das vornehmſte iſt, ſo beſtimt er beide Örter nur ganz allgemein. Aetolia haec est, ſpricht der Paraſit im erſten Auftritte. Meinem Gegner ſcheint dieſe Nachricht lächerlich, und ſie würde mir es ſelbſt ſcheinen, weñ ich nicht einen feinen Kunſtgrif dahinter zu finden glaubete. Er will ſeinen Zuſchauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewiſſen Ort zu fallen, der leicht einer ſein köñte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille ſchreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunſtgrif in Anſehung der Einheit des Orts vielen Nuzen zu. In den Stüken nämlich, wo es unmöglich iſt, daß der Schauplaz an e i n e m Orte bleiben kañ, ſolle man nur den allgemeinen Ort, z. E. Paris, Lyon, niemals aber den beſondern, dieſes oder jenes Haus, dieſes oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuſchauer die Veränderung der Bühne nicht ſo leicht bemerken könne. Und eben dieſes wollte ich, nach Veranlaſſung des Plautus, in Anſehung der Einheit der Zeit rathen. Weñ es nämlich der Inhalt

des Stüks nothwendig erfordert, daß eine Perſon an einen Ort verſchikt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne ſein kañ, ſo iſt es gut, daß man keinen von den Örtern insbeſondre neñt, weñ es nämlich wahre Örter ſind. Will man ſich dieſe Freiheit nicht nehmen, ſo wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortrefliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweiſe können die Gefangenen ſelbſt ſein. Mehr weiß ich in der That nicht in dieſem Punkte zum Vortheile meines Dichters beizubringen; ich glaube aber doch, daß es genug ſein wird, zu zeigen, daß er nur alsdañ einige kleine Schönheiten der Kunſt aus den Augen geſezt hat, weñ er größern und weſentlichern Schönheiten hat Plaz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die ſogenañten Aparte ſind ihm ſehr anſtößig, und ſie müßen es allen Leuten von Geſchmak ſein. Doch haben ſie auf den Theatern der Alten nicht ſo viel unwahrſcheinliches gehabt, als ſie bei uns haben. Die Bühne der Römer war von einer beſondern Größe, daß es ganz wahrſcheinlich war, daß eine Perſon die andere nicht hörte, weñ dieſe auf der, und jene auf dieſer Seite ſtand. Zum Exempel, der zweite Auftritt des vierten Aufzuges iſt der natürlichſte eben nicht. Ergaſilus iſt vorn auf der Bühne, das Haus des Hegio iſt in dem hintern Theile des Theaters; er hatte alſo, nach der Größe der römiſchen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er koñte noch von vielen auf ſeinem Wege aufgehalten werden. Zwar iſt es uns etwas ſeltſames, daß er, da er ſo ſehr eilen will, gleichwohl ſo viel unnüzes Zeug immer auf einem Plaze ſpricht; ich vermuthe aber, daß dieſes bei den ge-

ſchäftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satyre wird Plaz gefunden haben.

Das, was mein Gegner wider die Perſon des Stalagmus ſagt, gründet ſich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in ſo weit habe ich ſchon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfordert, weñ Tyndarus für den Sohn des Hegio ſollte erkañt werden; daß aber dieſes nothwendig war, habe ich aus ſeinem Charakter gezeigt: und Stalagmus fällt alſo nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kañ, wer ihn wieder zurükbringt, das wundert mich. Wahr iſt es, von ſich ſelbſt wiederzukommen, hatte er keine Urſache; Philokrat koñte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mitgenommen haben, weil er ihn nicht einmal kañte. Allein war deñ nicht Philopolemus in Elis? Koñte ihn der nicht während ſeiner Gefangenſchaft entdekt haben? Und als einen Knecht ſeines Vaters, als einen Räuber ſeines Bruders, hatte er Recht, ihn auch wider ſeinen Willen mit ſich fortzuſchlepen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schluſſe des Stüks ſagt: „Nun beſinne ich mich auch, weñ ich „nachdenke. Es iſt mir, als ob ich wie im Traume „einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiſſe,“ iſt in der That etwas übertrieben, weñ Tyndarus damit ſagen will, daß er es in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit, als er noch in ſeines Vaters Hauſe geweſen, gehört habe. Allein kañ er es deñ nicht in Elis einmal von ſeinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdekte, als er mit ihm den Handel traf? Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdeken können, da die Ätolier und Elienſer oft in Krieg mit einander verwikelt waren, und alſo entlaufene Sclaven ein-

ander wohl ſchwerlich auslieferten. Wie vieles läßt ſich entſchuldigen, weñ man es nur nicht immer auf der ſchlimſten Seite anſieht?

Daß der Schmarozer in drei Aufzügen allemal der erſte auf der Bühne iſt, wird wohl wenigen anſtößig ſein. Wenigſtens ſind die Kunſtrichter, Gott ſei Dank, ſo weit noch nicht gegangen, daß ſie Regeln feſtgeſezt hätten, in welcher Ordnung die Perſonen auf- und abtreten ſollten. Wer weiß zwar, was bald geſchehen wird, da man jezt ohnedies die geringſten Kleinigkeiten in der Poeſie auf einen metaphyſiſchen Fuß zu ſezen bemühet iſt? Ich will im voraus viel Glük dazu wünſchen. Daß übrigens Plautus die Paraſiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, iſt ein ſehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, weñ man ihn umkehrte, und ſagte, daß der Arlequin der neuern komiſchen Dichter ohne Zweifel aus der Perſon der Paraſiten bei den Alten entſtanden ſei.

Ich will gern glauben, daß die Beſchuldigungen meines Gegners, ungeachtet alles deſſen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stüken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht ſo blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen ſehen ſollte; ich ſehe ſie ſogar in den G e f a n g e n e n ſelbſt. Gleichwohl ſind ſie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen ſollte, daß dieſes Stük das ſchönſte ſei, welches jemals auf das Theater gekommen iſt. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das ſchönſte Luſtſpiel nicht dasjenige, welches am wahrſcheinlichſten und regelmäßigſten iſt; nicht das, welches die ſiñreichſten Gedan-

ken, die artigſten Einfälle, die angenehmſten Scherze, die künſtlichſten Verwikelungen, und die natürlichſten Auflöſungen hat: ſondern das ſchönſte Luſtſpiel nenne ich dasjenige, welches ſeiner Abſicht am nächſten kömt, zumal weñ es die angeführten Schönheiten gröſtentheils auch beſizt. Was iſt aber die Abſicht der Komödie? Die Sitten der Zuſchauer zu bilden und zu beſſern. Die Mittel, die ſie dazu anwendet, ſind, daß ſie das Laſter verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorſtellt. Weil aber dieſe allzu verderbt ſind, als daß dieſes Mittel bei ihnen anſchlagen ſollte, ſo hat ſie noch ein kräftigeres, weñ ſie nämlich das Laſter allezeit unglüklich und die Tugend am Ende glüklich ſein läßt; deñ Furcht und Hofnung thun bei den verderbten Menſchen allzeit mehr, als Scham und Ehrliebe. Wahr iſt es, die meiſten komiſchen Dichter haben gemeiniglich nur das erſte Mittel angewendet; allein daher kömt es auch, daß ihre Stüke mehr ergözen, als fruchten. Plautus ſah es ein; er beſtrebte ſich alſo, in den Gefangenen ein Stük zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er ſeine übrigen Spiele den Zuſchauern nur durch ein: ridicula res est, anpreiſen koñte. Es iſt ihm als einem Meiſter geglükt, und ſo, daß ihn niemand übertroffen hat. Weñ man überzeugt ſein will, wie liebenswürdig die Tugend geſchildert ſei, ſo darf man auch nur den dritten Auftritt des zweiten Aufzuges leſen. Jeder, wer eine empfindliche Seele beſizt, wird mit dem Hegio ſagen: „Was für großmüthige Seelen! Sie preſſen mir Thränen aus.“ Noch ſchöner aber iſt der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches ſie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus ſein wollen, weñ er bei gleichen Um-

ſtänden die Wahl hätte, eine von den daſelbſt vorkommenden Perſonen zu ſein, und würde das Unglük, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus ſeiner löblich vollbrachten That ſchöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen ſeiner Tugend, da er zulezt glüklich wird. Ich wollte wünſchen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwiſcht wären, die ſeinen Charakter, da er nunmehr ſein Glük weiß, etwas hart machen:

Tynd. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.

Ph. Meritus est. Tynd. Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er ſagt dieſe Drohungen zwar dem ärgſten Böſewichte; doch würden ſie, ſollte ich meinen, in eines andern Munde anſtändiger geweſen ſein. Die Rache iſt keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stük herſcht, nicht durch den allzu zärtlichen Affect der Liebe geſchwächt hat! Wie viel hat er hierin Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nuzen ſein, weñ man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdañ würde der Schauplaz in der allereigentlichſten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden ſein. Ich habe oben geſagt, daß in den Luſtſpielen der Alten auch die beſten Perſonen nur ſolche wären, die weder einen erhabnen Geiſt noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangenen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worin er den nach ihm folgenden Dichtern das erſte Muſter gegeben hat, wie das Luſtſpiel durch erhabne Geſinnungen zu veredeln ſei. Wie gut wäre es, weñ ſie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe alſo dabei, daß die **Gefangenen** das ſchönſte Stük ſind, das jemals auf die Bühne gekommen iſt, und zwar aus keiner andern Urſache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Abſicht der Luſtſpiele am nächſten kömt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich verſehen iſt. Dieſe ſollte ich nun umſtändlich entwikeln, und ihren innerlichen Werth feſtſezen; ich bin aber auf den Einfall gekommen, ſie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Leſern nicht voraus ſagen, von welcher Art dieſe Nachahmung ſein ſoll; genug, daß ich ſie in einem der nächſten Stüke liefere. 1)

1) (Leſſing hat dieſes Verſprechen unerfüllt gelaſſen.)

Leben des Sophokles.

1760.

(Im Jahre 1760 wurden die erſten ſieben Bogen der gegenwärtigen Schrift, welche auf vier Bücher angelegt war, bis ungefähr an's Ende der Anmerkung 10, zum erſtenmal abgedrukt; aber nachher unvollendet gelaſſen. Auf ſeiner Freunde Zureden, ſie doch fortzuſezen und zu vollenden, gab Leſſing in ſpätern Tagen immer die Antwort: „daß er erſt wieder Griechiſch lernen, und ſich in eine „Menge von Dingen einſtudiren müße, die ihm nun völ„lig fremd geworden wären." — So beſizen wir deñ dieſe Schrift nur unausgearbeitet, wie ſich ſelbe in den ſchon davon gedrukten Bogen, und in den dazu gehörigen hinterlaßnen Papieren ihres Verfaſſers fand. Allein die ſchönen DISIECTI MEMBRA POETAE laſſen auf das herlichſte Ganze rathen, das unter Leſſngs ſchöpferiſcher Hand daraus hätte zu Stande kommen müßen.)

Einleitung.

Bayle, der in ſeinem kritiſchen Wörterbuche ſowohl dem Äſchylus, als dem Euripides einen beſondern Artikel gewidmet hat, übergehet den Sophokles mit Stillſchweigen. Verdiente Sophokles weniger gekañt zu werden? War weniger merkwürdiges von ihm zu ſagen, als von jenen ſeinen Mitbewerbern um den tragiſchen Thron?

Gewiß nicht. Aber bei dem Äſchylus hatte Baylen Stanley; bei dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Dieſe Männer hatten für ihn geſammelt, für ihn berichtiget, für ihn verglichen. Voll Zuverſicht auf ſeinen angenehmeren Vortrag, ſezte er ſich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleiſſes. Und dieſem Fleiſſe den Staub abzukehren, den Schweiß abzutroknen, ihn mit Blumen zu krönen: war ſeine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Buchſtaben auf den Sophokles brachte, vergebens ſah er ſich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er ſelbſt ſammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es ſchon ſein Werk geweſen, ſo erlaubte es ihm jezt ſeine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nämliche Entſchuldigung muß man auch ſeinem Fortſezer, dem Herrn Chaufepie, leihen. Auch dieſer fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg.

Man gewinne aber einen alten Schriftſteller nur erſt lieb, und die geringſte Kleinigkeit, die ihn betrift, die einige Beziehung auf ihn haben

kañ, höret auf, uns gleichgültig zu ſein. Seitdem ich es bedaure, die Dichtkunſt des Ariſtoteles eher ſtudiret zu haben, als die Muſter, aus welchen er ſie abſtrahirte: werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer, als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorſaz geſucht! wie viel unnüzes habe ich ſeinetwegen geleſen!

Nun denke ich: keine Mühe iſt vergebens, die einem andern Mühe erſparen kañ. Ich habe das Unnüze nicht unnüzlich geleſen, weñ es, von nun an, dieſer oder jener nicht weiter leſen darf. Ich kañ nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorſtellung, Dank zu verdienen, muß eben ſo angenehm ſein, als die Vorſtellung, bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Literatores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieſes Leben meines Dichters nicht einführen. Weñ ein Kenner davon urtheilet: Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geſchrieben haben: ſo hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenſchaft geben. (1) Dieſen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athenienſer, und zwar ein Koloniate. (2) Sein Vater hieß Sophilus. (3) Nach der gemeinſten und wahrſcheinlichſten Meinung, ward er in dem zweiten Jahre der ein und ſiebzigſten Olympias geboren. (4)

Er genoß eine ſehr gute Erziehung. Die Tanzkunſt und die Muſik lernte er bei dem Lamprus, und brachte es in dieſer leztern, wie auch im Ringen, ſo weit, daß er in beiden den Preis erhielt. (5) Er war kaum ſechzehn Jahr alt, als er mit der Leier um die Tropäen, welche die Athenienſer nach dem ſalaminiſchen Siege errichteten, tanzte, und den Lobgeſang anſtim̃te. Und das zwar, nach einigen, nakt und geſalbt; nach andern aber, bekleidet. (6) In der tragiſchen Dichtkunſt ſoll Äſchylus ſein Lehrer geweſen ſein; ein Umſtand, an welchem ich aus verſchiedenen Gründen zweifle. (7) Iſt er unterdeſſen wahr, ſo hat ſchwerlich ein Schüler das Übertriebene ſeines Meiſters, worauf die Nachahmung immer am erſten fällt, beſſer eingeſehen und glüklicher vermieden, als Sophokles. Ich ſage dieſes mehr nach der Vergleichung ihrer Stüke, als nach einer Stelle des Plutarch. (8)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias. Das ſagt Euſebius; das ſagt auch Plutarch: nur muß man das Zeugniß dieſes leztern recht verſtehen; wie ich deñ beweiſen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbeſſerung anzunehmen, welche Samuel Petit darin angegeben hat. (9)

Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der Schauſpieler. Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme hatte, ſo brachte er dieſe Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater. (10)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch er ſie allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkommenheit erhob. Es gedenken derſelben zum Theil Ariſtoteles; (11) zum Theil Suidas; (12) zum Theil der ungenañte Biog aph. (13)

Mit der Aufnahme ſeiner Antigone hatte Sophokles ohne Zweifel die meiſte Urſache, vergnügt zu ſeyn. Deñ die Athenienſer wurden ſo entzükt davon, daß ſie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles geſammelt, was man von dieſem Punkte bei den Alten findet, die ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen. (14) Viel Ehre ſcheinet er als Feldherr nicht eingelegt zu haben. (15)

Die Zahl aller ſeiner Stüke wird als ſehr groß angegeben. (16) Nur ſieben ſind davon bis auf uns gekommen; und von den andern iſt wenig mehr übrig, als die Titel. Doch auch dieſe Titel werden diejenigen nicht ohne Nuzen ſtudiren, welche Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen. (17)

Den Preis hat er öfters davon getragen. (18) Ich führe die vornehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat. (19)

Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten Vernehmen. (20) Ich kañ mich nicht enthalten eine Anmerkung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblike zu ſein ſcheinet. (21)

Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einla- den; allein er liebte ſeine Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freiwillig von ihnen hätte verbannen ſollen. (22)

Er war ſehr alt, und ſtarb in dem dritten Jahre der drei und neunzigſten Olympias. (23) Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich ange- geben. Die eine, welche ein altes Siñgedicht zum Grunde hat, wollte ich am liebſten allegoriſch verſtanden wiſſen. (24) Ich muß die übrigen alten Siñgedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergeſſen. (25) Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig. (26)

Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, recht- ſchaffenen Mannes; (27) eines geſelligen, mun- tern und ſcherzhaften Mannes; (28) eines Man- nes, den die Götter vorzüglich liebten. (29)

Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war. (30) Es kañ leicht ſein, daß es mit den verliebten Ausſchweifungen, die man ihm ſchuld gibt, ſeine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht ſagen, daß ſein moraliſcher Charakter dadurch zweifelhaft würde. (31)

Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten. (32) Die ge- richtliche Klage, die ſie wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero gibt. (33)

Auſſer ſeinen Tragödien führt man auch noch andere Schriften und Gedichte von ihm an. (34)

Die völlige Entwerfung ſeines Charakters, als tragiſcher Dichter, muß ich bis in die umſtändli-

che Unterſuchung ſeiner Stüke verſparen. Ich kañ jezt blos einige allgemeine Anmerkungen vorausſenden, zu welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben, (35) und verſchiedene Beinamen, die man ihm gegeben hat, (36) veranlaſſen werden.

Ich rede noch von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm ſchuld gibt. (37) Endlich werfe ich alle kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zuſammen; (38) deßgleichen auch die Fehler, welche die neuern Literatores in Erzählung ſeines Lebens gemacht haben. (39)

Ausführung.

Es wird Mühe koſten, dieſes Geripe mit Fleiſch und Nerven zu bekleiden. Es wird faſt unmöglich ſein, es zu einer ſchönen Geſtalt zu machen. Die Hand iſt angelegt.

1.

Von den Quellen.) Dieſe ſind Suidas und ein Unbekañter, der ſeinen Scholien über die Trauerſpiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgeſezt hat. Suidas und ein Scholiaſt: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und gibt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke ſelbſt hatten.

Der Artikel Sophokles iſt bei dem erſten ſehr kurz. Es iſt auch nicht dabei angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat ſich verdienter um ihn gemacht, als Joh. Meurſius, [1] der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß: den Ariſtoxenus, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſtehet er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekañten Schüler des Ariſtoteles, von

1) In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum L. 3. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie iſt dem zehnten Theile des gronoviſchen Theſaurus einverleibet worden.

deſſen vielen Schriften uns nichts, als ein *kleiner* muſikaliſcher Tractat, übrig geblieben iſt. Ammonius [1]) führet von ihm ein Werk **von den tragiſchen Dichtern** an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen Diogenes, Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken. [2]) Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens, [3]) unter deſſen **Leben berühmter Männer** auch ein **Leben** des Sophokles ſein mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bei dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius, rc. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeigehen.

Und auch der Bäche, die mich zum *Theil* zu den Quellen gewieſen haben, kañ ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Weñ ich aber den Gyraldus, [4]) den Meurſius, [5]) und den Fabricius [6]) nenne, ſo habe ich ſie alle genañt. Das ſind die einzigen, bei welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bei allen andern war es umgekehrt.

1) Περι ὁμονων και διαφορων λεξεων; unter ῥυεσθαι και ἐρυεσθαι: Αριστοξενος εν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων οὑτω φησι κατα λεξιν u. ſ. w.
2) Vossius de Hist. Gr. L. 4. c. 12.
3) Jonsius L. 2. de script. Hist. Philos. c. 11.
4) Gyraldus Hist. Poëtarum tam Graecorum quam Latinorum, Dialog. VII.
5) In der eben angezogenen Schrift.
6) Fabricius Bibl. Graeca L. 2. c. 17.

2.

Ein Athenienſer, und zwar ein Koloniate.) Suidas: Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηθεν, Αθηναιος. Und der ungenañte Biograph: Εγενετο ουν ὁ Σοφοκλης το γενος Αθηναιος, δημου Κολωνηθεν. Deßgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Ödipus auf Kolonos iſt: ην γαρ Κολωνοθεν.[1] Auch Cicero[2] beſtätigt es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus,[3] cujus incola Sophocles ob oculos versabatur; quem scis quam admirer, quamque eo delecter; me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward, wie bekañt, in Φυλας, Stämme, eingetheilt, und dieſe Φυλαι theilten ſich wiederum in verſchiedene Δημους, das iſt Landsmañſchaften, wie es Schulze[4] überſezt hat, und ich es nicht beſſer auszudrüken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beides; ſowohl den Stam̃, als die Landsmañſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: Περικλης την μεν

1) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1603, Seite 483, haben hier Κολωνοθεν anſtatt Κολωνηθεν.

2) L. 5. de Finibus, c. 1.

3) Meurſius, Reliqua Attica c. 6. p. 26, lieſet: convertebat ad sese Colonus; ille locus etc. und ich ziehe dieſe Lesart vor.

4) In ſeinen Anmerkungen über die Leben des Plutarch, welche Kind ſeiner Überſezung beigefügt hat.

Φυλην Ακαμαντιδης, τον δημον Χολαργευς. Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der Δημος genañt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die δημους nach ihren Φυλαις geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung 26 zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles Κολωνος. Κολωνος bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; γης αναστημα, τοπος ὑψηλος. 1) Zu Athen aber wurden beſonders zwei Hügel ſo genañt, wovon der eine innerhalb, der andere auſſerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplaze, neben dem Tempel des Euryſaces, und hieß, von dem Markte, Κολωνος αγοραιος. Von dieſem iſt die Rede nicht, ſondern von dem auſſer der Stadt, welcher zum Unterſchiede Κολωνος ἱππιος d. i. der Ritterhügel, ſo wie jener der Markthügel, genañt ward. 2)

1) Suidas unter Κολωνος.

2) Man ſehe den Harpokration und Pollux, deren Stellen Meurſius (Reliq. Att. c. 6.) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweiten Inhalt des Ödipus auf Kolonos gemacht hat. Ὀυτω κληθεντι, ſagt dieſer von dem Kolonos, επει και Ποσειδωνος εστιν ἱερον ἱππεως και Προμηθεως, και αυτου οἱ ορεωκομοι ἱστανται. Der lateiniſche Überſezer macht in dieſer Stelle einen ſehr albernen Fehler. Er gibt ſie nämlich ſo: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique ejus mulorum curam gerunt, ibi considunt — Ejus mulorum? Was mögen das für geheiligte Mauleſel geweſen ſein? Er hat das Adverbium αυτου für den Genitivum des Pronominis angeſehen. S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.

Und zwar hatte er das Beiwort ἱππιος von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus ἱππιου, und der Minerva ἱππιας. 1) Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipſum huc modo venientem convertebat ad ſeſe Colonus etc. iſt nicht undeutlich zu ſchließen, daß er zwiſchen der Akademie und der Stadt gelegen; deñ das huc gehet hier auf die Akademie. Nun lag dieſe ſechs Stadia vor dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meurſius braucht dieſen Ort des Cicero auch ſehr glüklich zur Verbeſſerung einer Stelle des Thucydides, wo geſagt wird, daß der Kalonos ungefähr zehn Stadia von der Stadt liege: σταδιους μαλιστα δεκα; und er vermuthet, daß man anſtatt δεκα leſen müße δ'.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieſes Κολωνος wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen Κολωνικται. Niemand kañ uns dieſes beſſer ſagen, als Sophokles ſelbſt:

1) Warum aber jener eben hier als ἱππιος verehret wurde, war ohne Zweifel dieſes die Urſache; weil er

Ἱπποισιν τον ακεστηρα χαλινον
Πρωταισιν ταις δ' εκτισε αγυαις.

(Sophokles in ſeinem Ödipus auf Kolonos, V. 714 — 751.) Dieſe Stelle des Sophokles hat mit der bekañten ſtreitigen Stelle des Virgils:

— — — Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percuſſa tridenti.

(Georg. L. 1. v. 12 — 13.) ſehr viel ähnliches. Virgil ſcheinet ſie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß ſie keinem von ſeinen Auslegern beigefallen iſt. Deñ man kañ πρωταισιν eben ſowohl mit αγυαις, als mit ἱπποισιν verbinden.

— — — Αἱ δε πλησιον γυαι
Τον δ' ἱπποτην Κολωνον ευχονται σφισιν
Αρχηγον ειναι, και φερουσι τουνομα
Το τουδε κοινον παντες ωνομασμενοι·

heißt es zu Anfange ſeines Ödipus auf Kolonos [1]. Und der Scholiaſt ſezet hinzu: Το του Κολωνου ονομα κοινον φερουσι παντες, ωνομαζομενοι Κολωνιται δηλονοτι. Mit der Überſezung, welche Vitus Winſemius von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equestrem Colonum precantur sibi
Praesidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equestrem Colonum precantur sibi praesidem esse, würde ungefähr heiſſen, „ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schuzgott.“ Welch ein Siñ! Ich würde ευχομαι durch das bloße profiteri, auf's höchſte durch gloriari geben; und αρχηγον wenigſtens durch generis auctorem ausdrüken. Deñ weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stam̃orts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die lezten Schikſale det Ödipus. Hier ließ ſich dieſer Unglükliche Mañ nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, χαριζομενος ου μονον τῃ

1) V. 59 u. f.

πατριδι αλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glüklicher verewiget, als er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stük ſelbſt komme, das zum Glük eines von den übrig gebliebenen iſt.

So auſſer allen Zweifel es nun ſchon durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände geſezt zu ſein ſcheinet, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwähnt, welcher anderer Meinung ſein wollen. Iſter nämlich, wie der ungenañte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles ſei kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilet der ungenañte Biograph ſelbſt: Απιστητεον δε και τῳ Ιστρῳ φασκοντι αυτον ουκ Αθηναιον, αλλα Φλιασιον ειναι· πλην γαρ Ιστρου παρ ουδενι ἑτερῳ εστιν εὑρειν.

Meurſius hat, bei Gelegenheit dieſer Stelle des Biographen, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nämlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte Κολωνηθεν dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſo viel als δημος. Iſter aber hat dem Sophokles nicht blos den Koloniaten, nicht bloß den populum, δημον, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſaze klar: ουκ Αθηναιον αλλα Φλιασιον. Wäre unter Φλιασιος blos der δημος zu verſtehen, ſo köñte er ja eben ſowohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und Athenienſer ſein. Eine dunkle Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beiwohnte, daß es wirk-

lich einen δημον, Namens Φλυα, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchiedes in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von Φλυα nicht Φλυασιος, ſondern einer aus dieſem δημῳ heißt Φλυευς. Ich berufe mich deßwegen auf folgende Inſcription bei dem Spon [1]):

ΣΕΛΕΥΚΟΣ

ΞΕΝΩΝΟΣ

ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von Φλιους. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus, und zwar in Achaja, nicht weit von Sicyon [2]). Aus dieſem Phlius alſo, und nicht aus Phlya, muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köloſſa gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter, anſtatt Κολωνηθεν, geleſen haben Κοιλωσσηθεν?

3.

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des Suidas unter 1. Dieſes

1) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beigefügt ſind. S. 39.

2) Strabo, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: Φλιους πολις Πελοποννησου — το εθνικον Φλιουντος, η φλιουσιος — Πλεοναςμῳ δε του α, Φλιασιος. Für πλεοναςμῳ lieſet Gronovius μεταπλασμῳ. (Variae lectiones in Stephano p. 26.)

beſtätiget der ungenañte Biograph: ὑιος δε Σοφιλȣ. Und ein Ungenañter in der Anthologie;[1])

Τον σε χοροις μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλȣ,
Τον τραγικης μȣσης αϛερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus [2]) ſchreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes.[3]) Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος.[4]) Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Deñ es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerlei Namen ſind, indem der doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es deñ auch die lakoniſche Ausſprache war. Weñ die Athenienſerin νη τω θεω ſchwur, ſchwur die Spartanerin ναι σιω. Es war ein Schwur; obgleich beide verſchiedene Gottheiten damit meinten.[5])

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſeres Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das leztere behauptet; deñ beide haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmide, und dieſer zu einem Schwertfeger gemacht. Allein dem ungenañten Biographen kom̃t dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwei Gründen, deren einer

1) L. 3. c. 25. ep. 42.

2) In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des Dan. Heinſius.

3) Chil. VI. 69.

4) Bibl. Hist. L. 13. p. 222. edit. Rodom.

5) Siehe die Lyſiſtrata des Ariſtophanes, Zeile 81 und 146, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Komödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählet alſo den Mittelweg, und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerke treiben müßen: Ὑιος τȣ Σοφιλȣ, ὁς ȣτε (ὡς Αριϛοξενος φησι) τεκτων, η χαλκευς ην· ȣτε (ὡς Ιϛρος) μαχαιροποιος την εργασιαν. Τυχον δε εκεκτητο δȣλȣς χαλκεας η τεκτονας· ȣ γαρ εικος τον εκ τοιȣτων γενομενον ϛρατηγιας αξιωθηναι συν Περικλει και Θȣκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· αλλ ȣδ᾽ αν ὑπο των κωμῳδων αδηκτος αφειθη, των ȣδε Θεμιϛοκλȣς αποσχομενων.

Den erſten Grund halte ich für den ſtärkſten nicht. Ich werde in der Anmerkung 14 mehr davon ſagen. Der zweite aber dünkt mich deſto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereien. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrüken koñten! Da war kein Verſchonen; weñ er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtokles, ſagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! ſeze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthökerin (λαχανοπωλις) geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles ſehr weit vorzog. Aber würde er, dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrükt haben? Da keñt man den Ariſtophanes nicht? Da keñt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Ich rede in der Anmerkung 15 hiervon mehr.

Und er ſollte ihm ſeine geringe Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie ſie alle heiſſen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Deñ man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographen, von der alten Komödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Aber was ſoll ich zu dem Mittelwege ſagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der „Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerke treiben müßen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Deñ derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen ſeiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte auf's höchſte in die Klaſſe der Mittelbürger, των μετριων πολιτων. Ja der Sohn eines ſolchen Bürgers war noch immer den Spöttereien der Komödienſchreiber, über das mittelbare Gewerbe ſeines Vaters, ausgeſezt. Ich berufe mich dieſerwegen auf das, was Plutarch 1) von dem Redner Iſokrates ſagt: Ισοκρατης Θεοδωρου μεν ην παις του Ερεχθιεως 2) των μετριων πολιτων, θεραποντας αυλοποιους κεκτημενου, — ὁθεν εις τους αυλους κεκωμῳδηται ὑπο Αριϛοφανους και Στρατιδος. Hier iſt ein Mañ, welcher Flötenmacher in ſeinem Brote hält; aber eben darum gehörte dieſer Mañ unter die Mittelbürger; und der Sohn bekam von dem Ariſtophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterei der Komödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter,

1) In den Lebensbeſchreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Iſokrates das vierte iſt.

2) Wie Xylander, anſtatt του αρχιερεως, mit vollkommenem Grunde lieſet.

ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographen, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edlen der Stadt geweſen ſein, die reines Vermögen genug beſaßen, entweder in die Klaſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens in die Klaſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kömt das Zeugniß eines Alten zu ſtatten, eines ſpätern Römers zwar, aber doch eines Mannes, der mit der griechiſchen Literatur genau bekañt war. Der ältere Plinius 1) nämlich nennet unſern Dichter ausdrüklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtüzt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſter und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus und Iſter entſtanden ſein kañ, die hoffentlich keine von den unglüklichſten ſein wird. Auf dem zweiten Κολωνος, welcher zum Unterſchiede αγοραιος hieß, ließen ſich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſamlungsorte Κολωνιται. 2) Was iſt nun leichter zu vermengen, als Κολωνιται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Ariſtoxenus und Iſter genañt, und laſen es für Κολωνιτης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet.

1) Histor. Nat. L. 37. Sect. 11. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des Plinius, unter 21, mit mehrerem.

2) Suidas unter dieſem Worte: Ὁυτως ωνομαζον τȣς μισθωτȣς· επειδη περι τον Κολωνον ἑιςηκεσαν, ὁς ες̓ι πλησιον της αγορας. Suidas hat hier den Harpokration ausgeſchrieben, welcher die nämlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder unter einander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Deñ ein Κολωνιτης koñte ein Zimmermañ, ein Schmid, und ein Schwertfeger ſein.

Will man mir über dieſes Κολωνιτης noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verſchiedene Gentilia bekommen. Ich halte ſie für das Neñwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὁτι ὁ παρ' αλλοις, merkt Photius aus den Chreſtomathien des Helladius an, [1]) μισθου δουλευων, θης καλειται, η παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χερσιν εργαζεσθαι και ποιειν· — ηκατα μεταθεσιν του τ εις το θ· το γαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οἱον στερεσθαι, αναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weiß ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es alſo, nach Verwandlung des θ in das vielleicht urſprüngliche τ, Κολωνιτητες heiſſen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weiß aber auch, daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in ſeiner Gewalt hat, ſich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle, iſt unſer **thun**.

4.

In dem zweiten Jahre der ein und ſiebzigſten Olympias geboren.) Der ungenañte Biograph: Γεννηθηναι δε αυτον Φα-

1) Dieſen Auszug des Photius aus dem Helladius hat Meurſius überſezt und mit Anmerkungen erläutert; und ſo iſt er dem zehnten Bande des gronoviſchen Theſaurus als ein beſonderes Werk einverleibt worden.

ϛιν ἑβδομηκοϛῃ πρωτῃ Ολυμπιαδι κατα το δευτερον ετος, επι Αρχοντος Αθηνησι Φιλιππȣ. Mit ihm ſtimmet der Ungenañte, von welchem wir ein kurzes hiſtoriſches Verzeichniß der Olympiaden (Ολυμπιαδων αναγραφην) haben, [1]) auf das genaueſte überein. Er ſchreibt unter dem zweiten Jahre Ολ. οα΄. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγῳδοποιος εγεννηθη. Doch merkt eben dieſer Ungenañte auch unter dem dritten Jahre der drei und ſiebzigſten Olympias an: Σοφοκλης εγεννηθη κατα τινας. Und unter dieſe einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unſerem Dichter: τεχθεις κατα την ογ΄ Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man ſich an dieſe einige nicht kehren dürfe, und daß die erſtere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenañte Biograph fährt fort: ην δε Αισχυλȣ μεν νεωτερος ετη δεκαεπτα, Ευριπιδȣ δε παλαιοτερος εικοσι τεσσαρα. „Er war ſiebzehn Jahr „jünger als Äſchylus, und vier und zwanzig Jahr „älter als Euripides.“ Dem zufolge müßte Äſchylus in dem erſten Jahre der ſieben und ſechzigſten, und Euripides in dem zweiten der ſieben und ſiebzigſten Olympias geboren ſein. Doch beides ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſelbſt ſind. Fabricius [2]) hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man leſe XVII.) seniorem Euripide annis XXIV.

1) Man findet dieſes Ungenañten Ολυμπιαδων αναγραφην unter andern in der ſcaligeriſchen Ausgabe der Chronik des Euſebius von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen ſie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

2) Biblioth. Gr. L. 2. c. 17. p. 619.

Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Äſchylus in der drei und ſechzigſten Olympias, und Euripides in dem erſten Jahre der fünf und ſiebzigſten geboren worden. Wie alſo, weñ mein ungenañter Biograph geſchrieben hätte: ην δε Αισχυλȣ μεν νεωτερος ετη εικοσι τεσσαρα, Ευριπιδȣ δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war vier und „zwanzig Jahr jünger als Äſchylus, und ſiebzehn „Jahr älter als Euripides?“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes merkt bei der 75 Zeile der Fröſche an: ην γαρ Σοφοκλης Αισχυλȣ μεν ετεσιν ἑπτα νεωτερος, Ευριπιδȣ δε κδ΄. „Sophokles ſei ſieben Jahr jünger als Äſchylus, und „vier und zwanzig Jahr jünger als Euripides „geweſen.“ Nichts kañ deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restituatur, pro ετεσιν ἑπτα scribendum est ετεσιν δεκαεπτα: et deinde post Ευριπιδȣ δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim an-

nis; Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenañten Biographen. Allein was will Küſter, weñ er ſagt, es wiſſe jederman, daß Euripides erſt viele Jahre nach dem Äſchylus gelebt habe? Äſchylus iſt, den arundelſchen Marmorn zufolge, in dem erſten Jahre der achtzigſten Olympias geſtorben. Und in der neun und ſiebzigſten, hatte ſich Euripides bereits als einen tragiſchen Dichter bekañt gemacht. Man laſſe aber den Äſchylus auch in der acht und ſiebzigſten geſtorben ſeyn, ſo war Euripides doch damals ſchon geraume Zeit geboren, und man kañ auf keine Weiſe ſagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber dieſe Worte nur bedeuten: Euripides überlebte den Äſchylus viele Jahre; ſo weiß ich gar nicht, was wider den Scholiaſten daraus folgt. Deñ köñte dem ungeachtet Äſchylus nicht ſpäter geboren ſein als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdañ noch, weñ man ſchon die ſieben Jahre in ſiebzehn verwandelt hat? Kurz, das iſt der rechte Weg gar nicht, die Verſtümmelung des Scholiaſten in's Licht zu ſezen; ſondern Küſter hätte geradezu ſagen ſollen: es ſei ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides geweſen. Er hätte ſich ohne Umſchweif auf das Zeugniß des A. Gellius, [1] oder wer ihm ſonſt beigefallen wäre, berufen müßen: und man würde es ihm ohne Umſtände eingeräumt haben, daß παλαιοτερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Weñ er aber ſagt, es erhelle aus chronologiſchen Berechnungen wirklich,

1) Noct. Att. L. 17. c. 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac deinde Euripides etc.

daß Sophokles ſiebzehn Jahre jünger als Äſchylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides geweſen ſei: ſo iſt es gerade das Gegentheil von dem, was Fabricius ſagt. Er trauet dem ungenañten Biographen, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch ſehr weit verfehlet, weñ man ihm durch meine vorgeſchlagene Verſezung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meurſius, in ſeinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, ſagt: Alii Olympiade XCI. anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von dieſen Andern, welche vorgeben ſollen, Sophokles wäre in dem zweiten Jahre der ein und neunzigſten Olympias geboren, habe ich nie etwas gehört; auch wohl ſonſt niemand in der Welt. Es hat ſich offenbar ein Drukfehler hier eingeſchlichen; deñ in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographen lieſet Meurſius ſelbſt: Ολυμπιαδι ἑβδομηκοστῃ πρωτῃ, und nicht εννενηκοστῃ πρωτῃ. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der ſämtlichen Werke des Meurſius dieſen Fehler bemerkt und verbeſſert hat. In dem gronoviſchen Theſaurus, welchem die Schrift des Meurſius doch nach einer vermehrten Handſchrift des Verfaſſers einverleibet worden, iſt er glüklich ſtehen geblieben.

5.

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunſt und die Muſik bei dem Lamprus — In dieſer und im Ringen den Preis.) Der ungenañte Biograph: Καλως τε επαιδευθη και ετραφη εν ευποριᾳ — Διεπονηθη δε και εν παισι και περι παλαιστραν και μουσικην, εξ ὡν αμφοτερων εστεφανωθη, ὡς φησιν Ιστρος· εδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμ-

πιν. Und Athenäus [1]) ſagt von ihm: ην και ορχηστικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ετι παις ων περι Λαμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen iſt bekañt. Grammatik, Muſik, Gymnaſtik: hierin, und nach dieſer Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnaſtik waren ορχηστις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wiſſen, als das griechiſche παλη, unter welchem noch viel andere gymnaſtiſche Übungen, als das eigentliche Ringen, verſtanden wurden.

Den nun, bei welchem Sophokles die Muſik lernte, nennet der ungenañte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennet ſeinen Lehrer in der Muſik und Orcheſtik, das iſt, demjenigen Theile der Gymnaſtik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide einen Mañ, deſſen Name bei dem erſten nur verſchrieben iſt. — Und dieſer Lamprus war der berühmteſte Lehrer ſeiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, ſagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut *Lamprus*.

Ich habe verſchiedenes über dieſen Mañ anzumerken. Ich fange bei einem offenbaren Irrtume an, in welchem Fabricius ſeinetwegen geweſen iſt. Nach ihm nämlich ſoll eben dieſer Lamprus auch den Sokrates in der Muſik unterrichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro* edoctus, [2]) ſagt er von unſerem Dichter, und ſezt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer an-

1) L. 1. p. 20. edit. Casaub.
2) Bibl. Graeca L. 2. c. 17. §. 1.

dern Stelle: [1]) Idem ni fallor Lamprus a quo Muſicam edoctum ſe profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das ſoll Sokrates bei dem Plato ſelbſt ſagen? Fabricius kañ dieſe Anführung unmöglich ſelbſt nachgeſehen haben. Deñ Sokrates ſagt es daſelbſt nicht nur nicht, ſondern ſagt ſogar gerade das Gegentheil. Er unterhält ſich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienſern gehalten werden ſoll. Er ſagt, es ſei dieſes ein Stof, der eben nicht viel Geſchiklichkeit erfordere. Deñ was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienſer in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, weñ der Redner Athenienſer in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und alſo, fragt Menexenus den Sokrates, getraueſt du dich wohl, dieſe Rede ſelbſt zu halten? Warum nicht? erwidert Sokrates. Και εμοι μεν γε, ω Μενεξενε, ȣδεν θαυματον οἱῳτ' ειναι ειπειν, ῳ͑ τυγχανει διδασκαλος ȣσα ȣ πανυ φαυλη περι ῥετορικης, αλλ ἥπερ και αλλȣς πολλȣς και αγαθȣς εποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ελληνων, Περικλεα τȣ Ξανθιππȣ. ΜΕΝ. Τις αυτη; η δηλονοτι Ασπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ' και Κοννον γε τον Μητροβιȣ, ȣ͑τοι γαρ μοι δυο εισι διδασκαλοι˙ ὁ μεν μȣσικης ἡ δε ῥητορικης οὑτω μεν ȣν τρεφομενον ανδρα ȣδεν θαυμαςον δεινον ειναι λεγειν. αλλα και ὁςις εμȣ κακιον επαιδευθη, μȣσικην μεν ὑπο Λαμπρȣ παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος τȣ Ραμνȣσιȣ, ὁμως καν ȣ͑τος οἱοςτ' ειη Αθηναιȣς γε εν Αθηναιοις επαινων ευδοκιμειν. [2]) „Ich, ſagt er, der ich in der Beredſamkeit „die Aſpaſia, und in der Muſik den Konnus „zum Lehrmeiſter habe, ſollte nicht im Stande

1) Bibl. Graeca L. 2. c. 15. §. 36.
2) (In Menexeno, init.)

„ſein, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die „köñte ja wohl einer halten, der einen ſchlechtern „Unterricht genoſſen hätte, als ich; der die Mu„ſik von dem Lamprus, und die Beredſamkeit „von dem Antiphon gelernet hätte.“ — Weit gefehlt alſo, daß Sokrates hier vorgeben ſollte, die Muſik von dem Lamprus gelernet zu haben; er iſt vielmehr ſtolz darauf, daß er ſie nicht von ihm gelernt hat, daß er ſie von einem beſſern Meiſter erſt jezt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu dieſem Irrtume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empirikus, oder vielmehr eine vermeinte Verbeſſerung, die Menage darin machen will. Σοκρατης, erzählet Sextus Empirikus,[1] καιπερ βαθυγηρως ηδη γεγονως, ȣκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον Κιθαριϛην φοιτων· και προς τον επι τȣτῳ ονειδισαντα λεγειν, ὅτι κρειττον εϛιν οψιμαθη μαλλον, η αμαθη διαβαλλεσθαι. Hier heißt der Citariſt, von welchem ſich Sokrates noch in ſeinem hohen Alter unterweiſen laſſen, Lampon, und Menage[2]) ſagt: obiter moneo pro Λαμπωνα legendum omnino Λαμπρον. Aber warum deñ? um den Sextus Empirikus, ſtatt eines kleinen Fehlers, einen weit gröbern begehen zu laſſen? Es iſt wahr, des Sokrates Lehrer in der Muſik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret ſich in dem Namen. Aber er würde ſich in mehr als in dem Namen geirret haben, weñ er Lamprus geſchrieben hätte. Deñ Lamprus koñte damals ſchwerlich mehr leben. Man überſchlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor ſeinem ſech-

1) L. 6. adversus Mathematicos.

2) In ſeinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius. L. 2. Segm. 32.

zehnten Jahre, und der Lehrer koñte leicht zwanzig Jahr älter ſein, als der Schüler; Sokrates war beinahe dreiſſig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Muſik βαθυγηρως ηδε γεγονως, als er ſchon ſehr alt war. Nun laſſe man ihn nur funfzig Jahr geweſen ſein, und rechne zuſammen. Müßte nicht Lamprus beinahe ein Greis von hundert Jahren geweſen ſein, weñ er den Sokrates in dieſem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bei dem Plato iſt auch nichts weniger zu ſchließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er ſpricht nicht von jungen Leuten, die noch jezt ſchlechter unterrichtet würden, als er; er redet von ſchon gebildeten Rednern, die ſchlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus dieſe Umſtände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unſern Lamprus ſchwerlich in einer Stelle des Ariſtoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchſtaben ſeines Namens, in der etymologiſchen Bedeutung deſſelben, vorkommen. Man höre ihn nur. 1) Aristoteles septimo Politicon, quorumdam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: Διο και νομιζουσιν ανθρωποι της ευδαιμονιας αιτιαν τα εκτος ειναι των αγαθων· ὥσπερ ει του κιθαριζειν λαμπρον και καλως αιτιωτο την λυραν μαλλον της τεχνης. Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut αιτιωντο, aut ειτις του κιθαριζειν, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim

1) Var. Lect. L. 9. c. 5.

τȣ κιθαριζειν λαμπρον και καλως, sed τȣ κιθαριζειν Λαμπρον καλως legendum puto. Λαμπρος enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat,* id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius sed lyrae tribuendum esse contendat. So ſiñreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflüſſig iſt ſie auch. Deñ warum ſoll hier λαμπρον der Name eines Muſikers ſein? Weil er es ſein kañ? Weil auch alsdañ noch die Worte einen Siñ behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müßen, daß κιθαριζειν λαμπρον και καλως, keinen Siñ, oder wenigſtens keinen guten Siñ, mache? Und koñte er das? Koñte ihm unbekañt ſein, daß λαμπρος auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt, geſagt wird? Freilich, weñ man λαμπρον hier blos durch clare überſezt, wie es ſowohl P. Victorius, als Lambinus thut, 1) ſo ſcheinet λαμπρον κιθαριζειν mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſein. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrüken; und λαμπρον κιθαριζειν in dieſem Sinne, rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäßigen Stimmung und der Geſchiklichkeit des Grifs beizumeſſen. Doch das alles iſt mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Weñ es wirklich bei dem Ariſtoteles τȣ κιθαριζειν Λαμπρον καλως hieße: würde man nicht annehmen müßen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Deñ nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Rufes ſtehenden Künſtler,

1) Und wie es Muretus ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten interpretatione graecor. locorum thut.

pflegt man ein dergleichen Compliment im Vorbeigehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden ſein, wen̄ er nur da noch gelebt hätte, als Ariſtoteles geboren ward. Wie wäre dieſer auf einen Man̄ gefallen, den er nie gekan̄t, nie gehöret hatte?

Das waren alſo zwei Stellen, in die man den Lamprus mehr hinein gelegt, als ihn darin gefunden hat. Hier ſind zwei andere, in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beide aus dem Athenäus. Die eine ſteht gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verläumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird den̄ auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwähnet: Εν δε τῳ Μενεξενῳ ȣ μονον Ἱππιας ὁ Ἡλειος χλευαζεται, αλλα και ὁ Ραμνȣσιος Αντιφων, και ὁ μȣσικος Λαμπρος. Allein Λαμπρος χλευαζεται; das heißt die Sache ein wenig übertrieben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Den̄ ſpottet man den̄ gleich eines Künſtlers, wen̄ man ſagt, daß ein anderer über ihm iſt?

Aus der zweiten Stelle des Athenäus [1]) erſiehet man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat, und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Deßgleichen, daß der Komödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stüke angeſtochen habe, wo er die Kibize ſeinen Tod beklagen laſſen: Ὑδροποτης δε ην και Λαμπρος ὁ μȣσικος, περι ȣ Φρυνιχος φησι χαρȣς θρηνειν, εν οἱσι Λαμπρος εναπεθνησκεν ανθρωπος ὑδατοποτης, μινυρος ὑπερσοφιϛης, μȣσων σκελε-

1) L. 2. p. m. 44.

τος, αηδονων ηπιαλος, ὑμνος ᾠδου. Wen̄ ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stük ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, λαροι, die Kibize, geheiſſen, ich ziehe nämlich εν οἰσι auf λαροις, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus oder ein Stük wenigſtens davon, den der Dichter die Kibize über den Tod des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibize gemacht. Den̄ die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene, anapäſtiſche Zeilen zu ſein, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weiß zwar wohl das weder Dalechampius in ſeiner Überſezung, noch Caſaubonius in ſeinen vortreflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben ſcheinen. Ich weiß auch, daß unter den Stüken, welche Suidas [1]) dieſem Dichter zueignet, ſich keines dieſes Namens befindet; daß auch Meurſius, [2]) welcher doch alle von dem Suidas benan̄te Stüke da und dort angeführet gefunden, keine λαρους aufgetrieben hat. Aber dem ungeachtet kan̄ ich Recht haben; den̄, wie geſagt,

1) Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των επιδευτερων της αρχαιας κωμωδιας. — Δραματα δε αυτου εϛι ταυτα· Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμαϛαι, Σατυροι, Τραγωδοι, η Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυϛης, Ποαϛριαι. Die Worte des Suidas, δραματα δε αυτου εϛι ταυτα, folgende Stüke ſind von ihm, wollen aber eben nicht ſagen, daß er ſonſt keine gemacht habe. Und wen̄ ſie es auch ſagten, ſo hat Suidas in ähnlichen Fällen ſchon mehr als einmal geirret. Von dem Eupolis z. E. ſagt er: εδιδαξε δραματα ιζ'. Und Meurſius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

2) Bibl. Attica L. 5.

ich wüſte nicht, auf was εν οἰσι anders gehen kön̄te, als auf λαρους. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unſerm Lamprus gibt, ſcheinen, auſſer von ſeinem Waſſertrinken, von ſeinem Alter und ſeinen allzu traurigen Melodien hergenommen zu ſein. Er heißt: der klägliche Virtuoſe, das Geripe der Muſen, das Fieber der Nachtigallen, das Klaglied der Hölle; den̄ auch dieſe Bedeutung, wie bekan̄t, hat ὑμνος. Wen̄ aber Muretus, an dem angezogenen Orte, ſagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non sane ex consuetudine musicorum* abstemium fuisse ait etc. ſo hat Muretus die Zeiten ſchändlich verwechſelt. Ein alter Cithariſte war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunſt. Οἱ τ' αυ Κιθαριςαι, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε επιμελονται, και ὁπως αν οἱ νεοι μηδεν κακουργωσι, ſagt Plato. 1)

Dieſen zwei Stellen aus dem Athenäus kön̄te ich eine dritte aus dem Plutarch 2) beifügen, wo eines lyriſchen Dichters, Namens Lamprus, gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poeſie mit der Dichtkunſt ſtand, wird ſich nicht lange bedenken, ihn für unſern Lamprus zu halten. Seine Lieder ſtehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, και των λοιπων ὁσοι των λυρικων ανδρες εγενοντο ποιηται κρουματων αγαθοι, in einer Reihe.

6.

Um die Tropäen, nach dem ſalaminiſchen Siege — Nach einigen, nakt

1) Im Protogoras.
2) In ſeiner Abhandlung von der Muſik.

und geſalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenañte Biograph: Μετα την εν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος αληλιμμενος τοις παιανιζουσιν των επινικιων εξηρχε. Und Athenäus: [1]) Σοφοκλης δε προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν, ην και ορχηστικην δεδιδαγμενος και μουσικην ετι παις ων παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την εν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος αληλιμμενος εχορευσε μετα λυρας· οἱ δε εν ἱματιῳ φασι.

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht ſechzehn Jahr. Deñ es war das erſte Jahr der fünf und ſiebzigſten Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freiheit den Untergang drohte. Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen und ihr Glük zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und ſeine Spartaner bei Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überſchwemt und verheeret war, als ſie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, preis gegeben ſahen, zwang ſie die äuſſerſte Noth zu dem Entſchluſſe: την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τῃ Αθηνᾳ τῃ Αθηναιων μεδεουσῃ τους δ᾽ εν ἡλικιᾳ παντας εμβαινειν εις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ανδραποδα σωζειν ἑκαστον ὡς δυνατον. Xylander und Kind überſezen in dieſer Stelle des Plutarchs, [2]) τους εν ἡλικιᾳ nicht zum beſten durch juventus, junge Mañſchaft. Deñ es iſt hier στρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegsdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das ſechzigſte Jahr reichte. Seinen

1) L. I. p. m. 20.
2) Im Leben des Themiſtokles. Cap. 10.

Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwanzigſten Jahre. Den̄ ob ſie ſchon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι.[1]) In dem zwanzigſten legten ſie erſt den Eid ab, ὑπερμαχειν αχρι θανατȣ της θρεψαμενης.

Unter dieſer ſtreitbaren Man̄ſchaft kon̄te unſer Sophokles alſo noch nicht ſein, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, ſo gut wie ſie kon̄ten, in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis, und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn jezt nicht eher in Trözene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchikten? Οἱ πλειςοι των Αθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εις Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομνων· και γαρ τρεφειν εψηφισαντο δημοσια, δυο οβολȣς ἑκαςῳ διδοντες, και της οπωρας λαμβανειν τȣς παιδας εξειναι πανταχοθεν, ετι δ' ὑπερ αυτων διδασκαλοις τελειν μισθȣς. Doch Herodotus ſagt es ausdrüklicher, daß Trözene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſei, ſondern daß einige ihre Kinder auf Ägina, einige auch auf Salamis geſchikt hätten:[2]) Ενθαυτα οἱ μεν πλειςοι ες Τροιζηνα απεςειλαν (τα τεκνα και τȣς οικετας), οἱ δε ες Αιγιναν, οἱ δε ες Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach dieſem leztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drei Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu verſammeln beliebte. Der kühne Äſchylus half ſiegen; der blühende So-

1) Pollux L. 8. c. 9. §. 105.
2) Herod. L. 8. p. 541. edit. Henr. Stephani.

phokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glüklichen Inſel geboren. 1)

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bei einer ſo glorreichen Feierlichkeit zu ſein: προς το καλλος γεγενησθαι την ὡραν, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem zweiten Jahre der ein und ſiebzigſten, als in dem dritten der drei und ſiebzigſten Olympias geboren worden. Als ein Kind von ſechs Jahren würde er vielleicht zu Trözene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

7.

Äſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenañte Biograph iſt der einzige, der dieſes ſagt: Παρ' Αισχυλω την Τραγωδιαν εμαθεν. Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kañ; ob es ſich viel weiter als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtrekt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Äſchylus geben koñte, da noch ſo wenig gute Stüke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abzie-

1) (Dieſe Stelle hat Leſſing von Wort zu Wort in ſeiner lezten Anmerkung des Laokoon, ganz zu Ende, angebracht.)

hen können? Jch will auch nicht fragen: koñte Äſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekeñtniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Tragödie mehr ein ihm von dem Bakchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. Εφη δε Αισχυλος μειρακιον ον καθευδειν εν αγρῳ φυλασσων ϛαφυλας, και οἱ Διονυσον επιϛαντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ην ἡμερα, πειθεσθαι γαρ εθελειν, ῥᾳϛα ηδη πειρωμενος ποιειν· erzählet Pauſanias.[1]) Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzählung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Äſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudirt, ſondern ſich durch einen gewaltigen, und gleichſam unwillkürlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und demungeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, weñ er wenigſtens nachher darüber nachgedacht und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Äſchylus gemacht hat. Σοφοκλης, heißt es bei dem Athenäus,[2]) ωνειδιζεν αυτῳ, ὁτι ει και τα δεοντα ποιει, αλλ' ȣκ ειδως γε. „Was Äſchylus „mache, gerathe ihm zwar, ſei zwar gut; allein „er wiſſe ſelbſt nicht, warum es ihm gerathe, „warum es gut ſei.“ Wußte er es nicht, wie koñte er es einem andern beibringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie koñte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heiſſen

1) L. 1. edit. Kuhn. p. 48.
2) L. 1. p. m. 22.

muß, von dem wir nichts gelernet haben, weñ wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel, die ich von der Unfähigkeit des Äſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſein, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung 9 einen andern, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

8.

Nach einer Stelle des Plutarch.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarch: *πως αν τις αισθοιτο ἑαυτου προκοπτοντος επ᾽ αρετῃ;* 1) woraus man ſeinen Wachstum in der Tugend ſchließen könne? Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen *ἡ περι τους λογους μεταβολη*, die Veränderung des Geſchmaks an den verſchiedenen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieben ſich in dunkle Zänkereien; die meiſten ſtürzen ſich in die Spizfindigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bei reiferem und geſunderem Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußſtapfen, mit dem Äſopus zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen. Nun fährt Plutarch fort: *Ὡσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ελεγε, τον Αισχυλου διαπεπαιχως ογκον, ειτα το πικρον και κατατεχνον της αυτου κατασκευης, τριτον ηδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, ὁπερ εστιν ηθικωτατον και βελτιστον· ουτως οἱ φιλοσοφουντες, ὁταν εκ των*

1) (c. 7.)

πανηγυρικων και κατατεχνων, εις τον ἁπτομενον ηθȣς και παθȣς λογον μεταβωσιν, αρχονται την αληθη προκοπην και ατυφον προκοπτειν. 1) Der wahre Siñ dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſezt: Sophocles ajebat se primo fastum Aeschyli accidisse, 2) deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet et est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Überſezung nicht kritiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kañ ich nicht zufrieden ſein. Der Siñ des Plutarch iſt weder genau, noch deutlich genug aus-

1) Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Graeca. L. 2. c. 17. §. 1.) citiret ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarch gibt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae Graecae, führet unter κατατεχνος verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adulat. ab amico ſtänden.

2) Was accidisse hier heiſſen könne, begreife ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heiſſen ſollen. Ich bediene mich der frankfurtiſchen Ausgabe von 1620.

gedrükt. Die Worte Σοφοκλης τον Αισχυλȣ διαπεπαιχως ογκον ſagen blos, daß Sophokles den Schwulſt des Äſchylus verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſaz des Xylander, daß dieſes durch eine burleſke Nachahmung, durch eine Parodie, geſchehen ſei. Weñ Sophokles ein Komödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſaz weniger mißfallen. Deñ von den komiſchen Dichtern iſt es bekañt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thūn können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη, mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirret. Er gibt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorik, die Ausſchmükung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της αυτȣ κατασκευης, lieſet er nämlich το πυκνον; und überſezt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſezen. Deñ freilich koñte ihm eine herbe, bittere Ausſchmükung in dieſem Verſtande, nicht den beſten Siñ zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzu gedrungene, überhäufte Ausſchmükung. Allein weñ dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdañ dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmükung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης,) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Äſchylus, τον Αισχυλȣ ογκον, nennet, ziemlich auf eins hinauslaufen? Deñ was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzu häufige, allzu geſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und

doch will Plutarch ausdrüklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ογκον — ειτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποιϊα, σκευοποιηματα, dieſe Wörter begreifen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stüks erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Äſchylus bekañt, [1]) σκευοποιϊας ἡψατο, εικασμενης τοις των ἡρωων ειδεσιν. Er war, wie Horaz ſagt:

— — perſonae pallaeque repertor honeſtae,
— — et modicis inſtravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekañt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen ſehr weit ging, und das Schrekliche darin nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblik dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Äſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſahe man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Griſons,
Hippocentaures et Tiphons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut tranſi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons etincelans d'éclairs
Promenoient en ſifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triſte figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture. 2)

1) Philoſtratus de vita Apollonii Tyanei L. 4. c. 6.
2) Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

Dieſes übertriebene Schrekliche alſo, welches Äſchylus nicht blos in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch alle Künſte der Skevopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της αυτȣ κατασκευης nennet. Deñ der höchſte Grad des Schreklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarch, und ſie iſt ungleich heller. Indem Äſchylus den Ausdruk der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verſtieg er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Übertreibung, die Sophokles vermied. Indem Äſchylus gern ſo ſchreklich als möglich ſein wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schreken erregten; und dieſes war der zweite Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reiſſen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſein; er iſt ſchreklich, ohne das Schrekliche einer widrigen Skevopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des Sophokles zum Äſchylus nicht ſo wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarch, als aus der Vergleichung ihrer Stüke gezogen habe. Warum das?

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß ihm ſein Gedächtniß mehr als einen üblen Streich geſpielt hat. Wie, weñ es ihm auch hier nicht treu genug geweſen wäre? Wie weñ er das, was er von dem Sophokles ſagt, von dem Euripides hätte ſagen ſollen? Ich will die Gründe dieſer meiner Beſorgniß vorlegen. — Σοφοκλης ελεγε, ſchreibt

Plutarch; „Sophokles hat geſagt.“ Wo hat er es geſagt? Hat er es in einem von ſeinen Werken geſagt? Und welches iſt das Werk, wo er dieſes nicht eben allzu beſcheidene Bekeñtniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch geweſen ſein, welches er *über den Chorus* geſchrieben hat, und deſſen ich in der Anmerkung 34 gedenken werde. War es hier, wo er ſo mancherlei an dem Äſchylus auszuſezen hatte, wie iſt ſein obiger Ausſpruch von dieſem ſeinem Vorgänger: ὁτι τα δεοντα ποιει, [1]) damit zu vergleichen? Wie iſt die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beſtändig gegen dieſen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er ſich ſelbſt geſchmeichelt, ſo vieles nach dem Äſchylus in der tragiſchen Dichtkunſt verbeſſert zu haben, würde er nicht geneigt geweſen ſein, ſich weit über ihn zu ſezen? Als er aber, nach der Erdichtung des Ariſtophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Äſchylus den tragiſchen Thron beſaß, wie bezeigte er ſich gegen ihn?

— — — Εκυσε μεν Αισχυλον,
'Οτε δη κατηλθε, κανεβαλε την δεξιαν.
Κακεινος ὑπεχωρησεν αυτω τȣ θρονȣ. [2])

„Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er „begab ſich des Thrones völlig.“ Man ſage nicht: das iſt die Erdichtung eines Komödienſchreibers. Dieſer Komödienſchreiber koñte von den wahren Geſinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet ſein, und durfte jezt ſeine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß, einrichten. — Aber dies alles ſind die geringſten Gründe meines Verdachts.

1) Bei dem Athenäus. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung 7, Seite 578.

2) Ariſtophanes in den *Fröſchen*, V. 779 — 781.

Die wichtigſten ſind dieſe: Anfangs, daß die zwei erſtern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Äſchylus abgegangen iſt, ſich nicht blos eben ſowohl, ſondern ungleich richtiger, von dem Euripides als von dem Sophokles ſagen laſſen; und hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, ſich faſt nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht, ſagen läßt.

Es iſt wahr, Sophokles hat ſich der Schwulſt des Äſchylus nicht ſchuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruk des Sophokles blieb noch immer ſtark und erhaben; da ſich Euripides hingegen ſo weit von dem Äſchylus entfernte, daß er nicht ſelten gemein und ſchwazhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Ariſtides für mich die Gewähr leiſten mag. Ὁρω δε τοι και περι την τραγῳδιαν, ſagt er in ſeiner zweiten antiplatoniſchen Rede, 1) Αισχυλον μεν αιτιαν ου σχοντα ὡς εισαγαγοι λαλιαν· ουδε τον ἥδιστον ειπειν Σοφοκλεα, ουδαμου ταυτ᾽ ακουσαντα, ὡς επηρεν Αθηναιους λαλειν, ὁτι οιμαι της σεμνοτητος, ὡς οἱον τε μαλιστα, αντειχοντο, και κρειττονα η κατα τους πολλους τα ηθη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν αυτους εθισαι καταιτιασθεντα αφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων. Es iſt ferner wahr, Sophokles hat ſich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maſchinen, weniger und beſcheidener bedienet, als Äſchylus. Er hat ſich aber doch ſonſt der Skevopöie ſehr befliſſen, und wie man in der Anmerkung 13 ſehen wird, verſchiedenes darin erfunden. Von dem Euripides hingegen kan̄ man dieſes nicht ſagen; es iſt vielmehr ein ſehr gemei-

1) Ὑπερ των τεσσαρων. p. 133. T. 2. Op. Ariſtidis, edit. Samuelis Jebb.

ner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatraliſchen Puz zu ſehr vernachläßiget habe.

> Καλλως εικος τους ἡμιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
> Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
> Ἁ 'μου χρηστως καταδειξαντος διελυμηνω συ·

ſagt Äſchylus bei dem Ariſtophanes 1) zu ihm. Deñ er ſcheute ſich nicht, Könige und andere vornehme Perſonen in elenden und zerriſſenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich jezt nicht unterſuchen. Genug, daß dieſes offenbar einer von den Fällen iſt wo er το κατατεχνον της κατασκευης ganz bei Seite geſezt hat. Das πικρον derſelben, wodurch Äſchylus das Schreken zu befördern ſuchte, war ohnedies ſeine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: τριτον ηδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, ὁπερ εστιν ηθικωτατον και βελτιστον. Sophokles ſoll den ganzen Charakter der Rede umgeſchaffen, und ihn, ſo viel möglich, ſittlich und moraliſch gut gemacht haben? Das ſieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verſtand ſeine Kunſt viel zu gut! Der wahre Tragikus läßt ſeine Perſonen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß ſprechen, und bekümmert ſich nicht im geringſten darum, ob ſie lehrreich und erbaulich ſprechen. Aber darum bekümmert ſich Euripides wohl. Er, von dem Cicero ſagt: 2) ego certe singulos ejus versus singu-

1) In den Fröſchen, V. 1050 — 1053 u. f.

2) Ep. 8. L. 16. ad Famil. Es iſt aber hier nicht M. T. Cicero, ſondern der Bruder Quintus Cicero zu verſtehen; deñ in dieſes Briefe an den Tiro ſtehen die angeführten Worte. Gyraldus irret ſich alſo, weñ er

la ejus testimonia puto; er, der dem Quintilian 1) sententiis densus, et in iis, quae a sapientibus tradita sunt, paene ipsis par heißt; er, von dem Theon 2) ſagt: ὁτι παρα καιρον αυτῳ Ἐκȣβη φιλοσοφει. Und welche Perſon iſt bei ihm nicht ſo eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Anſehen nach muß Euripides, anſtatt des Sophokles, bei dem Plutarch geleſen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurükgeben wird. „Weñ „Euripides das geſagt hat, wo hat er es ge„ſagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides ſagt es bei dem Ariſtophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kañ, in den Fröſchen. — Man kennet den komiſchen Streit, den Äſchylus und Euripides daſelbſt vor dem Bakchus halten. Und hier iſt die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides ſagt zu ſeinem Gegner 3):

Αλλ᾽ ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σȣ, το πρωτον μεν ευθυς
Οιδȣσαν ὑπο κομπασμωτων, και ῥηματων επαχθων
Ισχνανα μεν πρωτιϛον αυτην, και το βαρος αφειλον᾽
Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδȣς ϛωμυλματων, απο βιβλιων, απ᾽ ηθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie

(Dial. 7. de Poëtarum historia) ſchreibt: Verum et noster Marcus Cicero tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

1) Inst. Orat. L. 10. c. 1.

2) In ſeinen Vorübungen, S. 4 der Ausgabe des Camerarius.

3) V. 929 — 933.

von dem Äſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmet? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bei dem Plutarch rühmet? Die Abſchaffung des Schwulſtes. Und man kan̄ auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; τον Αισχυλȣ διαπεπαιχως ογκον. Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Diſputationen, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wen̄ man den Saft aus den Sittenbüchern, χυλον απο βιβλιων, απ' ηθων, dazu nim̄t, was iſt dieſes anders, als des Plutarch ειδος ηθικωτατον και βελτιϛον της λεξεως? Er ſcheinet ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; den̄ ſo wie hier das ηθικωτατον von απ' ηθων entlehnt zu ſein ſcheinet, [1]) ſo iſt das βελτιϛον aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſtehet, genommen. Äſchylus fragt nämlich den Euripides: [2])

— Τινος οὕνεκα χρη θαυμαζειν ανδρα ποιητην;

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νȣθεσιας, ότι βελτιȣς ποιȣμεν
Τȣς ανθρωπȣς εν ταις πολεσιν.

Dieſe Stelle übrigens, wo Euripides von dem Äſchylus beſchuldigt wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumet habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführet, und kan̄ die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

1) Wegen dieſer Ähnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus απ' ηθων ein einziges Wort απηθων (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtachius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 974 Vers.

2) V. 999 — 1002.

9.

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierin, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον επεδειξατο: merkt jener unter dem zweiten Jahre dieſer Olympias ausdrüklich an. 1) Die lateiniſche Überſezung des Hieronymus bringt den nämlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bei: Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünf und zwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekañt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarch. — Das Orakel hatte den Athenienſern befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen und ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſein, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzählt Plutarch in dem **Leben** des Cimon, und fährt fort: Εφ᾽ ὡ και μαλιϛα προς αυτον ἡδεως ὁ δημος εσχεν· εθεντο δ᾽ εις μνημην αυτȣ και την των τραγῳδων κρισιν ονομαϛην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν τȣ Σοφοκλεȣς ετι νεȣ καθεντος, Αφεψιων ὁ αρχων, Φιλονεικιας ȣσης και παραταξεως των θεατων, κριτας μεν ȣκ εκληρωσε τȣ αγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συϛρατηγων προελθων εις το θεατρον εποιησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, ȣκ αφηκεν αυτȣς απελθειν, αλλ᾽ ὁρκωσας, ηναγκασε καθισαι και κριναι δεκα οντας, απο φυλης μιας ἑκαϛον. 2) Ich

1) Seite 167 des griechiſchen Textes, benañter Ausgabe.
2) (Cap. 10.)

füge hiervon die Überſezung des Herrn Kind bei, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewan̄ ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekan̄ten Wettſtreit unter „den Tragödienſpielern an, unter denen ſich auch „Sophokles befand, der damals noch jung war „und dabei ſein erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon getrauete ſich nicht, die „Richter zu ernennen, die dem geſchikteſten Dichter den Preis zuerkennen ſollten, weil er ſahe, „daß die Zuſchauer bald für dieſen, bald für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem den Preis zuerkan̄t wiſſen wollten. Er „ließ deßwegen den Cimon, der auf den Schauplaz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer „Spiele das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit „ſeinen Unterfeldherren nicht eher weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide „die zehn Richter werden, und den Ausſpruch „thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren „aus einer der zehn Zünfte war.“ — In dieſer Stelle ſind zwei Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſeres Dichters beſtim̄t werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurükgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilet wenigſtens Samuel Petit, deſſen Kritik ich anführen muß: 1) Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimae quartae. At vero sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e

1) Miscellaneorum L. 3. c. 18.

vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenis Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropaea, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Poëtarum victoria, fabula tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum αντι τȣ Αφεψιων scribendum est Διμοτιων, aut quod verius puto, legendum est ανεψιος ὁ αρχων. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis praetorem, mutavit ανεψιος in Αφεψιων. Dieſe Kritik iſt ſo ſeicht, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. —

Ich will dieſe Gründe für's erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müßte entweder, anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſei, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern blos geſchrieben ανεψιος ὁ αρχων, „der Archon, welcher mit dem Sopho„kles Geſchwiſterkind war.“ 1) — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deßwegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deßwegen will er die Richter nicht durch das Loos ernennen laſſen? So war das Loos nicht die unparteiiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon zum Beſten ſeines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherrn, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo koñte er nichts abgeredet, dieſe koñte er nicht beſtochen haben? Aber er ließ ſie ſchwören. Was thut das? Auch die, welche durch das Loos wären ernañt worden, hätten vorher ſchwören müßen, nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu urtheilen. Deñ dieſen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte ſich alſo der Archon, weñ er des Sophokles Anverwandter geweſen wäre, eben durch dieſes ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als weñ er es bei dem Alten gelaſſen hätte. Endlich leſe man doch nur einen Augenblik ſo, wie Petit will geleſen haben: Πρωτην γαρ διδασκαλιαν τȣ Σοφοκλεȣς

1) Ich gebe dem Worte ανεψιος hier noch die leidlichſte Bedeutung. Deñ eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem Verſtande zum ανεψιος eines jungen Menſchen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit ſein.

ετι νεȣ καθεντος, ανεψιος ὁ αρχων — κριτας μεν ȣκ εκληρωσε τȣ αγωνος· und ſage, ob ein Schriftſteller, der ſich der Genauigkeit nur im geringſten befleiſſiget, ſo ſchreiben würde? „Deñ da der „junge Sophokles ſein erſtes Stük dabei aufführte, „ſo wollte der Vetter Archon ꝛc.“ Weſſen Vetter? Wenigſtens würde das Pronomen relativum fehlen; weñ es der Schriftſteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, ſich lieber ſo auszudrüken: „ſo wollte der Archon, der, oder weil er ſein Vet„ter war, ꝛc.“ — Nichts kañ deutlicher ſein; und ſo wende ich mich zu der andern vorgeſchlagenen Veränderung. Wir ſollen, anſtatt Aphepſion, Demotion leſen, weil jener glükliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieſes Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Überlegung des Kritikus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er ſich beruft, erzählet von den Thaten des Cimon, die er in dem dritten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias, als Demotion Archon geweſen, verrichtet, Folgendes: Cimon ſei gegen die Küſten von Aſien ausgeſchikt worden, um den bundesverwandten Städten, ſo viel deren die Perſer noch inne hatten, beizuſpringen. Er habe ſeinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch dieſen glüklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, ſei er wieder zurükgeſegelt, und habe mehr Schiffe zu ſich genommen, mit welchen er nach der Küſte von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Perſern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bei Cyprus vor Anker liege. Er habe ſie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf ſei er auf ihre Landmacht losgegangen, die ſich an dem Eurymedon

in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe ſeine Trupen mit Liſt an's Land geſezt, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein ſchrekliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Τῃ δ' ὑϛεραιᾳ, fügt der Geſchichtſchreiber hinzu, [1]) τροπαιον ϛησαντες, ανεπλευσαν εις την Κυπρον. Und das ſind die Tropäen, deren Petit gedenkt. Allein dieſe Tropäen ließ Cimon auf der Küſte von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kañ ſchwerlich in dem nämlichen Jahre wieder nach Athen zurük gekommen ſein; deñ die Wege ſind zu weit, und der Thaten ſind zu viel. Folglich kañ auch der tragiſche Wettſtreit in dieſem Jahre nicht vorgefallen ſein; man müßte deñ annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen ſei, da Cimon von Scyros, um ſich zu verſtärken, auf kurze Zeit wieder nach Hauſe kam. Doch auch dieſes iſt nicht wahrſcheinlich; deñ da Diodorus von dieſer kurzen Rükreiſe nur ſagt: κατεπλευσεν εις τον Πειραιεα· ſo ſcheinet es nicht, daß er ſich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die dieſem Hafen ſo gar nahe ohnedies nicht war; wenigſtens würde er ſchwerlich mit allen ſeinen Nebenbefehlshabern (μετα των συϛρατηγων) in die Stadt gekommen ſein, welcher Umſtand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu paſſen ſcheinet. Und was folgt aus alle dem? Dieſes, daß Petit nicht dieſes Jahr des Demotion zu der Epoche des erſten ſophokleiſchen Trauerſpiels hätte machen ſollen; daß er ohne Zweifel beſſer gethan hätte, weñ er das gleich darauf folgende vierte Jahr der ſieben und ſiebzigſten Olympias dafür angenommen hätte. Deñ der Archon dieſes gleich darauf folgenden Jahres heißt, bei dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich

1) Bibl. Hist. L. 11. p. 47. edit. Rhodom.

wahrſcheinlicher, daß die Abſchreiber in der Stelle des Plutarch, Αφεψιων aus Φαιδων, als aus Διμοτιων gemacht hätten? Der Augenſchein gibt es. Doch ich habe noch einen ſtärkern Grund, als dieſen Augenſchein. Plutarch ſelbſt macht an einem andern Orte, wo er der Zurükbringung der Gebeine des Theſeus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nämlich in dem Leben dieſes Helden ſelbſt: μετα δε τα Μηδικα, ſchreibt er gegen das Ende deſſelben, Φαιδωνος αρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ανειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως αναλαβειν οςα, και θεμενους εντιμως παρ αυτοις φυλαττειν κ. τ. λ. Nun weiß ich zwar wohl, daß die Überſezer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verſtanden wiſſen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der ſieben und ſiebzigſten Olympias Archon war; ſondern den Phädon, der dieſe Würde in dem erſten Jahre der ſechs und ſiebzigſten bekleidete. Allein ich kañ mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig ſein. Erſtlich ſagt Plutarch ausdrüklich μετα τα Μηδικα, „nach „den perſiſchen Kriegen.“ Waren deñ aber die perſiſchen Kriege unter dem Phädon der ſechs und ſiebzigſten Olympias zu Ende? Ja, ſagen die Ausleger, und unter dieſen beſonders Herr Kind; „deñ drei Jahr vorher hatten die Griechen unter „Anführung des Pauſanias bei Platea einen völ„ligen Sieg über die Perſer erhalten und dieſem „Kriege ein Ende gemacht.“ Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch dieſen herlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Perſern befreiet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herzen entwehret. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Jonien bis Pam-

phylien, auf vielen Inſeln des ägeiſchen Meeres, feſten Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſo bald ſich das Kriegsglük im geringſten für ſie erklärte, Griechenland auf's neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen ernſtlichen Vorſaz, ſich dieſen Siz der Freiheit zu unterwerfen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Krieg ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſieben und ſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennet dieſen Frieden zu wohl, [1]) als daß man

1) In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bei dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Überſezers zu verbeſſern. Τουτο το εργος, nämlich der dreifache Sieg des Cimon, ουτως εταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡςε συνθεσθαι την περιβοητον ειρηνην εκεινην, ἱππου μεν δρομον αει της Ἑλληνικης απεχειν θαλασσης, ενδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρᾳ νηϊ και χαλκεμβολῳ μη πλεειν. (cap. 13.) Dieſes überſezt Herr Kind: „Dieſe That demüthigte den „Stolz des perſiſchen Königs ſo ſehr, daß er den bekañten Frieden einging, vermöge deſſen er ſich allezeit ein Stadium, oder einen Roßlauf, weit „vom griechiſchen Meere entfernt halten mußte, und „ſich niemals mit einem Kriegesſchiffe dieſſeits der „kyaneiſchen und chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen „durfte.“ Ἱππου δρομον hat Herr Kind hier für ἱπποδρομον angeſehen, welches leztere den Ort, wo die Wettläufe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabei durchlaufen mußten, bedeutet. Er gibt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß Cimon nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt deñ ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in einem Tage zurüklegen kañ. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Außer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt

ihn im Verdacht haben köñte, mit ſeinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nämlich dieſe, daß er vorgibt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt;

meine Auslegung erfordert, kañ ich ſie auch noch aus einer Stelle bei dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: Οὗτος, Cimon nämlich, εταξε και τȣς ὅρȣς τοις βαρβαροις· εκτος δε γαρ Κυανεαν και Χελιδονεων, και Φασηλιδος (πολις δε αυτη της Παμφυλιας) ναυν Μεδικην μη πλειν νομῳ πολεμȣ· μηδε ἱππȣ δρομον ἡμερας εντος επι θαλαττης καταβαινειν βασιλεα. Innerhalb eines Tages, ἡμερας εντος. Ich kañ nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sañler hier ausgeſchrieben hat; Küſter muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als Plutarchs, ſieht man aus den Zuſäzen des einen Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung, αυτονομȣς ειναι, τȣς Ἕλληνας τȣς εν τῃ Ασιᾳ, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die ψηφισματα τα, ἁ συνηγαγε Κρατερος, (cap. 13.) wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkoñt: vielleicht alſo, daß dieſe Sañlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenket, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſezt, (Bibliotheca Hist. L. 12. pag. 74. edit. Rhodom.) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der griechiſche Pöbel zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſobald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: απαγορευοντες προς τας ϛρατειας, και πολεμȣ μεν ȣδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζῃν καθ' ἡσυχιαν επιθυμȣντες, απηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλȣντων. 1) Und zweitens: Weñ Apollo ſchon zum Anfange der ſechs und ſiebzigſten Olympias den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher, als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich koñte dieſe Verzögerung mit ihrer Religon beſtehen; unmöglich koñte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Deñ die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrüklich hinzugefügt: ȣκ ειναι των παθηματων λυσιν, πριν αν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειν. 2)

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Kritik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarch ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind; er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung

1) Plutarch im Leben Cimons. (cap. 11.)

2) Nach dem Zeugniſſe des Äneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (cap. 31.); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſein läßt.

kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, weñ er glaubt, daß man ſonſt keinen Archon, Namens Aphepſion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und ſiebzigſten Olympias regirt habe. Dieſer Name kömt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kömt er zu eben der Zeit wider vor, in welche des Cimons Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des ſo oft gedachten vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genañt. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halikarnaſſeus, und der Ungenañte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die arundelſchen Marmor, [1]) Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der leztere kömt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt: [2]) εγεννηθη δε (καθ' ἁ φησιν Απολλοδωρος εν τοις χρονικοις) επι Αφεψιωνος, εν τῳ τεταρτῳ ετει της ἑβδομηκοστης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrüklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale, als die arundelſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, weñ er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenañten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glüke aber hat man weder das Eine noch das An-

1) Oder, welches einerlei iſt, Apſephton; in der 72 Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus abdruken laſſen.

2) L. 2. segm. 44. edit. Meng. p. 107.

dere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nämlich mit dem Jacobus Palmerius 1) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablaufe des Jahres an des Verſtorbenen Stelle, gewählet worden. Was kañ natürlicher ſein, als dieſe Muthmaßung? Was kañ der angefochtenen Stelle des Plutarch beſſer zu ſtatten kommen als ſie? Kurz, Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der ſieben und ſiebzigſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon; und in dem Leben des Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen ſollen, und er würde uns das achzehnte Kapitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Übrigens bilde ich mir auf dieſe meine Kritik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mañ nicht, an dem man mit großen Ehren zum Ritter werden kōnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bei, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix. 1)

Ich habe der arundelſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich anfangs erinnern ſollen, daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der

1) Exercit. p. 452. Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

2) In ſeinen Noten über die Fröſche des Ariſtophanes, S. 64.

Sache ſelbſt, und ausdrüklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahre alt geweſen ſei, welches mit dem oben feſtgeſezten Geburtsjahre unſeres Dichters genau genug übereinſtim̃t. Aber wie ſtim̃t es mit des Plutarch τȣ Σοφοκλεȣς ετι νεȣ überein? Wen̄ man ſieben bis acht und zwanzig Jahre alt iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius,[1]) der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müße vorausſezen, daß Plutarch der zweiten Meinung von dem Geburtsjahre des Sophokles geweſen ſei, welche das dritte der drei und ſiebzigſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ungefähr achtzehn Jahr geweſen, welches freilich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung, die ich über die Stelle des Plutarch, auf Veranlaſſung der kindſchen Überſezung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarch: εφ᾽ ᾡ και μαλιϛα προς αυτον ἡδεως ὁ δημος εσχεν· εϑεντο δ᾽ εις μνημην αυτȣ και την των τραγῳδων κρισιν ονομαϛην γενομενην, überſezt Kind „das Volk gewan̄ ihn deßwegen ſehr „lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekan̄ten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an.“ Wettſtreit? Κρισιν; der Fehler iſt arg. Αγων, αγωνισμα würde Wettſtreit heiſſen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das Schlim̃ſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anderes ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Überſezung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten;

1) Exercit. p. 202.

dieſer feierliche Kampf wäre jezt zum erſtenmale, dem Cimon zu Ehren, angeſtellet und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beibehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte [1]) beweiſet; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Deñ der Archon ging damals nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabei zu ernennen, ab. Und das eben, worin er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimon beibehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bei der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bei der Tragödie damit. Nun ereignete ſich jezt der Fall, daß die Zuſchauer auſſerordentlich uneinig waren, φιλονεικιας ȣσης και παραταξεως των θεατων; ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mañ; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kizlichen Sache, die mit ſo vieler Hize getrieben ward, dem Glüke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Jezt kam es nicht blos darauf an, unparteiiſche Richter zu haben; man wollte einſichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb; κριτας μεν ȣκ εκληρωσε τȣ αγωνος. Er dachte weiter: hier iſt Gelegenheit,

1) Sympos. L. 5. Quaest. 2.

dem Cimon und ſeinen Unterfeldherren eine Schmeichelei zu machen. Und iſt es nicht beſſer, daß Männer von ihrer Einſicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Perſonen in traurigen und verwikelten Umſtänden, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kañ? Die Feldherren ſind jeder aus einem beſondern Stamme; durch ſie kañ gleichſam das ganze Volk den Ausſpruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will ſie da behalten; ich will ſie nöthigen; ich will ſie ſchwören laſſen; ihr Ausſpruch wird eine gewiſſe Feierlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabei beruhen laſſen; deſto beſſer für die Dichter; deſto beſſer für die Zuſchauer. Und wie der Archon dachte, ſo geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimons ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſei mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Weñ der Archon für dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bei dem Wettſtreite der tragiſchen Dichter deren allezeit ſo viele gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bei den tragiſchen, und den Richtern bei den komiſchen Wettſtreiten nunmehr ereignete. Deñ der Richter bei den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprichwort: εν πεντε κριτων γυνασι κειται, iſt bekañt, und Heſychius ſagt ausdrüklich: τοσȣτοι τοις κομικοις εκρινον. Warum nañte Heſychius hier blos die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, weñ bei den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweite

Unterſchied war dieſer: bei den komiſchen Wettſtreiten kon̄te jeder atheniensiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernan̄t werden; bei den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren nnd anſehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Εκρινον δε οἱ δοκιμωτατοι των ϛρατηγων, ſagt Plutarch, wen̄ er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwei berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet. [1]) Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweiten Unterſchiedes anführen kan̄, iſt eine Stelle in den Fröſchen des Ariſtophanes. Äſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide, als tragiſche Dichter, ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoßen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind blos Richter einer Komödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeid deßwegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; ſie ſind allerdings fähig, auch euch zu beurtheilen: Εϛρατευμενοι γαρ εισι; den̄ es ſind Leute, die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegsdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle. [2])

Ει δε τȣτο καταφοβεισθον, μη τις αμαθια προση
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῤῥωδειτε τȣθ. ὡς ȣκ εθ᾽ ȣ̔τω ταυτ᾽ εχει.
Εϛρατευμενοι γαρ εισι·

1) De Fort. Alex. Orat. 2. p. m. 334.

2) V. 1098 — 1108.

Βιϐλιον τ᾽ εχων ἑκαςος μανθανει τα δεξια.
Αἱ Φυσεις τ᾽ αλλως κρατιςαι·
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν ȣν δεισητον, αλλα
Παντ᾽ επεξιτον, θεατων γ᾽ ȣ̔νεχ᾽, ὡς οντων σοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: Δεξιȣς νομιζȣσι τȣς εςρατευμενȣς και επαινȣ αξιȣς· τȣς δε διαδιδρασκοντας τας ςρατειας, Φιληδονȣς ειναι συκοφαντας.

Allein wer weiter nichts dabei denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterei kaum zur Hälfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die Fröſche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drei und neunzigſten Olympias; das ſechs und zwanzigſte des peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglük über Unglük gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegsdienſte nehmen wollten, die Freiheit und das Bürgerrecht zu geben. 1) Endlich waren ſie wieder einmal glüklich, und ſchlugen die feindliche Flotte bei den arginuſiſchen Inſeln. 2) Nun ſtelle man ſich vor, daß das Theater, als die Fröſche kurz darauf geſpielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginuſiſchen Sieg mit erfechten helfen, und jezt

1) Diodorus Siculus bei dem Anfange dieſes Jahres: Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ελαττωμασι περιπιπτοντες, εποιησαντο πολιτας τȣς μετοικȣς, και των αλλων ξενων τȣς βȣλομενȣς συναγωνισασθαι. L. 13. p. 216. edit. Rhodom.

2) Die allgemeine Welthiſtorie (Th. 5. S. 380) ſagt: „bei Argenuſae, einem Plaze Lesbos gegen„über;“ das heißt ſich von Inſeln ſehr unrichtig ausdrüken.

auf nichts mehr ſtolz waren, als daß ſie da ſitzen durften, wo ſie ſaßen. Koñte ſich ein Ariſtophanes wohl enthalten, über ſolche Zuſchauer ein wenig zu ſpotten? Er nennet ſie: 1)

— πολυν — λαων οχλον
Οὗ σοφιαι μυριαι καθηνται·

„ein großes Volk aus verſchiednen Völkern, un„ter dem es Kenner zu Tauſenden gibt." Und dieſe Kenner ſind noch dazu mit im Kriege geweſen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragiſcher Wettſtreite zu ſein? Es iſt zwar nicht lange, daß dieſe Herren noch zu dem nichtswürdigſten, dum̃ſten Pöbel gehörten; aber

— — ȣκ εθ' ȣτω ταυτ' εχει·
Εςρατευμενοι γαρ εισι. 2)

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht, ein Kriegszug hat ihnen Verſtand gegeben. Doch nein; ſie hatten von Natur ſchon Verſtand genug; und im Kriege haben ſie ihn nur mehr ausgeſchliffen.

Αἱ φυσεις τ' αλλως κρατιςαι,
Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur nur eine Komödie hätten beurtheilen können, können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil ſie Soldaten geweſen ſind. 3)

1) V. 666 — 668.

2) V. 1101 — 1102.

3) Wer den Ariſtophanes ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieſer Stelle, ſo wie ich ſie auslege,

Was die Philologen von den dramatiſchen Richtern der alten Griechen geſammelt haben, iſt

finden. Weñ ich unterdeſſen meiner Sache nicht ſehr gewiß wäre, ſo würde mich das Anſehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimt, vielleicht wankend machen. Es köñt mir nämlich die neueſte Ausgabe unſeres komiſchen Dichters zu Händen, welche Herr Burmañ der Zweite beſorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, εστρατευμενοι γαρ εισι, blos durch nam exercitati sunt überſezet. Er gehet alſo von der eigentlichen Bedeutung des Wortes στρατευομαι ab; ohne Zweifel, weil er die feine Spötterei nicht einſah, und daher nicht begreifen koñte, wie es im Ernſte folge, daß die Zuſchauer deßwegen nicht mehr unwiſſend ſein ſollten, weil ſie mit im Kriege geweſen wären. Ich zweifle aber ſehr, ob man στρατευομαι in dieſer figürlichen paſſiven Bedeutung finde, da es blos geübet werden heiſſe. Der Scholiaſt, deſſen Worte ich angeführt habe, iſt ausdrüklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht ſein kañ, daß Berglern ebenderſelbe Scholiaſt verführt hat. Deñ über die nächſt vorhergehenden Worte: ουκ εσθ' ὅπω ταυτ' εχει, macht er folgende Gloſſe: ὡς των Αθηναιων προτερον ουκ ὁμοιως γεγυμνασμενων εν τοις ποιητικοις σοφισμοις. Bergler hat alſo geglaubt, daß das folgende εστρατευμενοι hier durch γεγυμνασμενοι erklärt werde; und hierin hat er ſich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verſchiedene Stellen in den Fröſchen aus einer genauern Keñtniß der damaligen Umſtände in Athen weit beſſer zu erklären ſind, als es den alten und neueren Auslegern ſie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze Parabaſis des Chors zu Ende des zweiten Aufzuges, auf die unglüklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienſer den Proceß machten, weil ſie die Leichname der in dem arginuſiſchen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturmes, nicht begraben laſſen können. Die vornehmſten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabei weniger zur Laſt legen koñte, waren ohne

ein ſehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterſchied zwiſchen den komiſchen und tragiſchen, auch nur vermuthet habe. 1) Man wird alſo zufrieden ſein müßen, weñ ich ihn nur einigermaßen erhärtet und in's Licht geſezt habe.

Zweifel für ατιμοι, für unehrlich, erkläret worden. Dieſer Unehrlichen nun nimt ſich Ariſtophanes hier beſonders an. Weñ man das weiß, ſo wird man ſich nicht lange beſinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiaſten daſelbſt eigentlich zu leſen ſei. Ariſtophanes gedenkt nämlich eines gewiſſen Phrynichus, dem er das Unglük der gedachten Befehlshaber zuzuſchreiben ſcheinet. Die Scholiaſten können ſich nicht vergleichen, was für ein Phrynichus hier gemeinet ſei. Einer von ihnen aber ſagt: εγενετο δε ϛρατηγος, εφ' ȣ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ατιμοι εγενοντο. Nun hat Suidas an zwei verſchiedenen Orten dieſe Stelle des Scholiaſten ausgeſchrieben; unter Φρυνιχος nämlich und unter παλαισμα. Allein unter Φρυνιχος hat er anſtatt τραγικων, ϛρατηγων geleſen. Welches von beiden iſt nun richtig? Ganz gewiß das leztere. Deñ wer hat jemals von tragiſchen Dichtern gehöret, die unehrlich geworden wären. Was koñten tragiſche Dichter begehen, dieſe Strafe zu verdienen? Weñ es noch komiſche geweſen wären. Aber unglükliche Feldherren gedenkt die Geſchichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erkläret ſich Küſter in ſeiner Ausgabe des Suidas für τραγικων; und in ſeiner Ausgabe des Ariſtophanes iſt er wenigſtens unſchlüſſig, für welches von beiden er ſich erklären ſoll. Und das blos wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige hiſtoriſche Umſtand von den unglüklichen Feldherren nicht beigefallen iſt.

1) Joan a Wower, de Polymathia. c. 16. — Voſsius Institution. Poët. L. 2. c. 12. Idem de imitatione c. 11. — F. Rappoltus Comment. in Horatium c. 29. et 43.

Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγῳδων κρισις nicht ein Wettſtreit unter Tragödienſpielern, ſondern der Ausſpruch, das Gericht bei einem ſolchen Wettſtreite heiſſet, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimon eingeführet und beibehalten worden. Herr Kind überſezt ferner, κριτας μεν ουκ εκληρωσε durch: „er getraute ſich nicht, die Rich„ter zu ernennen.“ Getraute ſich nicht? Ja freilich, weñ er ſie hätte ernennen müßen. Aber erneñt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ αφηκεν αυτους απελθειν, αλλ' ὁρκωσας, ηναγκασε καθιϛαι και κριναι, δεκα οντας, απο φυλης μιας ἑκαϛον, heißt ihm: „er ließ ſie nicht „wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie „nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden „und den Ausſpruch thun mußten, zumal da je„der dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte „war.“ Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Richter zehne? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glük, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kañ. Der Umſtand δεκα οντας, war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit um ſo viel lieber beibehielt, je anſehnlicher das Gericht dadurch ward. Καθιϛαι ſtehet hier auch nicht ſo gar vergebens, daß es der Überſezer hätte auslaſſen ſollen. Deñ wie Pollux ſagt:[1]) τοις μεν μουσικοις (αγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις εφεϛασι.

Noch kañ ich die Stelle des Plutarch nicht ver-

1) L. 3. c. 30. p. m. 341.

laſſen. Ich habe oben (S. 580.) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Äſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſei; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Äſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt; und Äſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler, durch den erſten Verſuch ſeines Schülers, überwunden worden; würde das nicht ein Umſtand geweſen ſein, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich größer gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchließen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſaz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarch und Euſebius wird durch ein drittes beſtätiget, das, ſo viel ich weiß, zu dieſem Zweke noch von niemanden angeführet worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet, in dem achtzehnten Buche ſeiner Naturgeſchichte, [1]) von der verſchiedenen Güte des Getraides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae Alexandro Magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poëta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canere candido.

1) L. 18. Sect. 12. T. 2. edit. Hard. p. 107.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrüklich von dem erſten Trauerſpiele unſeres Dichters die Rede; allein es ſtimmet die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſezet, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kañ. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen ſechs und dreiſſig Olympiaden und ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet, gibt ſieben und ſiebzig. In die ſieben und ſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles; [1]) und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das lezte Jahr, wie wir geſehen haben, auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eins ſind.

So ungezwungen ſich dieſes ergibt, ſo ſehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er ſchreibt nämlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII. anno quarto, aetatis suae vicesimo, si Suidae credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditae 442. Für's erſte weiß ich nicht, wie Harduin ſagen kañ, Alexander ſei in der hundert und zwanzigſten Olympias geſtorben; da Joſephus [2]) ausdrüklich ſagt: Αλεξανδρον τε τεθνηκεναι παντες ὁμολογουσι επι της ἑκατοστης τεσσερεσκαιδεκα-

1) Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlornen Trauerſpiele des Sophokles, unter Τριπτολεμος, eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchließen.

2) L. 1. contra Appionem.

της Ολυμπιαδος. Für's zweite würden hundert und fünf und vierzig Jahre, von der hundert und zwanzigſten Olympias zurükgerechnet, nicht die acht und achtzigſte, ſondern die drei und achtzigſte Olympias geben. Für's dritte würde Sophokles in der acht und achtzigſten Olympias, nach dem Suidas, nicht zwanzig, ſondern einige ſechzig Jahre geweſen ſein; deñ nach dem Suidas iſt er in dem dritten Jahre der drei und ſiebzigſten Olympias geboren. Und man glaube ja nicht, daß alle dieſe Unrichtigkeiten vielleicht mit der beſondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) beſtehen köñten. Dieſe beſondere Berechnung des Plinius betrift blos das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das vierte der neunten Olympias ſezen läßt, anſtatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das vierte der ſechſten fällt. Weñ alſo in der Anmerkung des Harduin nicht alle Zahlen verdrukt ſind, ſo muß er gar nicht nachgeſchlagen, gar nicht gerechnet haben.

Die Anmerkung, welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque prae caeteris laudat. *Vide Dionys. Hal. L. I. Antiquitat. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchließen, der Triptolemus des Sophokles müße noch vorhanden ſein, und das ganze Stük laufe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Überlegung nach. Deñ Dionyſius von Halikarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und weñ er im Präſenti davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anderes, als weñ es Harduin thut.

10.

Zuglich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenañte Biograph: Καταλυσας την ὑποκρισιν τȣ ποιητȣ δια την ιδιαν ισχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο. Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mañ zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene großen Schaupläze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurük, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Deñ den Griechen war keine Geſchiklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen koñte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwei Beiſpielen ſchließen läßt, die man uns ausdrüklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nämlich ließ er ſich auf der Cither hören; und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris ließ er ſich auf der Cither hören. — Athenäus:[1] τον Θαμυριν διδασκων αυτος εκιθαρισεν. Und der ungenañte Biograph: Φασι δε ὁτι και κιθαραν αναλαβων εν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε εκιθαρισεν. Thamyris war jener thraciſche Virtuoſe,[2] der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des ſophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel ließ ſich der Dichter, in der Perſon des Thamyris ſelbſt, auf der Cither hören. Nicht daß er deß-

1) L. 1. p. m. 20.

2) Κεινῳ σοφιςῃ Θρῃκι, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele Rheſus (des Euripides) von ihm. V. 930.

wegen die ganze Rolle des Thamyris geſpielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu ſingen. Deñ dieſer Thamyris, welchen Umſtand uns der ältere Plinius [1]) von ihm aufbehalten hat, war der erſte, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Inſtrument behandelte, und ſie, ohne darein zu ſingen, ſpielte. Hatte nun Sophokles dieſen Umſtand anzubringen gewußt, ſo koñte ihn ſeine ſchwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle ſelbſt zu ſein, wo er ihn blos auf der Cither mit den Muſen wetteifern ließ. Es würde ſich mehr als Muthmaßungen hiervon beibringen laſſen, weñ das Stük jezt nicht unter die verlornen Stüke unſeres Dichters gehörte. [2]) Da unterdeſſen auch ſolche Muthmaßungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnüz ſind, ſo erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmaßen zu dürfen. Dieſen nämlich: daß die Beſtrafung des Thamyris auf der Bühne geſchehen; daß er vor den Augen der Zuſchauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmaßung auf eine Stelle des Pollux, in die ſich ſeine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux [3]) gedenket verſchiede-

1) Cithara sine voce cecinit Thamyris primus. Natur. Hist. L. 7. c. 57.

2) Caſaubonus, Meurſius, Fabricius finden in ihren Verzeichniſſen der verlornen Stüke des Sophokles des Thamyris blos bei dem Athenäus, dem Pollux und dem ungenañten Biographen gedacht. Sie hätten anmerken ſollen, daß auch Plutarch ſeiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nämlich: ὁτι ȣδε ζην εϛιν ἡδεως κατ' Επικȣρον (p. m. 1093.) führt er ein paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zuſammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris ſein müßen.

3) L. 4. c. 19. p. m. 434.

ner tragiſchen Masken, die von einer beſondern Art geweſen, und ſagt unter andern, daß die Maske des Thamyris zweierlei Augen gehabt habe; τον μεν γλαυκον οφθαλμον, τον δε μελανα. Jungerman̄ macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, et alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori L. I. Thamyrin περι μυσικης cum Musis congressum: quem victum των ομματων και της κιθαρωδιας illae εστερησαν. Sic itaque prorsus excoecarunt. Cur itaque discolori alterutro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causae non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich jezt unter denjenigen bin, die es wiſſen, habe ich vornehmlich dem Du Bos [1]) zu danken; und das Räthſel löſet ſich ſo auf. Die alten Schauſpieler, wie bekan̄t, ſpielten in Masken, welche nicht allein das Geſicht, ſondern den ganzen Kopf bedekten. Dieſe Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß ſie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechſelnden Leidenſchaften in den Zügen des Geſichtes verurſachen. Die kleineren von dieſen Abänderungen waren für ihre Zuſchauer zwar ohnedies verloren; indem dieſe größtentheils viel zu weit ab ſaßen, als daß ſie ſelbige auch auf eieinem wirklichen Geſichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Geſichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln deſſelben eine ganz andere Lage geben und von ſehr weitem zu erkennen ſind, auch dieſe größern, ſage ich, den Au-

1) Du Bos, von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Man ſehe das dritte Stük meiner theatraliſchen Bibliothek. Seite 185.

gen der Zuſchauer verweigern, würde keine gerin=gere Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachläßigung des ſicherſten Mittels, einen Eindruk auf ſie zu machen, geweſen ſein. Was thaten ſie alſo? Eine Stelle des Quintilian[1]) kan̄ es uns ſehr deutlich lehren: In comoediis — pater ille cujus praecipue partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt partibus congruat. Die Maske, ſagt Quintilian, deßjenigen Vaters, der in der Komödie, bald linde, bald ſtrenge ſein mußte, war getheilt; die eine Hälfte zeigte ein glattes, heiteres Geſicht, die andere ein finſteres, gerunzeltes Geſicht; war der Vater jezt linde, ſo wies der Schauſpieler den Zuſchauern die heitere Hälfte, und mußte er auf einmal ſtreng und zornig werden, ſo wußte der Schauſpieler eine ſo ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuſchauer die finſtere Hälfte zu ſehen bekam. Wie es mit der Maske dieſes Vaters war, ſo war es unfehlbar mit den Masken aller Perſonen, die in der Geſchwindigkeit vor den Augen der Zuſchauer ein verändertes Geſicht zeigen mußten, und alſo nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechſeln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in dieſem Falle war, und die Worte des Pollux ſind erklärt. Jezt war Thamyris noch ſehend, und der Schauſpieler zeigte diejenige Hälfte ſeiner Maske, die das ſchwarze Auge hatte. Nun ſollte er auf einmal blind werden, und der Schauſpieler wandte ſich ſo geſchikt, daß plözlich die Zuſchauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (γλαυκον

1) Inst. Orat. L. 11. c. 3.

οφθαλμον) hatte, erblikten. Den γλαυκον οφθαλμον iſt hier nichts anderes als ein Auge, daß mit einem γλαυκωμα behaftet ſcheinet; und Glaukoma, wie bekañt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skevopöie nur immer wählen koñte! — Ich komme auf den Sophokles zurük. In dem Thamyris alſo ließ er ſich auf der Cither hören; und der ungenañte Biograph ſezt hinzu: ὅθεν και εν τῃ ποικιλῃ ςοᾳ μετα κιθαρας αυτον γεγραφθαι φασι; „daher ſei er, wie man ſagt, in der Stoa Pö„cile mit der Cither gemalt worden.“ Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geheiſſen, wo ſie geſtanden,[1]) das iſt genugſam bekañt. Sie hatte ihren Beinamen Pöcile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte.[2]) Dieſe Gemälde ſtellen die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern blos um die Ehre

1) Menage (in Diogenis Laërtii L. 7. Segm. 5.) merkt aus dem Lucian an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplaze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des Melanthius beim Plutarch (im Leben Cimons S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß Polygnotus unentgeldlich

— — — Θεων ναȣς αγοραν τε
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeſchmükt habe. Wie man einen Marktplaz mit Gemälden ausſchmüken könne, iſt nicht wohl zu begreifen. Es ſind alſo hier die öffentlichen Gebäude auf dieſem Marktplaze, und beſonders die gedachte Stoa, zu verſtehen.

2) C. Plinius Natur. Histor. L. 35. c. 35.

arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeichelei werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ungeachtet aber iſt wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchließe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronik der damaligen Zeit aufbehalten hat. [1]) Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinen in der gedachten Stoa malte: deñ einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheirathet geweſen ſein? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch den Ausſpruch ihres Bruders, für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſein, weñ man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annim̃t. Und folglich malte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekañt ſein koñte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellet ſein koñten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Mikon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekañt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumalen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. — Athenäus: [2]) ακρως δε εσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν εθηκε. Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmañs ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sopho-

1) Im Leben Cimons, S. 480.

2) L. 1. p. m. 20.

kles in der Nauſikaa den Ball vortreflich geſchlagen: ακρως εσφαιριζεν. Allein die Sphäriſtik, oder das Ballſchlagen und alle verſchiedene Arten deſſelben, war bei den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Übungen in ſich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewiſſen Eurythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekañt, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo hier nur ſein: was war das für ein Stük, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hat, dem kañ unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier, unbekañt ſein. [1]) Ulyſſes war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglükliche, und ſchlief. Indeß erhob ſich Minerva in den Palaſt des Alcinous, und gab der ſchönen Nauſikaa ein, mit ihren Geſpielinen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waſchen. Deñ an ſie ſollte ſich Ulyſſes zuerſt wenden; ſie ſollte ihm den Weg zur Gunſt ihres Vaters bahnen. Sie kommen alſo, waſchen ihr Geräth, und troknen es auf dem Ufer; und indem es troknet, baden und ſalben ſie ſich, und lagern ſich zu eſſen, und ſtehen auf zu ſpielen. und was ſpielten ſie? [2])

Σφαιρη ται τ' αρ' επαιζον, απο κρηδεμνα βαλȣσαι,
Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ηρχετο μολπης. [3])

1) S. das ſechſte und die folgenden Bücher der Odyſſee.

2) Od. ζ. 100 — 101.

3) Die Frau Dacier überſezt dieſe Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. Nausicaa se met ensuite à chanter. Sie höret alſo die Nauſikaa ſingen, wo ich ſie nur tanzen ſehe. Sie hat aus der Acht gelaſſen, daß μολπη

Sie ſchlagen Ball, und Nauſikaa ſelbſt macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulyſſes erwache. Die Prinzeſſin wirft; der Ball nim̃t einen falſchen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde ſchreien; und Ulyſſes erwacht. Er entſchließt ſich kurz, auf das Geſchrei zuzugehen. Aber er iſt naket, ſplitternaket; und es war ein weibliches Geſchrei! Was thut der Mañ, dem nie in der Noth ein weiſer Rath gebrach?

Ἐκ πυκινης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειῃ
Φυλλων, ὡς ῥυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ιμεν, ὡϛε λεων ορεσιτροφος, αλκι πεποιθως,
Ὁστ' εισ' ὑομενος και αημενος, εν δε οἱ οσσε
Δαιεται· αυταρ ὁ βȣσιν επερχεται, η οϊεσσιν
Ηε μετ' αγροτερας ελαφȣς· κελεται δε ἑ γαϛηρ,
Μηλων πειρησοντα και ες πυκινον δομον ελθειν. [1]

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung! [2]

nicht blos cantus, ſondern eben ſo oft tripudium, saltatio heißt; wegen des beiden gemeinſchaftlichen Takts. Ηρχετο μολπης heißt daher hier weiter nichts, als: ſie fing das Spiel an. Ich finde, daß Burette, in ſeiner Abhandlung von der Sphäriſtik der Alten, (Mémoires de Literature des Inscriptions etc. T. 1. p. 155.) den nämlichen Fehler macht. Deñ er überſezt: pendant que la Princesse de son coté les animoit par son chant.

1) Οδ. ζ. 128 — 135.

2) Man erlaube mir über dieſes Gleichniß, das ich für eines der ſchönſten im Homer halte, eine kleine Ausſchweifung. Es hat ſeine Tadler gefunden; aber ſeine Vertheidiger ſcheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man leſe nur, was Clarke in ſeiner Ausgabe darüber anmerkt. Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus defectum, procellaque pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. Eustathius vim similitudinis in eo con-

So köm̃t der nackte, fürchterliche Mañ auf ſie zu. Die Mädchen ſchreien und fliehen. Die einzige Nauſikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo

sistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaae comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit. Ὁτι τον Οδυσσεα γυμνον οντα και δυσπροσιτον δια τυτο φανηται μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, ειπων· Βη δ' ιμεν, ὥςε λεων, κ. τ. λ. Ειτα δεικνυς ὡς ϰ προς την Οδυσσεως ανδριαν ἡ παραβολη, αλλα προς την εκπληξιν, ἡν εξ αυτϰ αἱ γυναικες επαθον, επαγει· (v. 137.) Σμερδαλεος δ' αυτησι φανη etc. — Domina Dacier leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusve mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto, ὅς εισ' ὑομενος και αημενος, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese necopinato ostenderit, ipsisque (uti observat Eustathius) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus, incusserit. — Recht gut; alle die verſchiedenen Ähnlichkeiten, welche die Dacier, Euſtathius und Clarke angeben, ſind augenſcheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwiſchen einem abgematteten, wehr- und waffenloſen Manne, und einem Löwen finden, der ſich auf ſeine Stärke verläßt? αλκι πεποιθως. — Es iſt wahr, Homer verliebt ſich oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe, und malt ſie nicht ſelten mit Zügen aus, die ſich auf das Verglichene nicht anwenden laſſen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kañ das aber der Fall hier ſein? Mit nichten. Deñ wahre Unähnlichkeiten müßen dergleichen beiläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themiſtius, der auch dieſem Tertio der Vergleichung eine ganz vortrefliche Wendung zu geben

weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles, ſagt die Frau Da„cier,[1]) hatte aus dieſem homeriſchen Stoffe ei-

gewußt hat. Er ſagt nämlich: Allerdings iſt der abgemattete, wehr- und waffenloſe Ulyſſes auch jezt noch ein Mañ, der ſich auf ſeine Stärke verläßt. Nur iſt die Stärke des Ulyſſes nicht körperliche Stärke eines Achilles; ſondern ſie beruht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Beredſamkeit. Dieſe hatte er in keinem Schifbruche verlieren können; und auf dieſe verließ er ſich. Ἡ δε αλκη ην αρα ὁ λογος, ὁν αφελεσθαι μονον το δαιμονιον ȣκ εξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε αφελομενον, και τας ναυς, και τȣς στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· εν οἱς ȣκ ην ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τῃ γȣν αλκῃ επιποιθει, και εκεινων απολωλοτων. Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines Προτρεπτικȣ εις φιλοσοφιαν, (edit. Harduin. p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

1) In den Anmerkungen zu ihrer Überſezung: Sophocle avoit fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appelloit Πλυντριας, et où il représentoit Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel sujet. Die Πλυντριαι, oder Wäſcherinen des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der Nauſikaa geweſen, und daß es vielleicht Nauſikaa oder die Wäſcherinen geheiſſen habe; dergleichen dopelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, Nauſikaa, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, daß es viel Beifall gefunden, kañ ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſaz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſo wenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

„ne Tragödie gemacht, die ſehr wohl aufgenommen ward. Ich wünſche, daß uns die Zeit dieſes Stük aufbehalten hätte, damit wir ſehen kön̄ten, wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen „Stoffe bringen kan̄.“ Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie ſein? Ich glaube ſchwerlich: ſondern es würde, allem Anſehen nach, ein ſatyriſches Drama ſein. Ich kan̄ zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des Caſaubonus geweſen iſt. [1]) Die Odyſſee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stük, welches uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des Euripides Cyklops, iſt, wie bekan̄t, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulyſſes ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſeze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes Drama bekan̄t iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wieder herſtellen wollte. Die Tragikomödie war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

11.

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, deren zum Theil Ari-

1) Ναυσικαα — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, indice Casaubono, ſagt Fabricius in ſeinem Verzeichniſſe der verlornen Stüke des Sophokles. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des Caſaubonus in ſeinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen; den̄ in ſeinem Buche, de Poësia satyrica, erwähnt er der Nauſikaa unter den ſatyriſchen Stüken des Sophokles nicht.

ſtoteles gedenkt.) Πολλα εκαινȣργησειν εν τοις αγωσι. Es iſt hier nicht von denen Verbeſſerungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern blos von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt Ariſtoteles, im vierten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: Και πολλας μεταβολας μεταλαβȣσα ἡ Τραγῳδια επαυσατο, επει εσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, εξ ἑνος εις δυο πρωτος Αισχυλος ηγαγε, και τα τȣ Χορȣ ηλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιϛην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης. Den beſten Commentar über dieſe Worte des Ariſtoteles gibt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: ὥσπερ δε το παλαιον εν τῃ τραγῳδιᾳ πρωτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑϛερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην εξευρεν ὑπερ τȣ διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Αισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, οὑτως και της φιλοσοφιας κ. τ. λ. Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer: Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bakchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könte, fiel Theſpis darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen oder vorſtellen zu laſſen. Äſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Vorſtellung, die von einer einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweite Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte vertheilte, obgleich nothwendig die eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben muß-

te, als die andere. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß πρωταγωνιςης, ſo wie der andere δευτεραγωνιςης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; den̄ der Deuteragoniſt koñte derſelben gar wohl mehr als eine vorſtellen, weñ ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieſes zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche τριταγωνιςης hieß. 1)

Dieſer τριταγωνιςης iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äuſſern ſich aber hierbei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barneſius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. 36.) hören: Nam licet Aeschylus in principio *Promethei* sui *Robur et Vim*, *Prometheum et Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personae loquuntur, hoc est *Robur et Vulcanus*; nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, weñ es keinen andern Auftritt von drei Perſonen beim Äſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den

1) Hierzu brauchten keine beſondern Leute zu ſein; und Demoſthenes wirft es dem Äſchines mehr als einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kañ aber Gyraldus gewußt haben, was τριταγωνιςης heiſſe, weñ er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quae τριταγωνιςη dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſezt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιςη genommen hat, das mag Gott wiſſen.

Dacier, in ſeinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der ariſtoteliſchen Dichtkunſt, welcher ohne Zweifel den Äſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Aristôte dit ici, que Sophocle ajouta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses *Coëphores*, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses *Eumenides*, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entièrement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois acteurs différents du choeur. Comment donc Aristôte peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne sçaurois le croire. Quand Eschyle fit ses *Coëphores* et ses *Eumenides*, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des piéces de Sophocle, où il prit ce troisième acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deßwegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genañt werde, weil er ſich deſſen in allen Stüken bediente, was beim Äſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Deñ es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſein, ob man dieſe Erfindung dem Äſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben ſolle. Ein altes Leben des erſtern, welches Robortellus ſeiner Ausgabe vorgeſezt hat, ſagt ausdrüklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſei vom Äſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Äſchylus

hierin erklärt haben. Deñ weñ Themiſtius [1] in ſeiner Rede: ὑπερ τȣ λεγειν, ἡ πως τῳ Φιλοσοφῳ λεκτεον, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden worden; ſo nimt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: Αλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμȣ της σκηνης, και τȣ χορȣ, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εις το θεατρον· και ȣ προσεχωμεν Αριστοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος εισιων ηδεν εις τȣς θεȣς· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν εξευρεν· Αισχυλος δε τριτον ὑποκριτην και οκριβαντας· τα δε πλειω τȣτων Σοφοκλεος απηλαυσαμεν και Ευριπιδȣ.

12.

Zum Theil Suidas.) Dieſer ſagt vom Sophokles: ȣ̔τος πρωτος τρισιν εχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλȣμενῳ τριταγωνιστῃ· και πρωτος τον χορον εκ πεντεκαιδεκα εισηγαγε νεων, προτερον δυοκαιδεκα εισιοντων. — — Και αυτος ηρξε το δραμα προς δραμα αγωνιζεσθαι· αλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jezt nur bei dieſer lezten Neuerung des Sophokles in ſeiner Kunſt. „Er fing es zuerſt an, „daß Drama gegen Drama um den Preis ſtritt, „und nicht die ganze Tetralogie.“

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stüken zugleich um den Preis, wovon das lezte beſtändig ein ſatyriſches Stük war. Und dieſe vier Stüke zuſammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Älianus (L. 2. c. 8.) daß in der ein und neunzigſten Olympiade Xenokles (den Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen anſticht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſei, welcher der Allegorie

1) Edit. Harduin p. 316.

gar zu ſehr nachgehangen habe,) mit dem Euripides um den Preis geſtritten. Xenokles habe den erſten Preis erhalten, durch ſeinen Ödipus, Lykaon, Bakchä und das ſatyriſche Stük Athamas; Euripides aber den zweiten durch ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das ſatyriſche Stük Siſyphus. — Älianus wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſein müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

Weñ Fabricius (Biblioth. Graeca L. 2. c. 19.) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade 81, und beruft ſich auf den Älian. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Überſezung angeſehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Deñ im Texte ſteht: κατα την πρωτην και ἑκτην Ολυμπιαδα, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt ἑκτην, εννενηκοςην zu leſen ſei, wie Scheffer bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des Plato, (L. 3. §. 35.) weñ er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν εκδȣναι αυτον τȣς διαλογȣς. οἷον εκεινοι τετρασι δραμασιν ηγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὧν το τεταρτον ην Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα εκαλειτο Τετραλογια. Es ſcheint alſo, daß es deßwegen allezeit vier Stüke waren, weil ſie an den vier hier genañten Feſten geſpielt wurden. Dies iſt auch die Meinung des Caſaubonus, (de Poës. Satyr, L. 1. c. 5.) der daſelbſt überhaupt von den Tetralogien nachzuleſen iſt.

Sophokles aber muß dieſe Veränderung entweder ſehr ſpät gemacht haben, oder ſie muß nicht

allen tragiſchen Dichtern zu gute gekommen ſein, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Älians, und das Beiſpiel des Plato beweiſet, von welchem eben der Schriftſteller (L. 2. c. 30.) ſagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis ſtreiten wollte: Επεθετο ουν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν ειργασατο. Και εμελλεν αγωνιζεσθαι, δους ηδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα. — Von dem Sohne des Euripides ſagt der Scholiaſt des Ariſtophanes über die Fröſche, V. 17: Οὑτω δε και ἁι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ευριπιδου, τον ὑιον αυτου· δεδιδαχεναι ὁμωνυμως εν αστει Ιφιγενειαν την εν Αυλιδι, Αλκμαιωνα, Βακχας. Dies war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralagie, von welcher das ſatyriſche Stük hier nur weggelaſſen iſt. — Auch vom Philokles, der, nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiaſt des Ariſtophanes eine Tetralogie an: εν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ. Obgleich dies damit nicht übereinzuſtimmen ſcheint, weñ Ariſtides ſagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht alſo, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien geſtritten wurde. Niṁt man dieſe Meinung an, ſo laſſen ſich viele Dinge vergleichen, die man ſonſt wohl unverglichen laſſen muß. Z. E. Euripides ſoll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dañ kein Widerſpruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stüke derſelben gezählt. [1])

Wider dieſe Meinung ſcheint die Tetralogia Oreſtia des Äſchylus zu ſein, deren Ariſtopha-

1) Vergl. Bayle im Art. Euripides.

nes in den Fröſchen, V. 1155, gedenkt. Der ungenan̄te Verfaſſer der Beſchreibung von den Olympiaden ſagt indeß, daß dieſe Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigſten Olympias den erſten Preis erhalten habe. Damals aber war Äſchylus ſchon todt; und es war eines von denen Stüken, die nach ſeinem Tode auf's Theater gebracht werden durften. Der Scholiaſt ſagt von dem Agamemnon, welches das erſte Stük in dieſer Tetralogie iſt, das nämliche.

Sie wäre meiner Meinung alſo nicht zuwider, aber wohl eine andre, von welcher der Ungenan̄te unter der ſechs und ſiebzigſten Olympiade, beim vierten Jahre, ſagt: Αισχυλος τραγῳδος ενικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνει, Προμηθει.

13.

Zum Theil der ungenan̄te Biograph.) Über die Neuerungen, die Sophokles in ſeiner Kunſt machte, drükt ſich dieſer Ungenan̄te ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt von „Äſchylus, und erfand viel neues in der Vorſtel„lung. Erſtlich ſchafte er es ab, daß der Dich„ter ſelbſt ſein Stük ſpielte, (welches ehedem „gewöhnlich war,) weil er ſelbſt eine allzu ſchwa„che Stimme hatte. Ferner vermehrte er die „Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf „funfzehn, und erfand den dritten Schauſpieler. „Man ſagt auch, daß er ſelbſt einmal die Cither „genommen, und in dem Stüke Thamyris „darauf geſpielt habe; daher er den̄ auch in der „bunten Galerie [1]) mit der Cither gemalt wor-

1) Ποικιλη ϛοα hieß einer von den bedekten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemälde. Siehe oben, S. 618.

„den. Satyrus ſagt, daß er auch den krum-
„men Stab erfunden habe. Deßgleichen ſagt
„Iſtrus, daß er die weiſſen Stiefel erdacht habe,
„welche ſowohl die Schauſpieler, als die Perſonen
„des Chors tragen.“

Was hier durch: krummen Stab, überſezt iſt, heißt im Griechiſchen καμπυλη βακτηρια. — Καμπυλη, ſagt Stephanus, heiſſe auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. Βακτηρια iſt einerlei mit το βακτρον, baculus, scipio. Das leztere komt ſehr oft in des Euripides Phönicierinen vor, wo der blinde Ödipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als, V. 1710. 11:

Ποθι γεραιον ιχνος τιθημι;
Βακτρα προσφερ᾽, ω τεκνον.

Auch βακτευμα komt dort, V. 1534. 35. vor, welches das Stüzen auf den Stabe bedeutet:

Τι μ᾽ ω παρθενε βακτευμασι τυφλου
Ποδος εξαγαγες εις φως;

Julius Pollux, B. 4. Kap. 18, περι ὑποκριτων σκευης, ſagt von der Kleidung alter, bejahrter Perſonen: γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, η μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια. So iſt die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemſterhuis abgedrukt; und die lateiniſche Überſezung dabei iſt: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — Φοινικις wird durch vestis Phoenicei coloris erklärt. Dieſe phöniciſche Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichſte unterſchieden. Ich tadle alſo zuerſt an dieſer Überſezung, daß ſie

beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen φοινικιδες im Kriege, damit das Blut nicht ſo zu ſehen ſein ſollte. Die phöniciſche Farbe war alſo ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jezt wahrſcheinlicher wird, iſt es umgekehrt. Deñ Plinius ſagt (L. 9. c. 38.) daß die Purpurfarbe nigricans aspectu ſei; und Gellius (L. II. c. 26.) gibt der phöniciſchen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta*? Was kañ καμπυλη ſein, weñ es von einem Kleide geſagt wird? — Kurz, καμπυλη gehört zu βακτηρια. Und Pollux ſelbſt verbindet beides an einem andern Orte, (L. 10. §. 173.) wo er ſagt, daß βακτηρια Περσις ſo viel ſei, als βακτηρια καμπυλη.

14.

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den Ariſtophanes [1]) ſagt hierüber: Ὅτι επι μισθῳ εγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εισενεγκειν εις τα ᾳσματα, και γραψαι ᾳσμα μισθȣ. Τȣτο δε και Πινδαρος Φησιν αινιττομενος. — Und nun folgt die Stelle aus Pindars Isthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders geleſen wird, als beim Pindar. — Το μεν τοι περι των κιβωτων τȣ Σιμωνιδȣ λεγομενον u. ſ. f.

Αλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο επι Φιλαργυριᾳ· και τον ΣοΦοκλεα ȣν δια Φιλαργυριαν εοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι εκ της ϛρατηγιας της εν Σαμῳ ηργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αυτῳ λογῳ διεσυρε τȣς β΄ ιαμβοποιȣς· μεμνηται ὁτι σμικρολο-

1) Ειρηνη, v. 696.

γοι· ὅθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αυτον προσαγορευει· μηποτε δε εδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις οψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus, in ſeinen Anmerkungen über eben dies Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum κιμβικα. Est enim κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα. Origo απο των κιμβιων, quae sunt σφηκιαι vel μελισσια ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit κιμβικα et αισχροκερδη. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poëtam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis.* Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, κακως λεγειν Αττικον εστι μελι. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiedenes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

15.

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß Sophokles von den Athenienſern zum Feldherrn ſei ernennet worden. Aber wañ dieſes geſchehen ſei, und in welchem Kriege, wider wen dieſer Krieg geführt ſei, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenañte Biograph ſagt: „Die Athe„nienſer erwählten ihn in ſeinem fünf und ſechzig„ſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahre vor dem „peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider „Anäa."

Ein anderer Ungenañter, von welchem wir eine Beſchreibung der Olympiaden haben, ſagt in derſelben, unter dem dritten Jahre der fünf und achtzigſten Olympiade, faſt mit den nämlichen Worten: „In dieſes Jahr fällt der Krieg der „Athenienſer wider Anäa, in welchem der Tra„gödienſchreiber Sophokles zum Feldherrn er„wählt ward."

Nun nahm der peloponneſiſche Krieg in dem zweiten Jahre der ſieben und achtzigſten Olympiade ſeinen Anfang; und das ſiebente Jahr vor dieſem Kriege wäre das gedachte dritte der fünf und achtzigſten Olympiade. Dieſes Datum alſo kōnte, wegen des dopelten Zeugniſſes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, weñ es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits fünf und ſechzig Jahr alt geweſen ſei. Deñ da der ungenañte Biograph das zweite Jahr der ein und ſiebzigſten Olympiade zu ſeinem Geburtsjahre annim̃t; ſo iſt bis auf das ſiebente Jahr von dem peloponneſiſchen Kriege nur eine Zeit von einigen funfzig Jahren verfloſſen. Vielleicht hat der Ungenañte

auch wirklich anſtatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε ſchreiben wollen; welches ſo ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit dieſem ſiebenten Jahre vor dem peloponneſiſchen Krige, glaubt Petit, 1) müße es ſeine Richtigkeit nicht haben, weñ man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieſer ſagt nämlich in dem Leben des Perikles, weñ er von den ſcharfſinnigen Reden dieſes Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er ſich gegen den „Sophokles, als er mit demſelben zu einer gewiſ„ſen Unternehmung abſchifte, und dieſer einen „ſchönen Jüngling lobte, ſo vernehmen: Sopho„kles! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, „ſondern auch reine Augen haben.“

Nun ſagt der ungenañte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr geweſen ſei; und der Grammatiker Ariſtophanes ſagt in ſeinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier geweſen ſei. Nach dem Diodorus Siculus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der vier und achtzigſten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenañte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden gleichfalls beſtätigt.

Ja, der ganze Krieg wider Anäa ſcheint nur der Samier wegen unternommen zu ſein, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß ſtanden. Deñ Stephanus ſagt: Αναια — εϛι δε Καριας, αντικρυ Σαμȣ. Κεκληται απο Αναιας Αμαζονος, εκει ταφεισης. — Το εθνικον, Αναιος. Stephanus muß die Gränzen von Karien ſehr weit ausdehnen, weñ Anäa Samos gegenüber gelegen haben ſoll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine joniſche

1) Miscellaneor. L. 3. c. 18.

Stadt ſein. Überhaupt aber ſind die Gränzen zwiſchen Jonien und Karien bei den Alten ſehr ungewiß.

Eben dieſer Stephanus ſagt: *Σαμος επιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος.* — Und Abraham Berkel macht die Anmerkung: Nisi Stephani verba essent clariora quam Thucydidis, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas esset attribuenda. Ejus veiba (L. 4.) ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: *Και εδοκει αυτοις δεινον ειναι, μη ὥσπερ τα εν Αναιᾳ επι τῃ Σαμῳ γενηται, ενθα ὁι φευγοντες των Σαμιων καταϛαντες.* Valla haec transtulit, quasi *Αναια* in Samo esset sita; cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum; nam sic Graeci dicunt *επι τῳ ποταμῳ* et *επι ταις θυραις.*

Anäa iſt von Samiern, welche von den Epheſiern, mit ihrem Könige Leogorus von der Inſel vertrieben wurden, befeſtiget worden; und von da aus haben ſie auch die Inſel wieder erobert. — Pauſanias ſagt, daß Anäa *εν τῃ ηπειρῳ τῃ περαν*, in dem gegenüber gelegenen feſten Lande gelegen habe. Dieſe ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles ſeine Antigone in dem dritten Jahre der vier und achtzigſten Olympiade habe aufführen laſſen, und daß ihn die Athenienſer zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es Ariſtophanes ausdrüklich ſagt. — Es wäre alſo neun Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege geweſen.

Wider die lezte Kritik des Petit wäre aber dies einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erſt bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden;

welches deñ in das dritte Jahr der fünf und achtzigſten Olympiade fallen würde. [1])

Weñ Strabo in ſeinem vierzehnten Buche (S. 446. der almelov. Ausg.) von der Inſel Samos redet; ſo ſagt er: Αϑηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες ςρατηγον Περικλεα, και συν αυτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκιᾳ κακως διεϑηκαν απειϑȣντας τȣς Σαμιȣς· ὑςερον δε και κληρȣχȣς επεμψαν τρισχιλιȣς, εξ ἑαυτων, ὡν ην και Νεοκλης ὁ Επικȣρȣ τȣ φιλοσοφȣ πατηρ.

Was Plutarch im Nicias von dem Sophokles ſagt, iſt vielleicht falſch; und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Themiſtokles mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus koṁt darin überein, das Sophokles neben dem Perikles Heerführer geweſen ſei. Allein er ſagt, es ſei gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut, duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis

1) S. Diod. Sic. L. 12. Thucydid. L. 1. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

virum, et Sophoclem, ſcriptorem tragoediarum, qui diviſo exercitu et Spartanorum agros vaſtarunt, et multas Achaiae civitates Athenienſium imperio adjecerunt. — Juſtinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Siculus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

16.

Die Zahl aller ſeiner Stüke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stüke ſpielen laſſen; nach einigen aber noch weit mehrere: εδιδαξε δε δραματα ρκγ'. ώς δε τινες, και πολλω πλειω. — Der Ungenañte ſagt, dem Grammatiker Ariſtophanes zufolge, daß ſich ihre Anzahl auf hundert und dreiſſig belaufen habe.

17.

Von den andern iſt wenig mehr übrig, als der Titel.) Dieſe ſind [1]:

Αθαμας.

Sophokles hat zwei verſchiedene Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche ſeiner Ver-

1) (Leſſing geht nur drei von dieſen verlornen Schauſpielen aus der ſehr zahlreichen Menge durch, die Fabricius (Biblioth. Graeca L. 2. c. 17. p. 595 — 603.) namhaft macht.)

wandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Jno, raſend machen. Jn dieſer Naſerei glaubte er auf der Jagd zu ſein und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Jno davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen in's Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kañ in der That ſchreklicher ſein, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Jnhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſein; deñ die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Jno hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Jno in den Siñ, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Jno beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer

gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeket den Betrug. Athamas ergrimt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo, wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

Ερεχθευς.

Erechtheus war der ſechſte König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stüks geweſen ſei. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwikelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinen! Die jüngſte ward geopfert; uud die übrigen brachten ſich zugleich mit um's Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυεςης.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Daß eine hieß: Θυεςης ὁ εν Σικυωνι, d. i. Thyeſt in Sicyon,

und kañ von dem ſonderbarſten ſchreklichen Inhalte geweſen ſein. Nach der abſcheulichſten Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſollte, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigne Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekañter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Ägiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin! von einem Unbekañten! in welchem ſie endlich ihren Vater erkeñt! eine von ihrem Vater entehrte Tochter! und aus Rache entehrt! geſchändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

18.

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas ſagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Siculus hingegen, achtzehnmal; und der ungenañte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karyſtius ſagt. Sehr „oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den „dritten, erhalten."

21.

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, iſt der tragiſchen Ehre des erſtern weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblike zu ſein ſcheint.) Die Stelle iſt beim Plato de Republ. L. 8. p. 568. ed. Steph. — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνϗσια

deſswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle ſchöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieſes Dichters ſtehen, werde ich unten, 33, wahrſcheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes ſteht nicht allein beim Euſebius, ſondern auch beim Clemens Alexandrinus; [1]) aber etwas verändert:

Εις ταις αληθειαισιν εἷς εϛιν Θεος,
Ὁς ϗρανον τ' ετευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντϗ τε χαροπον οιδμα, κᾳνεμων βιας·
Θνητοι δε, πολυκερδειᾳ πλανωμενοι,
Ἱδρυσαμεθα πημᾳτων παραψυχην
Θεων αγαλματ' εκ λιθινων η ξυλων η χαλκεων
Η χρυσοτευκτων, η ελεφαντινων τυπϗς·
Θυσιας τε τϗτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ϗτως ευσεβειν νομιζομεν.

Auch Juſtinus Martyr führt dieſe Verſe, S. 19. gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens ſagt darüber: ϗτοσι μεν ηδη και παρακεκινδυνευμενος επι της σκηνης την αληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.

22.

Er ſtarb in dem dritten Jahre der drei und neunzigſten Olympias.) Beim Suidas ſteht, er ſei ſechs Jahr nach dem Euripides geſtorben. Dagegen ſagt der ungenan̄te Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demſelben geſtorben wären.

Eben dieſes ſagt auch Diodorus Siculus (L. 13.)

1) Λογ. Προτρεπτ. p. m. 26.

dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor ſelbſt gleich darauf die Verſchiedenheit der Meinungen hiervon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden ſei zerriſſen worden.

23.

Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwingers Theatro vitae Humanae auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbſtmördern gewahr, [1]) und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden ſind. Ich erſtaune; deñ ich hatte mir geſchmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumſtand von dieſem Dichter ſein müßte, dem ich nicht nachgeſpürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art ſeines Todes wird verſchieden erzählt; das iſt wahr. Aber ſo! Wer in der Welt hat ſie jemals ſo erzählt? Valerius Maximus, verſichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was ſagt deñ dieſer? Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — — Ganz recht, das ſind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die minelliſche, *dedisset* leſen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit. — *Gladium* habuit? Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er ſtarb vor Freude, daß er endlich dennoch, obſchon nur durch eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte. Nun ſehe man, was für Lügen aus einem

1) Vol. 2. L. 7. p. 459.

Drukfehler entſpringen können! und aus einem gleichwohl ſo handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieſes zu Zwingers Entſchuldigung anführen, daß ihn dieſer Drukfehler ſchwerlich ſo weit irre geführt haben würde, weñ ihn nicht ein anderer vorhergehender ſchon vom Wege abgeführt hätte. Anſtatt *aliquando* tamen una sententia victor, lieſt er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Anſehen nach aliquanto zu victor gezogen; als weñ ſich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, geweſen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anſtatt aliquando *tamen* lieber zu leſen ſein: aliquando *tandem*?

29.

Er hinterließ den Ruhm — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schuzrede des Apollonius [1]) an den Kaiſer Domitian kom̃t jener zulezt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stüke ſeiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Epheſus von der Peſt befreiet habe. Er läugnet das nicht. Er ſagt nur, Epheſus ſei eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. Τις αν σοφος, fährt er fort, εκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης αγωνα; ενθυμηθης μεν Δημοκριτον ελευθηρωσαντα λοιμȣ ποτε Αβδηριτας, εννοησας δε Σοφοκλεα τον Αθηναιον, ὁς λεγεται και ανεμȣς θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας. Wer ſollte ſolche Wunder, Stürme zu beſänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wiſſen mögen. Deñ ſo gut er es natürlicher Weiſe zu erklä-

1) Philostrat. de Vita Apollonii, L. 8. c. 7. §. 8.

ren gewußt hat, wie er die Peſt zu Epheſus vorher wiſſen können, ohne ein Zauberer, ein γοης, zu ſein; eben ſo würde er auch vielleicht die Beſänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunſtſtük, das Apollonius gehabt hat, die Peſt vorher zu empfinden, verloren gegangen iſt!

Doch, ich kañ dies Räthſel löſen. Man erinnere ſich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Geſang war, wovon Euſtathius [1]) ſagt, daß er ehedem nicht blos, wie noch zu ſeiner Zeit, zur Abwendung der Peſt an den Apoll gerichtet werde, ſondern auch zur Dämpfung des Krieges und anderer drohender Übel: Εϛι δε Παιων ὑμνος τις εις Απολλωνα, ȣ μονον επι παυσει λοιμȣ, ὡς αρτι, ᾳδομενος, αλλα και επι παυσει πολεμȣ — πολλακις δε και προςδοκȣμενȣ τινος δεινȣ ᾳδομενος. — Da alſo der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende geſungen ward; was läßt ſich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wüthenden Sturmwinde wird ſein geſungen worden, daß Sophokles dieſen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen?

32.

Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Meneklides.

Über den Jophon iſt der Artikel beim Suidas nachzuſehen. Er ſagt von ihm: Ιοφων, Αθηναιος τραγικος, ὑιος Σοφοκλεȣς τȣ τραγωδοποιȣ γνησιος

1) In L. 1. Iliad. v. 473.

απο Νικοςρατης. γεγονε γαρ αυτω και νοθος υἱος Αριςων απο Θεοδωριδος Σικυωνιας. δραματα δε Ιοφων εδιδαξε ν', ὡν εςιν Αχιλλευς, Τηλεφος, Ακταιων, Ιλιος, Περσις δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και αλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.

Weñ Clemens von Alexandrien [1]) zeigen will, daß auch die Griechen τους περ' ὁτιουν πολυπραγμονους, σοφους ἁμα και Σοφιςας παρωνυμως κεκληκασι, ſo führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: Ιοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος εν αυλῳδοις σατυροις, επι ραψῳδων και αλλων τινων λεγει· — Και γαρ εισεληλυθεν πολλων σοφιςων οχλος εξηρτημενος. — Dieſes ſatyriſche Schauſpiel neñt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falſch κωμικος genañt; deñ die Komödienſchreiber verfertigten keine ſatyriſche Stüke. [2])

Sein Enkel von dem Ariſton, der gleichfalls Sophokles hieß, machte ſich auch als tragiſcher Dichter bekañt. So will es wenigſtens Suidas. Hingegen merkt Meurſius aus dem Diodorus Siculus an, daß dieſer den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, ſondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung ſei für die Meinung Diodors, indem dieſer ſage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünf und neunzigſten Olympiade, alſo neun Jahre nach dem Tode des Vaters, ſeine erſte Tragödie habe aufführen laſſen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenañte in ſeiner Beſchreibung der Olympiaden überein.

Eben dieſen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an, [3]) und ſagt von ihm, daß

1) L. 1. p. 205. edit. Dan. Heinsii, L. B. 1616.
2) Vergl. Fabricii Biblioth. Graec Vol. 1. p. 729.
3) Λογ. Προτρεπτ. p. m. 14.

er und Patrokles der Thurier den Kaſtor und Pollux für ſterbliche Menſchen ausgegeben haben: Πατροκλης, ὁ Θȣριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος εν τρισι τραγῳδιαις u. ſ. f. — Dieſe Worte überſezt Gratianus Hervetus 1) blos: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinſius verbeſſerte und durchgeſehene Überſezung läßt die Worte, εν τρισι τραγῳδιαις aus. Ich glaube, ſie bedeuten hier ſo viel als Trilogie.

33.

Die gerichtliche Klage, die ſeine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero gibt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero iſt in ſeinem Cato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er unterſucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, *Oedipum Coloneum*, recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in ſeinem Al-

1) P. 30. ſeiner zu Paris 1590 herausgekommenen Überſezung.

ter ein wenig lüderlich geweſen ſein; welches ihm wenigſtens beim Athenäus Schuld gegeben wird. [1])

Und doch, wie reimt ſich dazu die Probeſtellung beim Plato? [2]) Dieſe hat auch Philoſtrat in dem Leben des Apollonius wiederholt. [3]) Er ſagt von dem Weltweiſen, daß er ſich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: *ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα εφη, και αγριον δεσποτην αποφυγειν, ελθων εις γηρας.*

34.

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas, ſchrieb er eine Elegie, Päane, und ein proſaiſches Werk von dem Chore wider den Theſpis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Äſkulap vom Philoſtratus erwähnt. [4]) — Apollonius iſt bei dem Gottesdienſte der Weiſen in Indien gegenwärtig: *οἱ δε ᾐδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὅν Αθηνησι τῳ Ασκληπιῳ ᾳδουσιν.* Sollte man hieraus nicht ſchließen, dieſer Päan ſei noch zur Zeit des Philoſtratus und Apollonius geſungen worden? — Auch in dem Gemälde, welches der jüngere Philoſtrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf dieſen Päan angeſpielt, und darauf, daß Äſkulap bei ihm eingekehrt ſei.

Daß er wider den Theſpis und Chörilus ſchrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung

1) Deipnosophist. L. 12. c. 1. Vergl. L. 13. c. 27.
2) De Republ. L. 1. p. 329. Vol. 2. edit. Steph.
3) L. 1. c. 10.
4) In Vita Apollonii, L. 3. c. 5.

deſſen, was Herr Curtius [1]) von der Verträglichkeit der griechiſchen Dichter unter einander ſagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit ſolchen ſchlechten Dichtern zu ſtreiten, ſondern auch mit dem Euripides; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux [2]) beweiſen kañ, wo er ſagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuſchauern ſagen möchte, ſich zwar für den komiſchen Chor, aber nicht für den tragiſchen ſchike. Unterdeſſen habe ſich doch Euripides deſſelben in vielen Stüken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: Και Σοφοκλης δ᾽αυτο εκ της προς εκεινον ἁμιλλης ποιει σπανιακις, ὡσπερ εν Ἱππονῳ.

35.

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzüglichſte Erwähnung des Sophokles beim Virgil [3]) iſt bekañt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier blos ſeinen Namen hergeben müßen, weil der Name Euripides nicht ſo gut in den Hexameter gegangen ſei. Aber dieſe Leute müßen nicht haben ſcandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als ſechs Epigramme, in Hexame-

1) In den Anmerkungen zu ſeiner überſezung von Ariſtotelis Dichtkunſt. S. 104.
2) L. 4. c. 26.
3) Ecloga 8. v. 9 — 10.

tern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich iſt.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus, daß die vorlezte Silbe in dieſem Namen von Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripídes.

Apud Jonem quoque, ſezt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ευριπιδη εν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verſe des Jon iſt ja die vorlezte Silbe kurz, und die dritte von der lezten iſt lang, eben wie in allen den gedachten Siñgedichten der Anthologie. Sogar der virgiliſche Vers:

Sola Sophocleo — — —

köñte eben ſo gut heiſſen:

Sola Euripideo — — —

Hieße es, wie beim Sidonius, Euripídes; ſo ginge der Name freilich in keinen Hexameter. 1)

36.

Verſchiedene Beinamen, die man ihm gegeben hat.) „Er wird, ſagt Suidas, wegen ſeiner Süßigkeiten die Biene genañt.“ — Der ungenañte Biograph gibt eine andere Urſache an: „weil er ſich von allem das Schönſte „und Beſte auszuleſen gewußt habe.“

Phrynichus Arabius in ſeinen Büchern Σοφιϛικης Παρασκευης, wovon ſich ein Auszug beim

1) (Barnes handelt in ſeinem Leben des Euripides, §. 7. ſehr umſtändlich von der Quantität dieſes Namens.)

Photius findet,[1] neñt den Äſchylus τον μεγαλοφωνοτατον, den Sophokles τον γλυκυν, und den Euripides τον πανσοφον.

Wider dieſen Zunamen des Süßen, weñ er ihm wegen der Lieblichkeit ſeiner Verſe wäre beigelegt worden, ließe ſich eine Anmerkung des Muretus[2] anführen. Dieſer bemerkt es als eine von den anſtößigſten Härten der Rede, weñ der nämliche Mitlauter ſehr oft und nahe hinter einander vorkoṁt. Er führt zum Beiſpiele folgende Verſe aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jaſon vorwirft, er ſei durch ihren Beiſtand allein gerettet worden:[3]

Εσωσα σ' ὡς ισασιν Ἑλληνων ὁσοι
Τουτον συνειβεβησαν Αργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ, beſonders in dem erſten dieſer Verſe, gab den komiſchen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beiſpiel dieſer Härte zu geben: Alterum, ſagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ' ωτα, τον τε νȣν, τα τ' ομματα τ'ει.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

1) P. 324. edit. Andr. Schotti, 1653.
2) Lect. Var. L. 1. c. 13.
3) V. 477 — 478.

37.

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld gibt.) über die Diebſtähle des Sophokles ſoll Philoſtratus der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buches denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechſten Buche ſeiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. Φερε, μαρτυρας της κλοπης αυτους καθ' εαυτων παραστησωμεν τους Ἑλληνας. Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind?

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als, aus dem Orpheus, Muſäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Äſchylus, Euripides und Menander.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſei, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. Λαβοις δ' αν εκ

παραλληλȣ της κλοπης τα χωρια και των συνακμασαντων και ανταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα. — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der eine noch der andere damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müßen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

Ω φιλον ὑπνȣ θελγητρον, επικȣρος νοσȣ.

Und Sophokles in der Eriphile:

Απελθ' εκεινης ὑπνον ιητρον νοσȣ.

Sie ſagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Übel ſei; deßwegen ſollen ſie einander ausgeſchrieben haben! Ferner, Euripides ſagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονȣντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ουκ εϛι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Weñ einer von dem anderen dieſe Stellen hätte entlehnen müßen, ſo hätte man dem, der ſie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwiſſendſten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Deñ Äſopus hat ſchon ein Märchen, welches dieſe Lehre einſchärft.

Euripides, im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ῳ τεκμηριῳ μαθων
Η χρηϛον οντα γνωσομαι σε, η κακον.

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὁρων
Και παντ' ακȣων, παντ' αναπτυσσει χρονος.

Beide ſagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeſchrieben!

Unterdeſſen kañ man aus dieſen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophiſten Hippias, den er bald darauf als einen neñt, der von ähnlicher Materie geſchrieben, abgeborgt hat, ſo viel ſchließen, daß die bekañte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνȣσια

ſchwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen ſei. Dieſe hätte einer dem anderen nothwendig müßen geſtohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergeſſen.

38.

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauſpielern.

1. Klidenides, deſſen Ariſtophanes in den Fröſchen, v. 803, gedenkt, ſoll, wie der Scholiaſt ſagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauſpieler, nach dem Kalliſtratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles geweſen ſein.

2. Tlepolemus, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: αλλοι δε τραγικον ὑποκριτην ειναι τον Τληπολεμον, συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. 7. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate caeteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragoedias poëtarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Eleetram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. Gyrald. Dial. 6. p. m. 692.

II. Von anderen, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in ſeinem Verzeichniſſe der Schriftſteller, welches im Theſaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Lariſſäus, als einen, deſſen Stephanus unter Κρανεια gedenke. Allein Mauſſakus hat es in ſeinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht Σοφοκλης Λαρισ-

σαιος, ſondern Λαρισσαιαις zu leſen, und darunter das Schauſpiel Λαρισσαιαι zu verſtehen ſei. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiaſten, welche über des Apollonius Argonautika commentirt haben, Sophokles. Dieſes Scholiaſten gedenkt Stephanus unter Αβαρνος. Und unter Καναστρον, wo es ausdrüklich heißt: Σοφοκλης ὑπομνηματιζων τα Αργοναυτικα. Die noch jezt vorhandenen Scholien über den Apollonius ſcheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieſes Sophokles, des Lucillus Tarrheus und des Theon zu ſein.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philoſophen aus Athen vertrieb, ſehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprichwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört beſonders der ſprichwörtliche Ausdruk: *Equus Sophocleus.*

Philoſtrat ſagt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Sophiſten, daß er den Damianus zu verſchiedenenmalen zu Epheſus in ſeinem Alter beſucht habe, und ſezt hinzu: και ειδον ανδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος γαρ ὑφ' ἡλικιας θωκων, νεαζουσαν ὁρμην εν ταις σπουδαις ανεκτατο.

Cölius Rhodiginus 1) erklärt dieſes Sprichwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poëtica Horatius:

1) Lect. Antiq. L. 21. c. 20.

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri.*

Vel quia poëtae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poëta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber beſiñt er ſich eines Beſſern. Er gedenkt nämlich des κολωνος ἱππειος, und ſagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praeteximus, eo quidem proclivius, si illibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß Sophokles ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſei; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Oreſt ſagt:

Ὥσπερ γαρ ἱππος ευγενης, καν ῃ γηρων,
Εν τοισι δεινοις θυμον ουκ απωλεσεν,
Αλλ' ορθον ους ἱστησιν· ὡσαυτως δε συ
Ἡμας τ' οτρυνεις, καυτος εν πρωτοις ἑπει. 1)

39.

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius 2) verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Komödienſchreiber den Sophokles unangetaſtet gelaſſen haben: Αλλ' ουδ' ὑπο των Κωμῳδων αδεκτος αφειθη, των ουδε Θεμιστοκλεους αποσχομενων.

1) V. 25 — 29.

2) In Vita Euripidis, p. 4.

Fragment
einer Überſezung
vom
Ajax des Sophokles.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Minerva. Ulyſſes.

Minerva. Wie ich dich ſchon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen ſchlau bemüht erblikte: ſo erblike ich dich auch jezt, hier unter den Schifsgezelten des Ajax, am äuſſerſten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du ſpähſt, und ſpürſt, und zählſt, und miſſeſt alle ſeine friſchen Tritte, um zu wiſſen, ob er drinnen, oder nicht drinnen iſt. Wie wohl leitet dich gleichſam der untrügliche Geruch des lakoniſchen Windſpiels! Er iſt wieder drinnen, der Mañ! Schweiß riñt ihm von dem Antlize, und Blut von den mörderiſchen Händen. Was ſieheſt du noch ſo ſcharf nach dieſer Thür? Du darfſt mir nur ſagen, warum du dir dieſe Mühe gibſt; und du kañſt von mir alles erfahren.

Ulyſſes. O Stimme Minervens, mir wertheſte unter den Göttern! Deñ nur allzu wohl, ob du gleich unſichtbar biſt, kenne ich deine Stim-

me; und mein Geiſt iſt bekan̄ter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der tyrrheniſchen Drommete! Wie ſollteſt du es nicht wiſſen, daß ich dieſes feindſeligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herumtreibe? Ihm, und keinem andern, ſuche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns dieſe Nacht eine That verübt, deren ſich kein Menſch vermuthet hätte; wen̄ er ſie anders verübt hat. Den̄ noch wiſſen wir nichts gewiſſes; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich ſelbſt der weitern Nachforſchung unterzogen. Es findet ſich alles unſer Beutevieh ſchändlich zugerichtet und ſamt den Hütern erwürgt. Jederman glaubt ihm die Schuld beimeſſen zu dürfen; und eine Wache hat ausgeſagt, ſie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen ſehen. Sogleich machte ich mich auf: und die Fußſtapfen, die ich hier erblike, beſtärken mich zum Theil; zum Theil verwirren ſie mich auch: ich kan̄ nicht begreifen, weſſen Fußſtapfen es ſind. 1) — Aber du kom̄ſt! und wie erwünſcht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaſſ' ich mich noch.

Minerva. Das weiß ich, Ulyſſes. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir ſogleich entgegen.

Ulyſſes. Gütigſte Göttin! ſo iſt ſie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er iſt der Thäter! Er iſt es!

Ulyſſes. Und was hat ihn zu ſo etwas widerſinnigem vermögen können?

1) Δια την μανιαν, ſagt der Scholiaſt ſehr wohl, δυσιχνευτος και επιτεταραγμενη ἡ βασις γεγονε τȣ Αιαντος. Der Gang eines Raſenden nämlich iſt ſo verwirrt, daß man aus ſeinen Tritten nicht klug werden kan̄.

Minerva. Der wüthende Zorn über die ihm abgeſprochenen Waffen des Achilles.

Ulyſſes. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte ſeine Hände mit eurem Blute zu färben.

Ulyſſes. Und alſo galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, weñ ich nicht geweſen wäre!

Ulyſſes. Welche Verwegenheit! welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als Meuchelmörder auf euch los.

Ulyſſes. Wie weit, wie nahe, kam er deñ dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er ſich den Zelten beider Feldherren.

Ulyſſes. Und was hielt da ſeine raſende Fauſt?

Minerva. Ich! — Ich ſtörte ihm dieſe grauſame Freude. Mit täuſchenden Bildern füllte ich ſein Auge, und wandte ihn gegen die vermiſchten Heerden, gegen die Hüter des ſämtlichen Beuteviehs. Welch ein Mezeln! Alles hieb er um ſich in Stüke. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Deñ ich reizte den Wahnwizigen, und ließ die grauſamſte der Erynnen gegen den Tobenden los.

Inhalt des vierten Bandes.

Geſchichte, Literatur und Dramatik.

Seite.

Berengarius Turonenſis 5

Vorrede 7

Abhandlung. Numer. 1. 2. 3. 4. — Berengarius hat ein Werk über ſeine Meinung vom Abendmahl geſchrieben, welches höchſt ſelten und intereſſant iſt . . . . . . 11 — 61

Von der erſten Anklage des Berengarius bei dem Pabſte 61

Wañ Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen 68

Kirchenverſam̃lung zu Rom unter Leo IX. . 77

— — — — Vercelli 92

— — — — Paris 105

— — — — Tours 114

— — — — Rom unter Nikolao II. 126

Numer 5. Des Berengarius Meinung war der Kirche nicht ſo gar fremd 138

Über die ſogenañten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger . . 149

Erſte Entdekung. — Es iſt eine alte zu Bamberg gedrukte Ausgabe derſelben vorhanden 151 — 173

Zweite Entdekung. — Über den Namen des Dichters . . . . 173 — 211

Dramatik.

Abhandlung von den Pantomimen der Alten 215

Seite

Von dem weinerlichen und rührenden Luſtſpiele 229
Leben Jakob Thomſons 243
Leben des Philip Nericault Destouches 267
Geſchichte der engliſchen Schaubühne 279
Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca bekant ſind 317
Der raſende Hercules 320
Beurtheilung deſſelben 347
Vergleichung mit jenem des Euripides . . 349
Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy . . 351
Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Hercules 355
Vorſchlag für einen heutigen Dichter . . 356
Die Moral des raſenden Hercules . 359
Verſuch über das in Unordnung gebrachte Stük des lateiniſchen Dichters 362
Thyeſt 365
Beurtheilung des Thyeſt 395
Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts 401
Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Hercules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben 403
Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen 407
Von dem Atreus und Thyeſt des ältern Herrn von Crebillon 408
Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus 425

Kritik über die Gefangenen des Plautus 463
Leben des Sophokles 543
Einleitung 545
Entwurf 547
Ausführung 551
Fragment einer Überſezung vom Ajax des Sophokles 659

Drukfehler.

Quos
— humana parum cavit natura.
Horat. ad Pis. v. 354.

Seite.	Zeile.				
11		Die Klammern müßen von der Anmerkung weg.			
39	4	ſteht	praessem	für	praeessem
46	20	—	überhaubt	—	überhaupt.
48	35	—	Franreich	—	Frankreich
66	35	—	die	—	de
85	16	—	Pabſte	—	Pabſt
89	lezte	—	Gratitsimus	—	Gratissimus
92	12	—	niemads	—	niemands
94	33	—	Das	—	Daß
110	lezte	—	Specilegii	—	Spicilegii
126	30	—	Urſchen	—	Urſachen
127	20	—	ateri	—	atteri
128	9	—	objecessit	—	objecisset
142	5	—	Clercius	—	Clericus
223	26	—	ορχεσις	—	ορχησις
274	22	—	Lañdsleuten	für	Landsleuten
286	8	—	Inhals	für	Inhalts
300	24	—	Königen	—	Königin
323	3	—	den	—	deñ
334	15	—	daß	—	das
351	33	—	das	—	daß
352	22	—	Zwifel	—	Zweifel
355	16	—	der	—	Der
359	1	—	den	—	deñ
362	12	—	bies	—	bis
432	23	—	Sriftſtellern	für	Schriftſtellern

Seite.	Zeile.	
477	9	ſteht zur für zu
482	3	— das afferte für das efferte
524	14	— docet für decet
539	23	— riducula für ridicula
544	14	— Leſſngs — Leſſings
556	28	— Unglükliche für unglük- liche
558	28	— φλιȣσιος für Φλιȣσιος
574	5	— λαροις — λαρους
575	31	— Protogoras für Protago- ras
576	20	— den Feinden für dem Fein- de
600	9	— wider für wieder
614	1	— Zuglich — Zugleich
647	34	fehlt nach Graec der Punkt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedrukt in Alois Willibalds fürſtlich fürſtenbergiſcher Hofbuchdrukerei zu Donauöſchingen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Lessings Werke

Bd.: 4

Donauöschingen (1822)

Bibl.Mont. 742-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713625-1